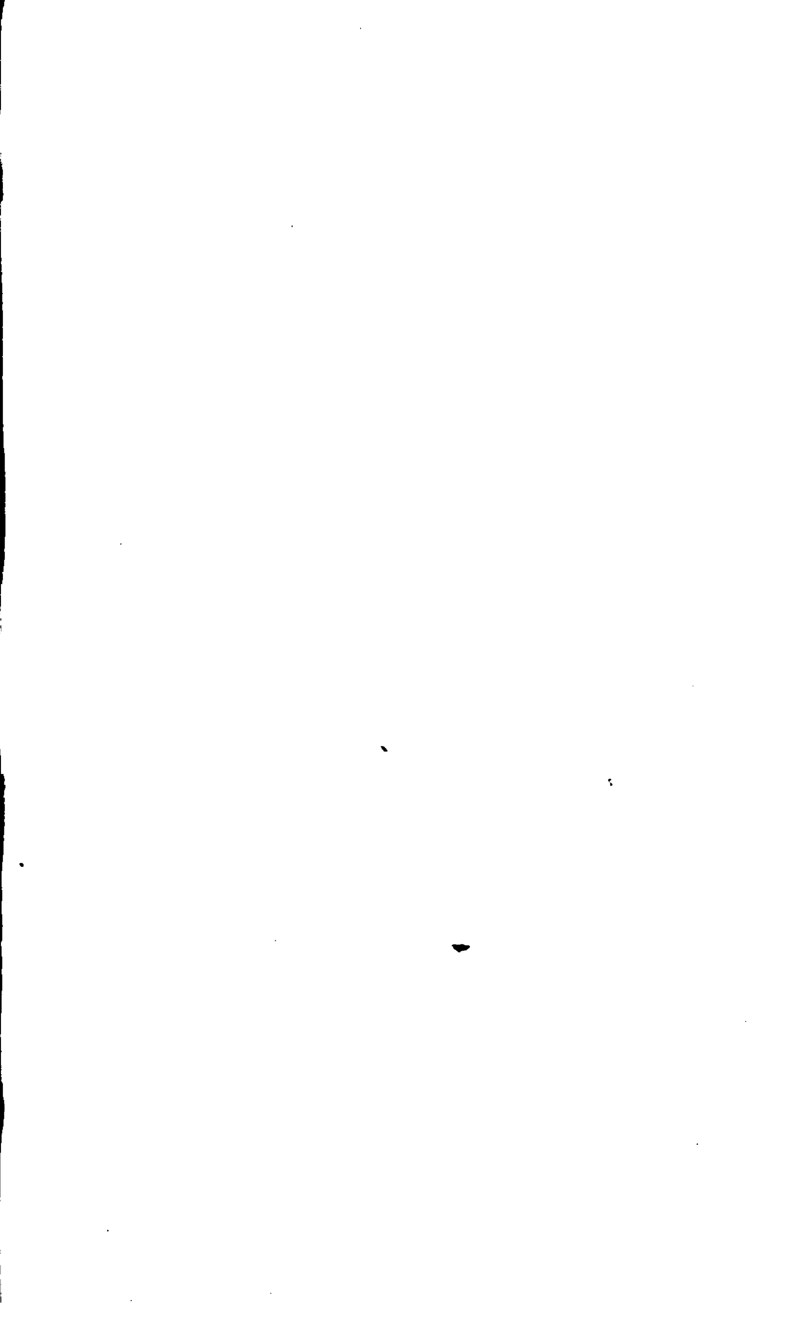
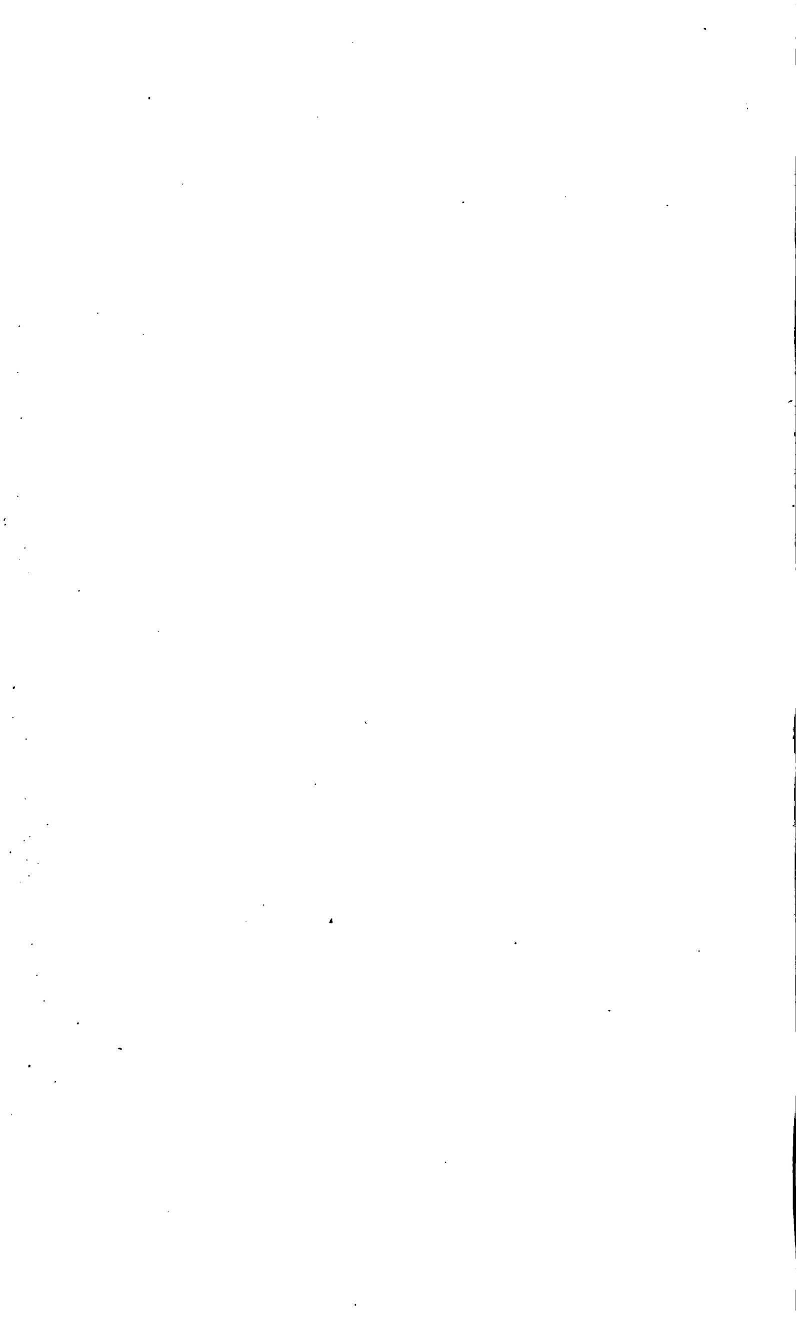






Zur Naturgeschichte

der

Gesellschaft.

Zur Naturgeschichte der Gesellschaft

von

Ad. Quételet,

Präsident der statist. Centralcommission von Belgien; ständigem Secretär der königl. Akademie zu Brüssel; correspondirendem Mitgliede des franz. Instituts, der königl. Gesellschaften zu London, Edinburg, Göttingen, Copenhagen, Moskau; der Akademieen in Berlin, Turin, Lissabon, Neapel, Palermo, Madrid, Boston, München, Dublin, Rio-Janeiro &c. —

Deutsch und mit Literaturnachweisen herausgegeben

von

Karl Adler,
Doctor der Rechte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

Vorrede des Verfassers.

Das Werk, das ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, ist die Fortsetzung der Untersuchungen über den Menschen und den Gesellschaftszustand; es bildet die Ergänzung der zwei andern Werke: „Versuch einer Physik der Gesellschaft" und „Briefe über die Wahrscheinlichkeitstheorie angewandt auf die moralischen und politischen Wissenschaften."

Ich mußte hier auf verschiedene schon dort behandelte Fragen zurückkommen, um sie in ihren wesentlichen Einzelheiten zu entwickeln und zu prüfen. So bestand ich zum Beispiel in meinem ersten Werke auf der Nothwendigkeit, zugleich mit dem Mittel auch die untere und obere Grenze zu geben, zwischen denen die Einzelergebnisse eingeschlossen sind.

Ich zeigte dann in den Briefen über die Wahrscheinlichkeitstheorie, daß diese Einzelergebnisse in gewissen Fällen einer regelmäßigen Ord-

nung unterliegen, daß sich z. B., wenn es sich um den Wuchs von Menschen derselben Nation handelt, die einzelnen Werthe symmetrisch um den mittleren Werth nach Maßgabe eines Gesetzes gruppiren, das ich das Gesetz der zufälligen Ursachen nannte. So wurde ich in Stand gesetzt, das, was ich zuerst nur als Hypothese ausgesprochen, ordentlich nachzuweisen, daß nämlich der mittlere Mensch in einer Nation eine wichtige Rolle spielt; daß er wirklich der Typus oder das Modell ist, und die übrigen Menschen nur durch den Einfluß zufälliger Ursachen, deren Wirkungen bei lange genug fortgesetzten Proben zuletzt berechenbar werden, sich davon in Mehr oder Weniger unterscheiden.

In diesem neuen Werke weise ich nun nach, daß das Gesetz der zufälligen Ursachen ein allgemeines Gesetz ist, das auf Völker, wie auf Einzelne Anwendung erleidet, und unsere moralischen und intellectuellen Eigenschaften ganz ebenso beherrscht, wie unsere physischen, so daß das, was als zufällig angesehen wird, aufhört, dies zu sein, sobald die Beobachtungen sich über eine beträchtliche Zahl von Fällen erstrecken.

Ich habe früher bemerkt, daß der freie Wille, dessen Wirkungen so wandelbar sind, so lange man sich auf Beobachtung der Einzelnen beschränkt, keine merklichen Spuren zurückläßt, sobald man eine sehr große Anzahl von Personen in's Auge faßt. Hier zeige ich nun, daß, den bisherigen Annahmen entgegen, die gesellschaftlichen, unter dem Einflusse des freien

Willens stehenden Handlungen mit noch größerer Regelmäßigkeit vor sich gehen, als die blos der Einwirkung physischer Ursachen unterliegenden Thatsachen und habe die Gründe dafür auseinandergesetzt, so daß man von diesem Fundamentalsatze ausgehend sogar behaupten kann, daß die Moralstatistik von nun an den Beobachtungswissenschaften eingereiht werden muß.

Die Moralstatistik verdiente überhaupt eine ganz besondere Aufmerksamkeit; ich habe deßhalb auch versucht, über die hauptsächlichsten Schwierigkeiten, die sie bietet und über die Art und Weise, wie sie sich überwinden lassen, einiges Licht zu verbreiten. Ich glaubte in dieser Hinsicht eine wesentliche Unterscheidung zwischen den auf der Oberfläche erscheinenden, äußerlichen und den zu ermittelnden wirklichen und concludenten Tendenzen aufstellen zu müssen.

Bisher hat man in sehr vager Weise von den moralischen Kräften gesprochen, die den Menschen leiten und zu seinen Handlungen bestimmen; ich versuchte nun zu zeigen, daß diese Kräfte gleich den physischen in Zusammenhang gebracht und Folgerungen unterlegt werden können; daß die meisten Gesetze der Mechanik, wenn man von der physischen zur moralischen Welt übergeht, hier ihre Analogieen finden.

Es besteht ebenso auch eine Wechselbeziehung zwischen den Wissenschaften, die den Menschen in diesen beiden Ordnungen der Dinge behandeln; denn zwei analoge Wissenschaften schreiten immer in gleicher Linie vorwärts und zeigen dieselben Principien, die sich beinahe unverändert übertragen lassen, ob man sie

nun auf die Physik oder auf die Moral in Anwendung bringen will.

Ich gebe mich übrigens über den Werth dieser Schrift keiner Täuschung hin. Ich betrachte sie nur als eine sehr unvollständige Skizze einer neuen Wissenschaft, die sich Bahn brechen will und die Untersuchung des Menschen in seinen verschiedenen Vereinigungsstufen, vom Individualitätsstande bis zum höchsten Gesellschaftsverbande, der die ganze Menschheit umfaßt, zum Gegenstand hat.

Jeder Verband schafft einen besondern Körper, dem ein besonderes Leben innewohnt und der seine Geburt, sein Ende und seine Lebensbedingungen hat. Specielle Gesetze liegen der Entwicklung dieser Körper zu Grunde und regeln die Geschicke derselben. Es muß ein solcher Verband jedoch auch thatsächlich vorhanden sein und der behauptete Körper nicht aus einer Verbindung unglcichartiger Elemente bestehen, die einer Lebensgemeinschaft widerstreiten.

Der bemerkenswertheste Verband ist der eine Nation bildende. Alles an ihm verdient eine besondere Untersuchung; keine einzige Lebensphase dieses großen Körpers darf unserer Prüfung entgehen; man muß dessen ganzen Entwicklungsgang unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Physik, Moral und Intelligenz verfolgen. Die Eigenthümlichkeiten der Jugend, Altersreife und Hinfälligkeit sind hier mit eben so viel Schärfe ausgeprägt, wie bei den übrigen Geschöpfen. Ein solcher Körper hat seine eigene Physiologie, er denkt,

schreibt und spricht sich in seiner eignen Weise aus; er hat auch seine Verbrechen und Tugenden.

Die politische Oekonomie ist nur ein einzelner Zweig der den Menschen betreffenden Wissenschaften; sie beschränkt sich auf die Untersuchung der Produktion, Vertheilung und Consumtion der Reichthümer. Sie prüft in absoluter Weise die meisten großen Probleme, die das materielle Leben eines Volkes betreffen. Keine Wissenschaft hat aber bis jetzt die Principien des Gleichgewichts, der Bewegung und Erhaltung untersucht, die zwischen den verschiedenen Theilen des gesellschaftlichen Systems bestehen.

Wenn die Moral und Gerechtigkeit einen absoluten Werth haben, warum sind denn die Gesetze bei den verschiedenen Völkern nicht dieselben? Giebt es Erklärungsgründe für diese Verschiedenheit? und ist denn das, was zwischen den Einzelnen Rechtens ist, es auch unter den Völkern?

Ich habe zu viele Punkte berühren müssen, um nur einen einzigen erschöpfen zu können. Ich bezweckte übrigens auch nur, summarisch die Punkte anzudeuten, die ich erforscht wissen will. Es dünkt mich, daß sich hier ein neues Gebiet eröffnet; ich habe nur einige Grenzpfähle einzusetzen versucht, um davon Besitz zu ergreifen und den Umfang abzustecken.

Das Werk war anfänglich in Briefform geschrieben; ich glaubte aber später eine wissenschaftlichere und der Würde des behandelten Gegenstandes mehr angemessene Form wählen zu müssen.

Ich wünsche vor Allem, daß es des Prinzen, der mich zu dessen Abfassung ermuthigt und die Zueignung desselben gnädigst angenommen, nicht ganz unwürdig sein möge*).

Das Studium der moralischen und politischen Wissenschaften hat mich reichlich entschädigt für Zeit und Mühe, die ich ihm gewidmet habe. Es verschaffte mir von früher Jugend an freundliche Beziehungen mit den meisten Gelehrten, die sich mit größter Auszeichnung damit beschäftigt haben. Noch ganz vor Kurzem haben mir zwei hervorragende Oekonomisten, Ch. H. Rau in Deutschland und M. L. Wolowski in Frankreich, ein ehrendes Zeugniß ihrer Achtung durch Einzeichnung meines Namens in ihre letzten Werke gegeben. Ich ergreife hier die Gelegenheit, ihnen öffentlich meinen Dank auszusprechen.

Nicht mindern Dank schulde ich meinem gelehrten Freunde Villermé, der auch diesmal so gefällig war, in meiner Abwesenheit den Druck dieses Werkes zu überwachen, mit einer Zuvorkommenheit, wofür ich ihm nicht lebhaft genug meinen Dank ausdrücken kann.

*) Das Originalwerk ist nämlich Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albert von Sachsen Coburg und Gotha dedicirt.
D. Uebers.

Vorwort des Herausgebers.

Motto:

„Betrachtet man die Fortschritte der Weltweisheit, der Staatswirthschaft, der Kriegskunst, des Geschmacks, der Sitten; so gewährt dies unstreitig einen viel unterhaltenderen Gegenstand, als sich der Charaktere zu erinnern von Schwachköpfen im Purpurgewande, von Gauklern mit der Bischofsmütze, und von den Unterkönigen, Minister genannt, von welchen nur sehr wenige einen Platz in den Jahrbüchern der Nachwelt verdienen. Wer mit Nachdenken die Geschichte lesen will, wird finden, daß fast immer dieselben Scenen wieder vorkommen, bei denen man nur die Namen der spielenden Personen zu ändern braucht Hingegen der Entdeckung von bisher unbekannten Wahrheiten nachzuspüren, die Ursache der Veränderung in den Sitten zu erforschen, aufzusuchen, was zur Vertreibung der finstern Barbarei, die sich der Aufklärung widersetzt, Anlaß gab: das sind sicherlich Gegenstände, die der Beschäftigung aller denkenden Wesen würdig sind!“ —

Friedrich der Große
(in seinen hinterlassenen Werken Bd. 1. S. 67 und 68).

Die gesellschaftliche Spekulation ist so alt, wie das menschliche Denken, die gesellschaftliche Naturforschung aber konnte nur hervorgehen aus jenem tiefrealen Zuge unsrer Zeit, die der absolutistischen und socialistischen Ideologen gleich sehr müde geworden zu sein scheint, aus jener ganz naturgemäßen Reaction gegen den unseligen Intellectualismus der vorausge-

gangenen Culturperiode, der nachgerade über dem Gedachten das Wirkliche, über den Begriffen die Dinge und über dem Kleide den Körper vollständig aus den Augen verloren hatte. Es darf uns wahrlich nicht wundern, wenn angesichts der trostlosen Resultate der abstracten Theorieen auf der einen und der gleichzeitigen eminenten Triumphe der Naturwissenschaften auf der andern Seite die Naturforschung auf allen Gebieten des Wissens zu Ehren kam, die Physik die Metaphysik, die Physiologie die Psychologie gedrängt, und die exacte Methode über die Brücke der politischen Oekonomie und Statistik schließlich den Weg auch in die Staats- und Gesellschaftslehre gefunden hat. „Wenn," mußte man sich fragen *), „wenn in Allem, was wir kennen und wissen, nichts ein rein zufälliges Verhalten zeigt, wenn vielmehr von den chemischen Elementen und den physischen Kräften bis hinauf in die höchsten Ordnungen des Daseienden, feste, unwandelbare organische Grundordnungen vorliegen, auf denen sich das Leben als auf seinen Voraussetzungen in ihrer Weise und mit seinen Kräften bewegt, kann dann dies menschliche Leben eine blosse Masse von Thatsachen sein? Wenn jene Grundordnungen in allen anderen Gebieten als absolute anerkannt werden, wird dann nicht auch das menschliche Leben eine solche absolute Grundordnung haben? Zweifelt Jemand an dem Organismus, den die Anatomie des menschlichen Körpers zeigt? Und vielmehr,

*) L. Stein, System der Staatswissensch. S. X.

zweifelt Jemand daran, daß jeder der Theile dieses Organismus eben so und nicht anders, eben da und an keiner andern Stelle sein müsse, wo er gefunden wird, damit es eben ein Leben geben könne? Wenn aber nicht, wie sollte dann ein solcher Organismus von Kräften und Gesetzen für das thätige Leben desselben Menschen mangeln, dessen ruhendes, körperliches Leben schon das absolut Organische in sich und außer sich zur Voraussetzung hat?"

Hatte man aber einmal erkannt, daß die menschlichen Lebensverhältnisse nicht losgelöst von den das ganze All beherrschenden natürlichen Grundordnungen betrachtet werden können, daß es heutzutage nicht mehr genügen kann, „irgend ein Prinzip aus der Luft zu holen, es in die Dinge hineinzutragen, wobei sie dann, wenn es nicht gerade passen will, auf dem Prokrustesbette des Prinzips gekürzt, oder auseinandergerissen werden, daß es hier vielmehr gilt, den Dingen sich mit Verläugnung aller vorgefaßten Meinungen hinzugeben, die Dinge sprechen zu lassen, wie sie sind; daß es sich darum handelt, sie mit derselben exacten Genauigkeit zu betrachten, mit der der heutige Naturforscher seine Lupe verwendet, und den nebelhaften Theorieen der früheren Naturphilosophen sich entgegenstemmt;" — hatte man die schon von Spinoza *) proclamirte Grunderkenntniß

*) „Viele," sagt Spinoza (Ethik Th. III.), „die über die Seelenbewegungen und die Lebensweise der Menschen geschrieben haben, scheinen nicht von natürlichen Dingen,

endlich wiedergewonnen, daß „der Mensch, der Herr und die Spitze der irdischen Schöpfung in, nicht

welche die gemeinsamen Gesetze der Natur befolgen, zu reden, sondern von Dingen, welche außerhalb der Natur liegen. Ja, sie scheinen den Menschen in der Natur wie einen Staat im Staate zu fassen; denn sie glauben, daß der Mensch die Ordnung der Natur mehr störe, als befolge; daß er eine absolute Macht in Bezug auf seine Handlungen habe und von Niemand, als von sich selber, bestimmt werde. Die Ursache des menschlichen Vermögens und der Unbeständigkeit legen sie nicht dem gemeinsamen Vermögen der Natur, sondern ich weiß nicht, welchen Gebrechen der menschlichen Natur, bei, welche sie darum beweinen, verlachen, verachten, oder, was am häufigsten geschieht, verwünschen; — — — — — Diesen, welche die Seelenbewegungen und Handlungen der Menschen lieber verabscheuen oder verlachen, als verstehen wollen, wird es ohne Zweifel wunderbar scheinen, daß ich die Gebrechen und Thorheiten der Menschen auf geometrische Weise zu behandeln unternehme und das in bestimmter Ordnung darthun will, wovon sie immerfort schreien, daß es der Vernunft widerstreite, eitel, albern und schrecklich sei. Aber mein Grund ist dieser: Es geschieht nichts in der Natur, was man ihr als Gebrechen anrechnen könnte, denn die Natur ist immer dieselbe und überall eine, und ihre Kraft und ihr Thätigkeitsvermögen ist dasselbe, d. h., die Gesetze und die Regeln der Natur, nach welchen Alles geschieht und aus den einen Formen in die andern verwandelt wird, sind überall und immer dieselben, und sonach muß auch eine und dieselbe Weise sein, die Natur irgend welcher Dinge zu verstehen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur. Daher erfolgen die Seelenbewegungen des Hasses, Zornes, Neides ꝛc. an sich betrachtet, aus derselben Nothwendigkeit und

außerhalb der Natur steht," — dann war auch der richtige Weg, — die politische Naturforschung — von selbst gegeben.

Kann nun aber auch Existenz und Wichtigkeit der Wissenschaft, die so die Methode der Naturforschung an das Studium der menschlichen Gemeinschaften legt, oder besser: dieser neuen Methode der Culturforschung nicht länger angezweifelt werden, so kann doch bei der Neuheit der Methode und den geringen Vorarbeiten von einer eigentlichen Literatur auf diesem Felde selbstverständlich noch nicht die Rede sein. Nur dürftige, wenn auch viel verheißende Anfänge haben wir aufzuweisen und dies Wenige ruht noch zumeist als Dornenröschen versteckt hinter kaum durchdringlichem statistischen Wuste! — Um so mehr, dächten wir, verdient das Wenige, was bereits vorhanden und für ein größeres Publikum genießbar ist, beachtet und den weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Keiner hat aber in gedachter Richtung so mäch-

Kraft der Natur, wie das übrige Einzelne und hiernach erkennen sie bestimmte Ursachen an, durch welche sie verstanden werden, und haben bestimmte Eigenschaften, die unsres Verständnisses ebenso würdig sind, wie die Eigenschaften eines jeden andern Dinges, an dessen bloser Betrachtung wir uns erfreuen" rc. — S. auch Planta a. a. O. Bd. I. S. 107 ff.; Ch. Bray: Philosophy of Necessity Bd I. und vergl J. v. Eötvös: Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat (Leipzig 1854), Bd. I. S. 341 ff. und Bd. II. S. 415 ff.

tig, wie Quetelet, der bekannte Meister der Statistik, Bahn gebrochen und Keiner weiß so, wie er, statistische Gründlichkeit mit einer lichtvollen, fließenden und sogar phantasiereichen Darstellung zu verknüpfen. Daß dessen älteres Werk: „Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten" ꝛc., sowie das im Jahre 1853 erschienene populäre Schriftchen desselben über „die Wahrscheinlichkeitstheorie," sofort ihre deutschen Bearbeitungen gefunden haben, erscheint deßhalb natürlich; wie es aber kommt, daß vorliegende, mehr denn irgend eine andere für einen weiteren Leserkreis geeignete Schrift desselben Verfassers bisher unübersetzt geblieben ist, dafür fehlt uns jeder Erklärungsgrund und wird es darnach gerechtfertigt erscheinen, wenn wir mit schwachen Kräften, eine solche Lücke auszufüllen, den Versuch gemacht.

Die „Naturgeschichte der Gesellschaft" entspricht vielleicht nicht allen Anforderungen deutscher Systemstrenge, leistet aber um so mehr hinsichtlich der dabei angewandten Methode.

Es handelt sich ja, wie wir oben bereits angedeutet haben, bei der Socialwissenschaft überhaupt nicht sowohl um eine neue Wissenschaft, als vielmehr um eine Reform der Methode. Die notitia rerum humanarum ist zu allen Zeiten in der juristischen, politischen, geschichtlichen und zum Theil auch in der belletristischen Literatur Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewesen; nur ist man einestheils von nur leise sich fortbildenden und zuletzt in Verwesung übergegangenen, willkürlichen Begriffen ausgegangen,

und hat anderentheils das organisch Zusammengehörige willkürlich auseinander gerissen, während die Gesellschaftswissenschaft von den wirklichen Lebensverhältnissen ausgeht und deren Wurzelung in natürlichen Ordnungen, sowie ihre Verzweigungen in Kunst, Recht, Staat und Wirthschaft organisch zusammenfaßt.

Der Weg, den Quetelet eingeschlagen, ist jedenfalls beachtenswerth, und die Ausführung ist, wenn auch nicht eine erschöpfende, so doch eine dem vorhandenen Material entsprechende. Er giebt, wie er selbst sagt, nur eine — Skizze; diese Skizze enthält aber in gedrängten Zügen mehr Anregendes, als gar manche deutsche Folianten.

Daß bei der Eigenthümlichkeit von Ideengang und Darstellungsweise des Verfassers die Uebersetzung, wenn anders den Geboten der Gemeinverständlichkeit und Erhaltung des originalen Gepräges gleichzeitig genügt werden wollte, ihre nicht unerheblichen Schwierigkeiten hatte, wird wohl nicht verkannt und ihre etwaige Mangelhaftigkeit damit entschuldigt werden.

Durch die an geeignet scheinenden Stellen eingestreuten Literaturnachweise gedachten wir, die vorliegende Schrift mit den anderweitigen des Verfassers und der sonstigen einschlägigen Literatur einigermaßen zu vermitteln.

Hamburg, im Juni 1856.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Buch.

Von den Gesellschaften.

Seite

Drittes Buch.

Von der Menschheit.

Einleitung.

Motto:

„Ich habe viel Zeit mit dem Studium der abstracten Wissen-
„schaften zugebracht, aber die wenigen Menschen, mit denen man
„sich darüber benehmen kann, haben mir den Geschmack daran ver-
„dorben. Als ich anfing, den Menschen zu studiren, sah ich bald,
„daß die abstracten Wissenschaften ihm gar nicht angemessen sind,
„und daß ich mich meiner Natur durch tieferes Eindringen in die-
„selben mehr entfremdete, als die Andern, die nichts davon wußten
„und ich verzieh es ihnen gerne, daß sie sich überall damit nicht
„befaßten. Aber ich glaubte mindestens, viele Studien-Genossen zu
„finden, wenn es ein Studium des Menschen gälte, weil dieses
„wenigstens ihm angemessener ist; doch das war eine Täuschung;
„es wird viel weniger betrieben als das Studium der Geometrie.“

Pascal.

Man kann den Menschen in verschiedenen Beziehungen betrachten. Die Gesetze, welche den einzelnen Menschen betreffen, sind wesentlich verschieden von jenen, welche ihn an die Menschheit ketten. Das ist es, was das Studium eben so mannigfaltig als schwierig macht. Um etwas richtig zu beurtheilen, muß man einen solchen Standpunkt einnehmen, daß man alle Einzelheiten seines Gegenstandes bemerken kann. Wie die Beschränktheit unseres körperlichen Auges nur einen gewissen Kreis von Gegenständen in entsprechender Entfernung zu umfassen gestattet, so auch unser geistiges Auge.

Wenn ich vom Verdecke eines Schiffes aus meine Blicke über den Ocean schweifen lasse, so erblicke ich unendliche Strecken, welche majestätisch an mir vorüberziehen, ohne daß ich die Stelle erkennen kann, wo sie ihren Ausgang genommen haben, noch die, wo sie ihr Ende erreichen.

Wenn ich alsdann vom Schiffe herabsteigend in einem kleinen Boote etwa in gleicher Höhe mit der Meeresfläche meinen Standpunkt nehme und meine Aufmerksamkeit auf die kleinen oscillirenden Bewegungen richte, welche die Oberfläche des Wassers kräuseln, so verliere ich sofort das großartige Schauspiel, das mich zuvor beschäftigt hat; noch mehr gewiß, wenn meine Blicke eine Ausdehnung umfaßten, welche die Grenzen der mich tragenden Welle überschreitet, aber ich sehe eine Unendlichkeit von Einzelheiten, welche mir entgangen wären. Ganz so verhält es sich mit dem Schauspiel, welches die Völker darbieten. In einer gewissen Entfernung gesehen, tauchen sie auf, drängen sich in buntem Gemenge und folgen ihren Bestimmungen, ohne daß man in den meisten Fällen Anfang und Ende erfassen könnte, die Einen heftig und stolz, die Andern biegsam, geschmeidig und in den wunderlichsten Formen sich entfaltend. Die individuellen Eigenthümlichkeiten aber sind kaum bemerkbar; um sie zu erforschen, muß man seine ganze Aufmerksamkeit auf sie concentriren, auf die Gefahr hin, den unermeßlichen Anblick des so durchschifften Völker-Oceans zu verlieren; es gilt, rasch ihre flüchtigen Gestaltungen fest zu halten, welche nur selten über eine gewisse Entfernung hinaus

wirken; aber diese Wellen selbst, unter deren Bild wir uns die Völker vorstellen, sind nichts neben einer riesigeren Woge, neben der Fluth, welche den Ocean beherrscht und auf ihrem Triumphzuge majestätisch langsam sich über ihn hinwälzt. Ganz ebenso verschwinden die einzelnen Völker vor der Menschheit im Ganzen. Der gewöhnliche Blick kann diese universelle Bewegung nicht fassen, man könnte nicht hoch genug seinen Standpunkt wählen, um sie zu begreifen und das Auge hätte nicht durchdringende Kraft genug, um deren Phasen verfolgen zu können. Hier muß uns die Wissenschaft zu Hülfe kommen und die Schwäche unserer Sinne ergänzen. Nur mit ihrer Hülfe können wir dieser Erscheinung in ihrer ganzen Ausdehnung folgen und gleichzeitig deren Ursachen und Wirkungen erforschen. Dann sehen wir die großen Naturgesetze sich offenbaren, und ihre Thätigkeit findet sich hier viel deutlicher ausgesprochen als in dem Spiel der Wellen, welche unter dem Einflusse untergeordneter, meist unbekannter Ursachen sich bilden, in tausenderlei Formen sich gestalten und wieder zerfallen, indem sie sich mit andern Wellen kreuzen oder sich an den Felsenriffen brechen.

In diesem Sinne kann man, je nach der Höhe des Standpunktes, das großartige Schauspiel des Meeres unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten und so kann auch das menschliche Geschlecht zu den verschiedensten Studien den Stoff bieten. Damit solche Forschungen aber vollständig seien, muß man nach Betrachtung der Einzelheiten seinen Standpunkt so oft zu verschieben wissen, bis man auf dem Punkte angelangt

ist, wo man die Dinge in ihrer Totalität und in ihrer größten Allgemeinheit erblicken kann.

Demnach müssen unsere Studien damit beginnen, daß wir den Menschen als Individuum betrachten. In der Folge werden wir dann einen erhöhten Standpunkt einnehmen, von wo wir die Aussicht auf die den Einzelnen charakterisirenden Besonderheiten verlieren, oder doch nichts mehr davon bemerken, als die Seiten, durch die er mit dem Volke zusammenhängt, zu dem er gehört. Zuletzt werden wir versuchen, einige der Bindeglieder zu erforschen, welche die Völker unter einander verketten und die Menschheit im Ganzen aufbauen.

Jede dieser drei Stufen hat ihre eigenen Entwickelungsgesetze und Bedingungen, und ich denke, es giebt kaum ein schöneres und würdigeres Studium, als das der Feststellung dieser Gesetze. Wenn meine Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt werden, so darf ich mindestens hoffen, daß man mir schon dafür Dank wissen wird, die Aufmerksamkeit auf einen so interessanten Gegenstand gelenkt und einige Schritte auf einem Gebiete versucht zu haben, welches in mehr als einem Betracht ein neues genannt werden darf.

Erstes Buch.

Vom Menschen.

Erster Abschnitt.

Von den physischen Eigenschaften.

Erstes Capitel.

Eintheilung dieses ersten Buches.

Bevor man den Gesellschafts-Organismus studiren kann, muß man die Elemente kennen, woraus er zusammengesetzt ist; und hier ist es zunächst der Mensch, auf den sich alle Aufmerksamkeit richten muß. Der Theil der Wissenschaften, der sich mit seiner Organisation und den Gesetzen seiner Entwicklung befaßt, ist sehr ausgedehnt. Der Mensch kann nämlich unter dreifachem Gesichtspunkte, dem physischen, moralischen und intellectuellen betrachtet werden.

Schon der physische Mensch hat zahlreichen Untersuchungen Statt gegeben; gleichwohl ist das dahin Gehörige kaum in den Umrissen vollendet, und es wird noch manche Zeit verstreichen, bis wir die Wechselwirkungen der nur individuell gefaßten physischen Eigenschaften unter einander, und alle die hier möglichen Modificationen vollständig werden erkannt haben.

Bei einer Betrachtung der Entwickelungsgesetze der moralischen und intellectuellen Natur bieten

sich aber noch größere Schwierigkeiten; denn man ist hier sogar versucht, die Frage aufzuwerfen, ob es überhaupt Gesetze giebt, und selbst, wenn dieses zugegeben wird, so bleibt immerhin der Zweifel, ob es auch der schärfsten Beobachtung jemals gelingen wird, sie festzustellen.

Das vorzüglichste Hinderniß auf diesem Boden der Untersuchung bietet die übertriebene Furcht vor einem verletzenden Eingriffe in die Annahme der menschlichen Willensfreiheit, vor dem Anscheine, als ob der Mensch zu einer Maschine degradirt werden sollte. Und doch, wer von uns weiß denn nicht, daß wir in unsern physischen Beziehungen zur Außenwelt denselben Gesetzen unterliegen, wie die unbeseelte Körperwelt, und erleidet unsere Willensfreiheit wirklich dadurch eine Verkürzung, daß uns Fähigkeiten vorenthalten sind, die außerhalb unsrer Sphäre liegen? Hat man dann die Existenz des freien Willens geläugnet, wenn man erkannt hat, daß wir durch dasselbe Gesetz der Schwerkraft an unsern Erdball geheftet sind, welches das kleinste Sandkorn darauf festhält? Wenn die Wissenschaft uns die offenbare Ueberwindung dieser mysteriösen Naturfesseln ermöglicht und in den Stand setzt, uns in die höhern Regionen der Atmosphäre zu erheben, geschieht nicht auch dies noch unter der Bedingung, uns dem Naturgesetze nicht zu entwinden?! — Ueberall in der materiellen Welt begegnen uns Gesetze, deren Nothwendigkeit wir gehorchen müssen. Wozu also den eitlen Stolz nähren, als ob wir in einer höhern Ordnung der Dinge davon befreit wären, wo die geringste

Abweichung die gewichtigsten Folgen hat? Im Gegentheil finden wir gerade hier eine wunderbare Harmonie, die unter voller Wahrung der menschlichen Fähigkeit, frei zu handeln, diese dennoch mit so viel Weisheit abhält, irgend wie den Gang jener ehernen Gesetze zu hemmen, welche die Erhaltung des ganzen Weltalls, wie die seines kleinsten Bestandtheilchens gleichmäßig überwachen.

Doch ich will mir nicht vorgreifen und möchte nur verhindern, daß dieses Werk unter dem Einflusse irgend einer vorgefaßten Meinung gelesen wird, meine Absicht ist nur zu zeigen, daß es göttliche Gesetze und Prinzipien der Erhaltung in dieser Welt giebt, in der so viele Andere nur ein wirres Chaos finden wollten.

Zweites Capitel.

Körperliche Anlagen des Menschen. Constante Größen. Influirende Ursachen *).

Man hat sich oft gefragt, ob denn seit den Zeiten des Alterthums die physischen Anlagen des Menschen merkliche Modificationen erlitten haben. Wenn man die Gesänge des Homer liest, fühlt man sich ver-

---

*) S. Ueber den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten, oder Versuch einer Physik der Gesellschaft von A. Quetelet, deutsche Ausgabe von Dr. V. A. Riecke S. 22 u. f. und S. 331 u. f. Vergl. auch: Of the constants of nature. Notice par M. Ch. Babbage.

Anm. des Uebers.

sucht zu einer derartigen Annahme; denn in der That scheint es, als ob Wuchs und Körperkraft der dortigen Krieger die der heutigen weit überragt habe. Aber die Dichtungen des Ariost und Tasso geben uns keine minder große Vorstellung von den Kriegern des Mittelalters. Muß man nun auf Grund solcher glänzenden Uebertreibungen der Poesie folgern, daß wir geringer ins Gewicht fallen, als unsere Vorfahren? Mit nichten! wir müssen verläßlichere Quellen zu Hilfe nehmen.

Zum Glücke sind uns Denkmäler der Vergangenheit erhalten geblieben, um hierin unser Urtheil richtig zu leiten. Durchsuchen wir die ägyptischen Gräber, die Trümmer von Babylon und die amerikanischen Grüfte des alten Sonnenreichs. Wir können, um alle Täuschung gründlich zu beseitigen, die alten Gebeine und die ganzen Körper, die uns die Wissenschaft aus grauer Vorzeit überliefert hat, ausmessen und gerade unter dem Beistande dieser kostbaren Ueberreste werden wir Antwort erhalten auf die Frage, ob der Mensch, indem er die Reise durch die Jahrhunderte zurückgelegt hat, seine körperliche Größe und Proportionen unverändert erhalten hat. Wüßten wir, wie sein Wuchs von Jahrhundert zu Jahrhundert beschaffen war, wir würden eine Reihenfolge von Größen erhalten, welche genau das Entwicklungsgesetz der Menschheit bezüglich des Körperwuchses ausdrückte. Dieses Gesetz ist, wie man leicht einsehen wird, wohl zu unterscheiden von dem Entwicklungsgesetze des Individuums. Während man bei diesem letzteren ein sehr hervortretendes Wachsthum, welches sich auf eine Lebensepoche beschränkt, bemerken

kann, nimmt man bei jenem nichts Aehnliches wahr; vielmehr scheint die menschliche Gestalt, statt seit Anbeginn der Dinge gewachsen zu sein, sich verkleinert zu haben. Wir fassen übrigens in der Entwicklung des Menschengeschlechts nur die, den uns zunächst liegenden Zeiten angehörige Seite des Gesetzes näher ins Auge. Unsre vorausgeschickten Bemerkungen werden die Unterscheidung, die ich zwischen den Entwicklungsgesetzen des einzelnen Menschen und denen der ganzen Menschheit, oder auch nur eines Volkes mache, schon verständlich gemacht haben. Man muß natürlich jene kennen, um diese erfolgreich untersuchen zu können.

Im Uebrigen begreift man, daß, wenn vom menschlichen Individuum die Rede ist, es sich nicht um diesen oder jenen bestimmten Menschen handeln kann; wir müssen auf den Gesammtbegriff zurückgehen, der sich ergiebt, sobald wir eine größere Anzahl von Einzelpersonen getrennt betrachtet haben.

Die ersten Schiffer, welche die Sandwichinseln besuchten, waren ganz betreten von der Größe und Schönheit der Eingebornen; aber die von ihnen gewonnene Vorstellung hat sich nothwendig nach dem Gesammteindruck der von ihnen beobachteten Menschen gebildet. Bei ihrem in Europa erstatteten Reiseberichte haben sie sicherlich keine Rücksicht auf die geringfügigeren und kleineren Personen genommen, die sie etwa unter der größern Anzahl bemerkt haben mochten, sondern nur von dem Totaleindrucke gesprochen, den sie daselbst empfunden haben. Man kann allerdings auf diese Art sich ein Urtheil bilden, aber es führet diese

Schätzungsmethode auf Grund einfacher Beobachtung etwas Unsicheres und Vages mit sich, wobei die wissenschaftliche Untersuchung sich nicht beruhigen kann. Die Behauptung: die Bewohner von Sandwich sind groß, schließt schon mehrere Voraussetzungen ein. Erstlich kann ein Gegenstand nur in Vergleich mit einem andern derselben Art groß genannt werden; also die Sandwichsbewohner überragten überhaupt den Wuchs der sie beobachtenden Europäer. Welches war aber die Größe dieser Letzteren? Es waren gewiß darunter eben sowohl Große wie Kleine und Leute mittleren Schlags. Man wollte doch nicht von allen gleichzeitig sprechen, sondern hatte offenbar nur die am meisten gemeinschaftlichen, d. i. die von mir als mittlere Größe im Verhältniß zu den Andern bezeichnete im Auge. Aber so ist die Lage der Dinge, daß in keiner Zeit und bei keinem Volke bisher noch daran gedacht wurde, die menschliche Mittelgröße, und noch weniger sein Gewicht und die übrigen ihn betreffenden Maßverhältnisse festzustellen. Cäsar erzählt uns von dem hohen Wuchs der Gallier, der denjenigen der Römer weit überragte, aber auf diese unbestimmte Anführung beschränkt er sich auch. Selbst heut zu Tage ist man kaum weiter in Vergleichungen der Völker rücksichtlich der Körpergröße; und doch stehen uns weit weniger Entschuldigungen in diesem Betracht zur Seite, als den Alten. Die Theorie der mittleren Größe war ihnen so zu sagen gänzlich unbekannt, während wir im Gegentheil mit deren Gebrauch vollständig vertraut geworden sind, und demselben größtentheils die Vervollkommnung der

Beobachtungswissenschaften zu danken haben. Es wäre wahrlich endlich an der Zeit, diese Methode auch in die Wissenschaft vom Menschen einzuführen und die constanten Erscheinungen festzustellen, die ihn charakterisiren.

Unter constanten Größen verstehe ich fixe Werthbestimmungen, wie die der Größe des Gewichts und der Kraft des menschlichen Körpers. Jedes Individuum hat seine besonderen Constanzen, die von Alter, Geschlecht und verschiedenen andern Umständen abhängen. Durch Zusammenstellung der sämmtlichen Personen desselben Alters und Geschlechts und indem man das Mittel ihrer besonderen constanten Erscheinungen nimmt, erhält man dann constante Erscheinungen, die ich einem fictiven Wesen beilege, das ich den mittleren Menschen des betreffenden Volkes nennen möchte. Wenn man Beispiels halber die Körpergröße von sämmtlichen Franzosen hätte, die im Alter von 25 Jahren stehen, und daraus den Durchschnitt zöge, so ergäbe das so gewonnene Mittelmaß die Körpergröße des mittleren 25jährigen Franzosen. Frankreich ist ausgedehnt und folglich seine Bevölkerung nicht völlig gleichartig. Wenn man nach Provinzen unterschiede, würde sich nicht dieselbe mittlere Körpergröße finden; der sich ergebende Unterschied fiele dann auf Rechnung der verschiedenen Abstammung und Climate. Die Ursachen, welche eine Verschiedenheit in dem menschlichen Körpermaße herbeiführen können, sind vielfältiger, als man insgemein anzunehmen pflegt; die Längeentwicklung ist eine andere bei den Stadt- wie bei den Landbewohnern, und eine

andere bei den in Wohlstand Lebenden, wie bei den Arbeitern. Diese Ergebnisse sind in Belgien und Frankreich erhärtet worden. Aehnliche Untersuchungen sind auch in England angestellt worden, und haben dort zugleich den Charakter eines öffentlichen Nutzens angenommen. Man fand nämlich, daß die in Fabriken arbeitenden Kinder in ihrem Wachsthum gehemmt werden, und folglich eine Deterioration der menschlichen Gattung vorliege. Dieses Argument hat eindringlich einer humanen Reform, rücksichtlich der verderblichen Arbeiten, welche man den jugendlichen Arbeitern aufgebürdet, das Wort geredet. Es wird also, um es kurz zusammenzufassen, die Wissenschaft zu untersuchen haben, welches die constanten Größen sämmtlicher physischen Eigenschaften der Menschen sind, und dann wird sie weiter alle die influirenden Ursachen in Anrechnung zu bringen und die durch Alter, Clima, Geschlecht und Beruf hervorgebrachten Modificationen festzustellen haben. Das mag eine lange, ja mühselige Arbeit werden, aber sie wird kaum bedenkliche Schwierigkeiten darbieten, weil sie in nichts aus dem gewöhnlichen Kreise der Beobachtungswissenschaften hinaustritt und im Grunde nur die Feststellung von Grundverhältnissen zum Gegenstande hat, die einer unmittelbaren Anwendung körperlicher Maßstäbe unterliegen.

Das folgende Capitel wird uns indeß zeigen, daß diese constanten und mittleren Größen für unsre ganze Aufgabe nicht ausreichend sind und noch einige weitere Anhaltspunkte gegeben sein müssen, um unsere Betrachtungen über den Menschen vervollständigen zu können.

Drittes Capitel.

Gesetz der zufälligen Ursachen. Dessen Anwendung auf die Frage des Wachsthums des Menschen *).

Es besteht ein allgemeines Gesetz, welches das ganze Weltall beherrscht und die Bestimmung zu haben scheint, darinnen Leben zu verbreiten. Dasselbe giebt Allem, was da athmet, eine unendliche Mannigfaltigkeit, ohne jedoch die Grundwahrheiten dabei zu alteriren. Dieses Gesetz, das die Wissenschaft lange Zeit verkannt und die Praxis beständig brach liegen ließ, ich werde es das Gesetz der zufälligen Ursachen nennen. **)

---

*) Vergl. des Verfassers Lettres sur la Théorie des Probabilités p. 161 u. f., Riecke a. a. O.; Bernoulli's Populationistik S. 158 u. f. und L. Stein: System der Staatswissenschaften S. 91. A. d. Uebers.

**) Ich glaubte es „Gesetz der zufälligen Ursachen" nennen zu müssen, weil es angiebt, wie eine Reihenfolge von Vorgängen, denen an sich constante, durch zufällige Zwischenfälle aber in ihren Wirkungen gehemmte Ursachen zu Grunde liegen, in die Länge sich vertheilen. Diese zufälligen Ursachen paralysiren sich allerdings schließlich und es bleibt in Wirklichkeit nur das Resultat übrig, das allemal unveränderlich wiedergekehrt wäre, wenn die constanten Ursachen allein gewirkt hätten. Ich habe in einer andern Schrift (Briefe über die Wahrscheinlichkeitstheorie rc.) weitläufig auseinandergesetzt, was ich unter dem Gesetz der zufälligen Ursachen oder dem Gesetze der Möglichkeit verstanden wissen will.

Bienaimé, ein ausgezeichneter Mathematiker, dessen

Um sich einen richtigen Begriff davon zu bilden, muß man bedenken, daß jedes Ding Schwankungen unterworfen ist; das neugeborene Kind ist mehr oder weniger dick, mehr oder weniger groß und seine Pulsschläge sind mehr oder weniger rasch. Wo sind die Ursachen, die solche Verschiedenheit erzeugen. Sie sind ganz und gar zufällige, wird man sagen. Wenn man sich jedoch die Mühe nehmen wollte, zu prüfen und bereits gemachte Beobachtungen sorgfältig und in genügender Anzahl zu sammeln, würde man bald finden, daß das, was man für ein Spiel des Zufalls genommen, feststehenden Regeln unterliegt und daß überall nichts den von der göttlichen Allmacht allen organischen Wesen auferlegten Gesetzen entrinnen kann. *)

Schriften mehre schwierige Punkte der Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgehellt haben, machte mir die Bemerkung, daß ich Unrecht gehabt, mich dieser Benennung (Gesetz der zufälligen Ursachen) zu bedienen, da es sich dabei um Vorgänge handle, die in Wahrheit in nothwendiger und à priori berechenbarer Ordnung einträten und daß die etwa dabei bemerklichen Schwankungen, in genügender Zahl genommen, nichts wirklich Zufälliges an sich hätten. — Ich muß wirklich zugestehen, daß es auch nicht eine einzige zufällige Ursache in der Welt giebt und jede auch noch so schwache Ursache ihren nothwendigen Entstehungsgrund hat; ich wollte mich auch nur dem gewöhnlichen Sprachgebrauch anschließen und hoffte, von meinen Lesern doch richtig verstanden zu werden. d. V.

*) S. B. Smith: De la statistique. Lyon 1854. A. d. Uebers.

In dem, was wir anomal nennen, bleibt uns das allwaltende Gesetz nur deßhalb verborgen, weil wir außer Stande sind, eine hinreichende Fülle von Erscheinungen mit einem einzigen Blicke zu übersehen.

Unter Umständen, wo eine bessere Beobachtung ermöglicht ist, findet man leicht, daß im Reiche der organischen Wesen alle Elemente den Drang haben, um einen mittleren Zustand herum zu variiren, sowie, daß die unter dem Einflusse zufälliger Ursachen entstehenden Variationen in solcher Harmonie und Präcision geregelt sind, daß man sie zum Voraus nach Zahl und Größe classifiziren kann, in der Begrenzung, innerhalb deren sie sich einstellen. Alles ist vorgesehen, Alles geregelt, unsre Unwissenheit nur läßt uns glauben, daß Alles einem losen Zufallsspiele preisgegeben sei.

Ein Theil unseres Werkes hat die Bestimmung, das Gesetz der zufälligen Ursachen an der physischen, moralischen und intellectuellen Natur des Menschen anschaulich zu machen, indem wir den Menschen, sowohl im individuellen, wie im Massenzustande betrachten werden. Wir werden daraus unser erstes Beispiel entnehmen.

Der mittlere Wuchs des Menschen ist ein Grundverhältniß, das nichts Zufälliges an sich trägt; er ist das Product feststehender Ursachen, die ihm eine bestimmte Größe aufdrücken. Man darf die Körpergröße der Menschen nicht so ansehen, wie die Höhe der Gebäude irgend einer Stadt, die nach dem je-

weiligen Zeitgeschmack und der Laune ihrer Erbauer sich ändern.

Wenn man auch die Höhe aller Häuser eines Landes messen und zufolge dieser Messung ordnen wollte, würde man doch keinerlei Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge herausbekommen; während man sogleich eine solche herausfinden wird, wenn es sich um die Körpergröße der Bewohner des Landes handelt. Noch mehr: die Zahlbestimmungen werden sich hier mit derselben Genauigkeit ergeben, wie wenn sie das Resultat von an einer und derselben Person, aber mit minder genauen Instrumenten, die die Größe der Abweichungen rechtfertigen, vorgenommenen Messungen wären. Wenn nicht ein fortlaufender Irrthum dabei stattgefunden, wird es bei einer größeren Reihe von Messungen sich finden, daß das Zuwenig hier und das Zuviel da sich dergestalt in's Gleichgewicht setzt, daß die mittlere Zahl die wirkliche gesuchte Größe ergiebt; man wird sogar sehen, daß die verschiedenen gewonnenen Resultate, wenn sie nach ihrer Größe geordnet werden, sich ganz symmetrisch nach beiden Seiten des Mittelmaßes abstufen.

Der Gang der Dinge ist so, wie wenn die Natur für das betreffende Land und die betreffenden Umstände einen eignen Typus hätte und die Abweichungen von diesem das Product rein zufälliger, nach beiden Seiten gleich stark einwirkender Ursachen wären.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet und eine genügende Reihe von Beobachtungen vorausgesetzt, würde sich der mittlere Mensch einer jeden Altersstufe

zwischen zwei gleich großen Gruppen von Individuen befinden, von denen die einen größer und die andern kleiner sind, als er selbst. In diese Gruppen würden sich wieder nach der regelmäßigsten Ordnung der Körpergröße abtheilen. Die zahlreichste Gruppe würden diejenigen bilden, die sich am wenigsten von der mittleren Größe entfernen; ganz nach Maßgabe der zunehmenden Abweichung schmelzen die Menschengruppen zusammen und gegen die äußersten Grenzen hin sind die Riesen sowohl, wie die Zwerge sehr selten; gleichwohl darf man auch diese letzteren nicht als Anomalien ansehen, sie sind eben nothwendig, um die auf- und absteigende Reihe zu vervollständigen, wie sie von dem Gesetze der zufälligen Ursachen bestimmt ist. Jede Gruppe hat nämlich ihren bestimmten Werth. Wenn also die Menschen im gesellschaftlichen Verkehr sich bunt vermischen und für den Augenschein in launischster Weise vermengt sind, so besteht doch unter ihnen ein geheimnißvolles Band, vermöge dessen wir jedes einzelne Individuum als nothwendigen Theil eines Ganzen betrachten müssen, das nur unserm körperlichen Auge entschlüpft und allein mit dem Auge der Wissenschaft festgehalten werden kann.

Das was ich hier sage, ist nicht etwa das Werk bequemer Hypothesen, sondern das Resultat wiederholt angestellter Versuche.

Ich habe in einer andern Schrift *) des Weiteren

*) S. des Verfassers: Lettres sur la théorie des Probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques, Lettre XXI p. 145 u. p. 402. Anm. des Uebers.

die Untersuchungen entwickelt, die ich über diesen eben so seltsamen, wie lehrreichen Gegenstand angestellt habe. Ich habe mich dort speciell bei einem Beispiele aufgehalten, das ich in den officiellen Aktenstücken über die Körpergröße der französischen Conscribirten gefunden habe. Die Zusammenstellung nach der Größe war dort mit Rücksicht auf das Maß gegeben, das als zum Militairdienst geeignet war befunden worden und bezüglich der übrigen Maße hatte man sich auf Angabe der Totalsumme beschränkt. Mittelst der bekannten Gruppen konnte ich nun a priori auf die unbekannten schließen. So wurde ich auf die Entdeckung einer beträchtlichen Unrichtigkeit geführt, die bei den Verabschiedungen wegen mangelnder Körpergröße mit unterlief und die ich genau der Zahl nach constatiren konnte.

Man begreift, daß eine derartige Berechnung ganz und gar unmöglich wäre bei einer Folge von Zahlen, die nicht so untereinander durch ein allgemeines Gesetz verbunden wären.

Nach diesen Untersuchungen und denen, die ich über Belgien, England und Schottland angestellt habe, kann ich füglich sagen, daß ganz eigentlich ein Urtypus der menschlichen Körpergröße existirt. Ich könnte als weitern Beweis dafür die sich gleich bleibende Ziffer für die Körpergröße der Conscribirten von einem Jahrgange zum andern anführen; die Leute einer Aushebung haben dieselbe Größe, wie diejenigen der vorausgehenden oder nachfolgenden Aushebung. Die leichten Abweichungen, die in dieser Beziehung vorkommen, haben fast jedesmal ihre natürliche Erklärung in einem Miß-

Jahre gefunden; es scheint nämlich, daß solche Jahrgänge ihr Gepräge der menschlichen Gattung tief eindrücken, ganz so, wie strenge Winter ihre Spur in dem Holzwuchse unsrer Wälder zurückzulassen pflegen.*)

Flüchtige Anomalien können den Werth eines Gesetzes nicht aufheben; es sind dies sogar oft nur die combinirten Wirkungen verschiedener Gesetze. Wenn ein Stein in den unendlichen Raum fällt, so kann man, wenn anders die Bedingungen bekannt sind, unter denen er anfing zu fallen, leicht mittelst des Gesetzes der Schwere alle Umstände seiner Bewegung berechnen. Eine mehr oder minder dichte Atmosphäre kann diese Umstände tausendfältig modificiren, unbeschadet des Gravitationsgesetzes. Ebenso können Erwerbsarten, die Abstufungen des Wohlstandes und klimatische Einflüsse in der Entwicklung der Körpergröße bei den verschiedenen Völkern eine Abwechselung hervorbringen. Natur und Menschen tragen gleichmäßig dazu bei, solche Modificationen hervorzurufen. Ich habe zweierlei Wirkungen unter der Benennung von natürlichen und störenden Kräften unterscheiden zu müssen geglaubt. Erstere haben einen Charakter der Gleichmäßigkeit und Stätigkeit, der letzteren abgeht. Diese wirken vielmehr ähnlich, wie die zufälligen Ursachen, sie lassen nur einen mehr oder weniger tiefen Eindruck zurück und verlieren sich dann wieder, um die Natur, deren Gang sie einen Augenblick

*) S. Beiträge zur Statistik Hamburgs v. Jahre 1854. S. 51. Anm. d. Uebers.

aufgehalten haben, wieder in ihre vollen Rechte einzusetzen.

Wir werden bald sehen, daß bei erwachsenen Menschen die Körperlänge in feststehender Weise bestimmt ist und die Variationen, die sich etwa bemerkbar machen, gleichmäßig durch ein Naturgesetz geregelt sind. Hinzufügen müssen wir noch, daß es für jedes Alter eine bestimmte Mittelgröße für beide Geschlechter, d. i. eine genaue Grenze giebt, innerhalb deren die individuellen Größen variiren.

Betrachtet man nur die mittlere Größe eines jeden Lebensalters, so ergiebt die Reihenfolge der Zahlen das Gesetz des Wachsthums, dessen Wirkungen indeß durch verschiedene Ursachen modificirt werden können. Individuell betrachtet hat der neugeborne Mensch etwas weniger als das Drittheil und etwas mehr als das Viertheil der Körpergröße, die er einmal erreichen wird. Sein anfänglich sehr rasches Wachsthum nimmt in der Folge bis zum funfzehnten oder sechszehnten Lebensjahre einen gleichförmigen Gang an, wird dann allmälig schwächer und nimmt zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahre ganz sein Ende. Man kann sogar sagen, daß das Wachsthum des Kindes schon vom dritten Monate vor seiner Geburt an bis zu dessen völliger Entwickelung einem Gesetze der Stätigkeit derart folgt, daß mit Zunahme des Alters das Wachsthum sich successive vermindert. Das Gesetz des Wachsthums kann sich nur dann bewahrheiten, wenn man seine Operationen über eine große Menschenzahl ausdehnt und nicht unterläßt, alle zufälligen

Ursachen auszuscheiden. Es existirt vielleicht kein einziger Mensch auf der Welt, dessen Wachsthum ganz regelrecht und dem von allgemeinen Ursachen hergeleiteten Wachsthume ganz conform wäre.

Der Herr Pastor J. W. H. Lehmann in Potsdam hat bezüglich dieses Gegenstandes sehr verständige Beobachtungen herausgegeben;*) er hat darin die Besorgniß ausgesprochen, daß man in gewissen Fällen durch zu weit gehendes Generalisiren die Particularitäten aus dem Gesichte verlieren könnte, die, wenn auch an sich ganz individuell, dennoch zugleich auf ein Allgemeines hinführen könnten. So entwickelt sich zum Beispiel das Wachsthum gegen das Alter der Pubertät hin, nachdem es erst etwas aufgehalten wird, manchmal mit einer ganz außerordentlichen Raschheit, so daß das Gesetz der Stätigkeit durch eine Art von Ruck unterbrochen erscheint. Diese mehr oder minder scharf hervortretende Erscheinung könnte eine allgemeine sein, ohne daß man die Wirkung davon bei den Mitteln bemerkte.

Man nehme an: es wäre bei einem jungen Manne das Wachsthum in die Länge im vierzehnten Lebensjahre in Stockung gerathen, dann mit dem funfzehnten Jahre recht sichtbar geworden, um zwei Jahre nachher wieder nachzulassen. Bei einem zweiten jungen Manne wäre das Wachsthum der Länge nach gegen das funfzehnte Lebensjahr hin still gestanden und im Alter von

*) Jahrbücher herausgegeben von H. C. Schumacher. Jahrgang für 1841 und 1843.

sechszehn bis siebzehn Jahren lebhaft hervorgetreten, so könnten die beiden Stöße, die sich etwa in derselben Art und Weise, aber in verschiedenen Zeitpunkten vollzogen haben, wirklich kraft eines allgemeinen Gesetzes stattfinden und doch würden sich ihre Wirkungen gegenseitig aufheben und keinerlei Spuren in dem allgemeinen von den Mitteln hergeleiteten Gesetze zurücklassen.

Die jähen Veränderungen, die in den kritischen Lebensepochen des Menschen sich einzustellen pflegen, können als besondere Krankheiten angesehen werden, die sehr oft die Resultate unsrer Lebensweise und unsrer fast allemal im Widerspruch mit dem Willen der Natur stehenden Gewohnheiten sind. Das Wachsthum des Menschen würde mit größerer Regelmäßigkeit vor sich gehen, wenn die Natur in ihrem Gange auf weniger Widerspruch stieße. Man muß in warme Länder gehen und sehen, wie da die Körperformen des Mannes und Weibes, frei von all dem sie einengenden und entstellenden Kleiderzwange, sich entfalten, um über die Gesetze des Wachsthums urtheilen zu können. Alle Reisende sind einig darüber, daß man bei den Creolen im Allgemeinen die schönsten Körperformen findet; und in der That trägt diese Menschengruppe auch nicht die Spuren einer die untern Classen deteriorirenden Arbeit an sich, und duldet eben so wenig die lästigen Fesseln, womit man sonst die Körper der höchsten Classen einzuzwängen pflegt. Der Gang der Natur ist nicht der jäher brüsker Bewegungen, und wenn unsre Civilisation uns dergleichen aufweist, so sind sie deren eigenes Werk.

Die manchmal so schwierigen, Mutter und Kind gleich verhängnißvoll treffenden, Entbindungen unsrer Städte gehen meist ganz ohne besondere Zufälle bei den der Natur sich am meisten nähernden Familien vorüber. Die Frau des Wilden ist kaum entbunden, so taucht sie sich schon in das Wasser eines Flusses. Ich kann diese von mir vollständig anerkannten jähen Absprünge, auf die uns Herr Lehmann hingewiesen hat, nur als das mehr oder minder kenntliche Erzeugniß unsrer Civilisation ansehen, das indeß zufolge der Regelmäßigkeit seines Auftretens nicht einmal den Gang der Natur zu stören vermag, nichts destoweniger aber constatirt zu werden verdient.

Die Art der menschlichen Nahrung und Wohnsitze haben gleichfalls einen merklichen Einfluß auf dessen Wachsthum. So ist es bekannt, daß im Süden die Mannbarkeit sich in einem frühern Lebensalter einstellt, als im Norden, woraus dann folgt, daß das Wachsthum dort früher stille steht und die Menschen da auch eine geringere Größe erreichen, als im Norden.

Ebenso tritt bei der Frau Geschlechtsreife und Stillstand des Wachsthums rascher ein, als beim Manne; die Curve, welche deren allmälige körperliche Entwickelung ausdrückt, biegt früher ab und bleibt immer niedriger als diejenige bezüglich des andern Geschlechts. Also in dem Augenblick schon, wo der Mensch in's Leben tritt, ist von der Natur genau sein Maß bestimmt; alle Variationen, die sich bemerkbar machen, sind rein zufällig, und in der Gruppirung

nach ihrer Größe gehorchen die Menschen wiederum einem Gesetze. Alles ist mit solcher Harmonie combinirt, daß selbst die Anomalien nur scheinbar sind und mit derselben Regelmäßigkeit auftreten, wie die Gesetze, die von ihnen vorübergehend verdeckt werden.

Dieselbe Ordnung, dasselbe Gleichmaß setzt sich durch alle Altersstufen fort. In Belgien erreicht der mittlere Mensch im Zeitpunkte seiner höchsten Entwicklung eine Höhe von 1m,684 und die Frau eine solche von 1m,579. Wir haben aber schon bemerkt, daß diese constanten Größen nicht ausreichen, um das, was bezüglich der Körpergröße zu wissen nothwendig ist, vollständig bestimmen zu können; man muß auch die beiden äußersten Grenzen kennen, innerhalb deren die Körpergröße variiren kann; kennt man aber nur diese drei Elemente, nämlich: die mittlere Größe, so wie das Minimum und Maximum derselben, so giebt dann das Gesetz der zufälligen Variationen die Mittel an die Hand um berechnen zu können, wie sich die Bevölkerung nach Ordnung der Körpergröße abtheilt. Dieses Gesetz ist um so wichtiger, als es alle ordentliche Allgemeinheit bietet; es findet sich in den Bezügen des Gewichts, der Stärke und bei allen körperlichen Eigenschaften des Menschen wieder, so daß man ebensowohl, wenn man das Mittel und die beiden äußern Grenzen hat, a priori berechnen kann, wie eine Bevölkerung unter dem Gesichtspunkte dieses oder jenes menschlichen Gewichtes, dieser oder jener Körperstärke sich abtheilt.

Es ist nicht bewiesen, daß die Körpergröße des

mittleren Menschen in einem und demselben Lande und bei einem und demselben Volke sich *beständig* gleich bleibt: sie kann vielmehr unter dem Einflusse verschiedener Ursachen zu- oder abnehmen. Hat man sie sorgfältig von Jahrhundert zu Jahrhundert, oder auch nur für einen engern Zeitraum bestimmt, so wird man eine Reihe von Zahlen bekommen, die eben so seltsam als beachtenswerth sind.

Das Gesetz des Wachsthums kann nämlich unter drei wohl zu unterscheidenden Gesichtspunkten betrachtet werden. Man kann das Wachsthum der Körpergröße unter den Gesichtspunkt eines Individuums oder unter den des Volkes, dem solches angehört, oder auch unter den des ganzen *Menschengeschlechts* bringen.

Unter dem Gesichtspunkte eines *Volkes* ist der vollständig ausgebildete *mittlere Mensch* vorzugsweise in's Auge zu fassen; dieser ist bei dem betreffenden Volke von besonderm Einflusse und gewissermaßen der Maßstab des *physischen* Werthes desselben. Wäre dieses Grundverhältniß von Jahr zu Jahr festgestellt, so könnte man, wenn die dergestalt bestimmten mittleren Menschen je nach der Zeitfolge in gerade Linie gestellt gedacht würden, sich eine Linie denken, welche die Wirbel von deren Köpfen streift und diese Linie würde dann durch ihre Einbiegungen die mittlere Entwicklung des Wachsthums bei dem fraglichen Volke anzeigen. Sie würde *gerade* und horizontal sein, wenn die mittlere Körpergröße unverändert dieselbe geblieben wäre, sie würde sich *erheben*, wenn die

mittlere Körpergröße zugenommen hätte, und sich senken im entgegengesetzten Falle.

Man hat zu bemerken geglaubt, daß die Nothjahre dauernde Spuren zurückließen, indem sie das Wachsthum in den Lebensepochen hemmten, wo die Körperentwicklung am lebhaftesten vorschreite; demnach würden gewisse Generationen eine geringere Körperhöhe erreichen, als die andern; aber diese Resultate, so wahrscheinlich sie auch sonst sein mögen, sind mehr vermuthet, als durch Erfahrung erhärtet worden.

Anstatt eine Zeitfolge zu beobachten, und den Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert bei einem und demselben Volke zu beobachten, könnte man auch einen bestimmten Zeitraum in's Auge fassen, und für eine und dieselbe Epoche den mittleren Menschen des einen Landes mit demjenigen eines andern vergleichen.

Unter diesem neuen Gesichtspunkte könnte der für die verschiedenen Erdgegenden genommene mittlere Mensch wie ein einfaches Individuum betrachtet werden, und die mittlere von sämmtlichen besonderen Körpergrößen würde dann die typische Körpergröße des Menschen in seiner weitesten Bedeutung sein.

Indem man dann die Modificationen verfolgte, die die letztere Körpergröße in der Aufeinanderfolge der Jahrhunderte etwa erfahren hat, würde man das Entwicklungsgesetz der Menschheit rücksichtlich des Wachsthums bekommen. —

Viertes Capitel.

Harmonie der menschlichen Körperproportionen. Fixi dieser Proportionen*).

Ich war oft erstaunt darüber, daß man in den Familien nicht mit mehr Sorgfalt die Aufzeichnung der die einzelnen Glieder betreffenden Vorfälle aufbewahrt hat. Ich möchte bis in die kleinsten Hütten hinab Hausbücher gehalten sehen, in welche Alles, was Ursache von Freude und Schmerz werden und Alles, was irgend welchen Einfluß auf die Zukunft üben könnte, eingezeichnet würde **).

Mit welcher Wärme der Theilnahme würden wir da nicht Erinnerungen aller Art finden, die das Herz zu Wohlwollen stimmen und jedenfalls dazu beitragen würden, uns besser zu machen. Welcher Sohn würde nicht mit zärtlichen Empfindungen auf die Seite blicken, wo die Hand des Vaters dessen Eintritt in's Leben verzeichnet hat, oder das Blatt, das er selbst mit seinen Thränen benetzt hat, indem er Tag und Stunde eingetragen, in denen der Tod ihn von diesem zärtlich geliebten Vater getrennt hat. Diese Blätter, welche die Annalen der Familie kurz zusammenfassen würden, gäben uns manchmal Anlaß, über uns selbst nachzudenken und würden uns Gedanken gegenwärtig erhalten, die wir nur zu oft aus dem Gesicht verlieren ***).

---

*) S. Riecke a. a. O. S. 355 ff. A. d. Ueb.

**) S. L. Stein a. a. O. S. 97.

***) Denselben Wunsch spricht W. H. Riehl in seinem Buch über „die Familie“ aus. D. Ueb.

Mit den Daten der Haupt-Familien-Ereignisse könnte man Aufzeichnungen über die hauptsächlichsten Phasen verbinden, die wir durchlaufen, wir und alle die Unsrigen.

Eben so wünschte ich Notizen über das Wachsthum der Kinder gesammelt zu sehen. Solche Notizen wären nicht eine bloße Curiosität, sondern nutzenbringend in tausend Fällen. Sie geben uns Aufschluß darüber, ob das Wachsthum Hemmungen erlitten, oder auch sich etwa überstürzt hat und mahnten uns so an Vorbeugungsmaßregeln.

Wer möchte übrigens ein so unschuldiges Vergnügen verdammen? Der Liebhaber von Pflanzen folgt mit Blicken der Befriedigung den geringsten Entfaltungen derselben, lauscht unermüdlich auf Alles, was auf deren Wachsthum influiren kann, um sie in Stand zu setzen, ihm Blüthen und nützliche Früchte zu bringen. Nun? hieße es zu allzu unbedeutenden Details herabsteigen, wenn wir eine gleiche Sorgfalt unsern eigenen Kindern schenkten?

Buffon berichtet in seinen Schriften, daß Gueneau de Montbeillard sich das Vergnügen gemacht habe, das Wachsthum seines Sohnes von der Geburt an bis zur vollendeten Entwickelung zu verfolgen: er hat uns die Maßangaben aufbewahrt, die sein gelehrter Mitarbeiter gesammelt hat und spricht dabei den Wunsch aus, daß dieses Beispiel Nachahmung finden möchte.

Eine wissenschaftliche Größe der Deutschen, der berühmte Sömmering, beschäftigte sich gleichfalls zu Ende seiner Tage damit, dergleichen Maßangaben über

den Grad des Wachsthums seiner Enkel zu sammeln; ich bewahre sorgfältig die Resultate, die er so gütig war, mir eigenhändig abzuschreiben. Wenn ich mich nicht scheute, indiscret zu sein, könnte ich den bereits angeführten Beispielen noch ein höchst glänzendes hinzufügen, das ich in Windsor selbst finden würde. Der erlauchte Fürst, welcher das vorliegende Buch seines Patronats gewürdigt hat, wollte in väterlicher Besorgniß nicht gern andern Händen die Mühe überlassen, die Entwicklung seiner Kinder zu constatiren, dieser jungen königlichen Pflänzchen, die das alte England mit so viel Stolz heranreifen sieht und auf welche es seine schönsten Hoffnungen gesetzt hat. Die Wissenschaft geht aber noch weiter als väterliche Zärtlichkeit, diejenige Wissenschaft zum wenigsten, die ich darunter verstehe, die nämlich die Erforschung der physischen Entwicklung des Menschen zum Gegenstande hat. Sie wird sich nicht damit begnügen, die Körpergröße auf den verschiedenen Altersstufen festzustellen, sondern auch die Proportionen der verschiedenen Körpertheile verfolgen wollen. Diese Studie ist in mehr als einem Betracht von Interesse; sie gehört nicht allein in die Anthropologie, sondern leistet auch den schönen Künsten die ersprießlichsten Dienste *). Die Alten haben sich ganz speziell damit beschäftigt und die von ihnen gelieferten Meisterwerke, an Statuen insbesondere, geben dafür den evidenten Beweis. Ebensowohl kann man dies von

*) S. Lettres sur la Théorie des Probabilités, lettre XX.
A. d. Ueb.

den Künstlern der Renaissanceperiode behaupten, den Giotto's, den Leo Baptista Alberti, den Michel Angelo, und Albrecht Dürer *). Der umsichtige Director der Akademie der schönen Künste zu Berlin, Professor Schadow, der unter den Neueren am sorgfältigsten die menschlichen Körperverhältnisse studirt hat, theilte mir in einem seiner Briefe die Bemerkung mit, daß Raphael zuerst erkannt habe, daß das Auge eines fünfjährigen Kindes fast schon seine volle Entwicklung erlangt habe. Wie, und eine solche einfache Beobachtung ist weder seinen künstlerischen Zeitgenossen, noch seinen Vorgängern aufgefallen?

Es besteht unter den verschiedenen Körpertheilen eine Ordnung und Uebereinstimmung, die das Auge besser erfaßt als die Urtheilskraft. Diese Harmonie ist seit längerer Zeit Gegenstand meines speciellen Studiums, mindestens in den wenigen Mußestunden gewesen, die mir meine sonstigen Arbeiten ließen. Ich hoffe einmal die Ergebnisse, die ich angesammelt, veröffentlichen und mit denen vergleichen zu können, die sonst bei den Alten und Neueren gewonnen worden sind. Wenn keine Selbsttäuschung mit unterläuft, werden diese Nebeneinanderstellungen nicht ohne Interesse für die Kunstgeschichte sein.

Ich bin nicht dabei stehen geblieben, den vollständig ausgebildeten Menschen einer Untersuchung zu un-

*) Von Albrecht Dürer besitzt die deutsche Literatur ein höchst interessantes Werk über plastische Anatomie unter dem Titel: Vier Bücher über menschliche Proportion. D. Ueb.

terwerfen, sondern bin ihm von seiner Geburt an so zu sagen Schritt für Schritt gefolgt. Ich war darauf bedacht, meine Aufstellungen nur auf ganz sorgfältig gesammelte Beobachtungen zu basiren. Der größte Theil der Künstler, die ein Aehnliches unternommen, haben ihre Verhältnißannahmen nur auf ganz isolirte Individuen gegründet, die sie für ganz regelmäßig gebaut erachteten und sich überdies auf eine bestimmte Altersstufe beschränkt. Mein Verfahren dagegen war darauf gerichtet, den vollständigen Entwicklungsgang des mittleren Menschen zu zeichnen; aber ich erschrak anfänglich vor einem solchen Unternehmen. Um wirklich alle dabei mit unterlaufende Zufälligkeit auszuscheiden, schienen unzählige Maßbestimmungen erforderlich zu sein und dennoch ist dem nicht so. Ein Hauptergebniß, auf das ich kam, hat meine Untersuchungen ungemein vereinfacht.

Die menschlichen Körperverhältnisse sind nämlich dergestalt feststehend in jedem beliebigen Alter, daß es hinreicht, eine kleine Anzahl von Personen beobachtet zu haben, um schon das Mittel als Typus annehmen zu können. Die große Mannichfaltigkeit, die wir unter den Menschen wahrnehmen, läßt mehr auf die Feinheit unsres Auges, als auf einen sehr merklichen Unterschied in den betrachteten Proportionen schließen. Die Beweglichkeit der Züge, die Zierlichkeit der Formen, mehr oder weniger Grazie in der Haltung, mehr oder minder starke Beleibtheit, Frische und Glanz des Teints, erzeugen manchmal die überraschendsten Ungleichheiten, während in den Körperproportionen selbst kaum

irgend eine Abweichung dabei stattfindet. Das ist so wahr, daß eine und dieselbe Person von zwanzig Künstlern gezeichnet nicht nur zufolge der Verschiedenheit der Talente, sondern auch zufolge der verschiedenen Auffassung, die jeder Künstler den von ihm wiederzugebenden Zügen giebt, möglicherweise zu ganz und gar ungleichen Portraits führen kann.

Das folgende Beispiel mag als Beweis für meine Behauptung dienen.

Bei meinen ersten Untersuchungen über die Proportionen des menschlichen Körpers habe ich dreißig zwanzigjährige Männer gemessen, vertheilte sie alsdann in drei Gruppen von je zehn Mann. Bei dieser Abtheilung habe ich lediglich darauf mein Augenmerk gerichtet, dieselbe mittlere Körpergröße für jede der drei Gruppen zu bekommen, um die übrigen Ergebnisse dann leichter gegen einander abwägen zu können, ohne vorgängige Reductionsberechnungen nöthig zu haben.

Es war also die mittlere Körpergröße dieselbe bei der ersten, zweiten und dritten Gruppe, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich fand, daß die meine verschiedenen drei Gruppen repräsentirenden mittleren Menschen nicht nur an Größe, sondern auch in allen Körperverhältnissen sich ganz gleich waren? Ja, die Uebereinstimmung war eine solche, daß eine und dieselbe Person, dreimal nacheinander gemessen, merklichere Verschiedenheiten zeigen würde, als ich an meinen drei Durchschnittsmenschen fand.

Da ich diese Probe noch für ungenügend hielt, wiederholte ich sie an drei Gruppen von fünfundzwan-

zigjährigen Personen und erhielt dieselben Resultate, die seitdem noch durch weitere Proben festgestellt worden sind.

Diese seltsame Entdeckung, die ganz beträchtlich die Zahl der erforderlichen Maßangaben reducirte, vereinfachte nicht wenig meine Arbeit.

Später gelangte ich noch zu einem weiteren Beweise für das Feststehen der Körperproportionen, indem ich Messungen an Menschen von Jahr zu Jahr, von ihrer Geburt anfangend, vornahm.

Ich konnte das allmälige Wachsthum der verschiedenen Körpertheile herausfinden, ohne auch nur über eine kleine Anzahl von Individuen hinaus meine Operationen ausdehnen zu müssen. Handelte es sich also in Wirklichkeit um Verhältnisse, die bedeutenden Schwankungen unterliegen, so würde zur Ausscheidung aller zufälligen Momente die Messung von zehn Individuen noch nicht ausreichen und es wäre gar nicht möglich, eine Stätigkeit nur in den Ziffern herzustellen, welche die Entwicklung eines und desselben Körpertheiles ausdrücken. Die Hand des zehnjährigen Kindes könnte Beispiels halber größer sein, als die des neunjährigen Kindes. Eine solche Anomalie wird sich etwa bei einer Vergleichung von zwei Individuen bemerkbar machen, aber ganz unmöglich sein bei einer Vergleichung der von zehn Individuen gewonnenen Mittelmaße. Dies mag zugleich als Erwiederung auf einen Einwand dienen, der mir in einem schätzenswerthen, erst neuerdings erschienenen Werke über die Wahrscheinlichkeitstheorieen gemacht worden ist. „Wenn man," sagt der fragliche

Verfasser, „an mehreren Thieren derselben Gattung die Dimensionen der verschiedenen Organe messe, so könne es und würde wahrscheinlich der Fall sein, daß die mittleren Größen unvereinbar mit den Bedingungen der Lebensfähigkeit der fraglichen Gattung wären.“ Nun hat mir aber, wie bemerkt, die Erfahrung das gerade Gegentheil bewiesen.

Ein frappanter Beweis für die Weisheit der Gesetze des Schöpfers und die Stätigkeit seiner Urform für das menschliche Geschlecht liegt darin, daß unter den Abweichungen vom Mittel die am wenigsten Abwechselungen erleidenden Theile gerade die wesentlichsten sind. So weicht der Kopf viel weniger von dem Natur-Modell ab, als alle anderen Körpertheile; so erscheint er bei den Zwergen zu groß und bei den Riesen zu klein, und diese Eigenthümlichkeit läßt sich nicht nur bei dem ausgewachsenen Menschen, sondern von der Geburt an wahrnehmen.

Schon beim neugeborenen Kinde ist der Kopf mehr entwickelt, als irgend ein anderer Körpertheil und während des ganzen Wachsthums variirt derselbe am allerwenigsten; und noch beim vollständig ausgebildeten Menschen bildet er den nur innerhalb der engsten Grenzen variirenden Theil. Die Arme und Beine dagegen, die für's Leben nicht absolut wesentlich sind, können in den weitesten Grenzen variiren und es sind eigentlich diese Gliedmaßen, vermöge deren sich Riesen und Zwerge von andern Menschen auszeichnen. Dasselbe Gesetz der zufälligen Ursachen, das der Entwick-

tung der Körpergröße und Schwere zu Grunde liegt, regelt in gleicher Weise die Entwicklung aller andern Theile des menschlichen Körpers.

Die Variationen um die mittlere Grundform (Typus) herum, wie sie jedem Alter und Geschlechte eigen sind, gestalten sich nach denselben Regeln, nur daß sie auf um so engere Grenzen beschränkt sind, je wesentlicher die bezüglichen Körpertheile zur Existenz gehören.

Ich werde von nun an zwei Grundregeln bemerklich machen, die ich schon in meinem ersten Werke über die Social-Physik durchzuführen versuchte *), und die wir in der Folge oft Gelegenheit haben werden, bestätigt zu finden: daß nämlich der mittlere Mensch, das Urbild unserer Gattung, zugleich das Urbild der Schönheit ist, und andererseits, daß die Grenzen der Erscheinungsvariationen um so enger werden, je mehr ein Volk sich dem Zustande der Vollkommenheit nähert.

Ich weiß wohl, daß erstere Behauptung nicht günstig von Jenen vermerkt worden ist, die in der Aesthetik nur von eingebornen Idealen etwas wissen wollen; doch beide Annahmen schließen sich nicht aus; ganz im Gegentheil hat eben der Schöpfer bei Bildung seines Urbilds für den Menschen es uns auch tief in Herz und Empfindung eingraben zu müssen geglaubt.

Ob es nun angeboren oder eine Frucht der Gewöhnung sein mag, genug, wir haben ein so richtiges Gefühl für die menschlichen Körperproportionen, auch ohne alle vorgängigen Studien, daß wir beim Anblick

*) S. Riecke a. a. O. S. 568 ff. D. Ueb.

einer Statue, vorausgesetzt, daß der Künstler die Gesetze der Natur treu befolgt hat, sogleich erkennen, ob er einen Riesen, Zwerg oder einen Menschen von gewöhnlicher Lebensgröße darstellen, und ob er ihn kräftig oder schwächlich bilden wollte. Es müssen dies doch scharf ausgeprägte Eigenheiten sein, die man so leicht erfassen kann, und man würde gewiß unrecht thun, wenn man der Wissenschaft nicht den Versuch verstatten wollte, in präciser Weise das auszusprechen, was man so spielend erkennt. Unser Takt in diesem Betreff ist, namentlich bei einigermaßen geübter Beobachtungsgabe, ungemein zart. Arme, deren Länge etwas über die mittlere Größe hinausgehen, machen sich sogleich durch die getrübte Harmonie fühlbar, man gewahrt schon eine Abweichung von einem Zwanzigstel oder noch weniger von der mittleren Größe. Eine Abweichung von einem Zehntel würde geradezu verletzend wirken.

Ein Mensch, dessen Fingerspitzen bis über die Knie hinabreichten, würde die allgemeine Neugierde erregen. Wenn wir indeß ohne alle Vorstellung von den alltäglich gesehenen menschlichen Vorgängen uns auf einer fernen Insel befänden, wo wir immer unter Menschen gelebt hätten, deren Arme über die Kniee hinabreichen, würden wir dahin kommen, diese Verhältnisse als normal zu betrachten, und ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn wir solche nicht gar als sehr schön erachten sollten. Das Beispiel fremder Völker beweist uns, daß sie da, wo sie eine Vorstellung von Schönheit geben wollten, nicht von einer idealen Form, die etwa

für Griechen, Franzosen, Chinesen und Neger dieselbe gewesen wäre, sondern von einer bei dem betreffenden Volke vorräthigen Form ausgingen. Obgleich unsre Blicke immer wieder zu den antiken Formen zurückkehren, so geben doch Italiener, Franzosen und Engländer, obgleich einer und derselben Race angehörend, ihrem Schönheitstypus besondere, das jedesmalige Volk charakterisirende Nüancen. Demnach möchte ich weniger für eingeborene Schönheits-Ideale, als für Vorstellungen, welche uns durch die Gewohnheit eingepflanzt sind, mich entscheiden.

Fünftes Capitel.

Gewicht des Menschen. Dessen Entwicklungsgesetz verglichen mit dem des Wachsthums *).

Jedes Volk hat seinen besondern Typus; wenn wir sagen, daß die Franzosen nicht so groß, wie die Engländer oder Russen sind, so ist unsre Behauptung nur in ganz allgemeinem Sinne, und nur dann, wenn man dabei an Vergleichungen der Mittelgrößen untereinander denkt, in Wahrheit begründet.

Der Gedanke der Mittelgrößen besteht auch außerhalb der Wissenschaft, die ihm nur eine größere Präcision verleiht; um vollständig zu sein, bedarf sie auch der Betrachtung der äußersten Grenzen. Indeß haben das Mittel und die beiden Grenzen, innerhalb deren

*) S. Riecke a. a. O. S. 370 ff. A. d. Red.

alle individuellen Werthe eingeschlossen sind, durchaus nicht den unbestimmten Charakter, wie man insgemein annimmt; es sind dies, wie wir gesehen haben, wohl bestimmte, und durch Beobachtung auf's Genaueste zu ermittelnde Maßverhältnisse. Wenn man das menschliche Körpergewicht bei einem und demselben Volke in's Auge faßt, so existirt auch hier ein Typus, der wohl eine vage Schätzung zuläßt, aber nur von der Wissenschaft in präciser Weise festgestellt werden kann. Der Mensch der mittleren Körpergröße hat ein gewisses Gewicht, die größeren oder kleineren Menschen sind ihm nicht gleich, im geometrischen Sinne des Worts; zu dem Ende müßte das Gewicht jedesmal dem Cubus der Höhe gleichkommen. Nun aber wiegt in der Regel der sehr große Mensch weniger als sich mit seiner Größe vertrüge, während der sehr kleine Mensch mehr wiegt.

Die Grenzen sind demnach für das Gewicht nicht so weit, wie sie es sein müßten, wenn die Menschen mathematisch ähnlich wären, und bei Individuen des menschlichen Geschlechts läßt sich nicht von einer Aehnlichkeit reden, wie in der Geometrie etwa von ähnlichen Pyramiden oder Cylindern gesprochen werden kann. Der schwedische Riese, welcher im Garde-Corps Friedrichs des Großen diente, maß über 2m,52, während der Zwerg, von dem Birch erzählt, nur Cm,44 maß. Wollte man nun aber eine genaue Aehnlichkeit zwischen diesen beiden, so zu sagen die Grenzpfeiler der menschlichen Körpergrößen bildenden Individuen annehmen, so hätte das Gewicht derselben im Verhältnisse von 188 zu 1

gestanden; sicherlich ist aber ein derartiges Mißverhältniß zwischen zwei Menschen niemals vorgekommen.

Das Wachsthum in die Höhe geschieht in der Regel auf Kosten des Wachsthums in die Breite. Sehr große Menschen haben selten eine im Verhältniß mit ihrer Länge stehende Breite. Das Gegentheil findet bei sehr kleinen Menschen statt; bei ihnen herrscht die Beleibtheit vor. Ein Riese, der denselben Muskelbau hätte, wie ein Zwerg, würde eine erschreckliche Mißgestalt sein. Die Natur wollte offenbar ihre Grenzen nicht so weit stecken und den Menschen sich nicht allzusehr von dem von ihr geschaffenen Urbilde entfernen lassen.

Buffon nahm an, daß das Gewicht dem Cubus der Körperlänge gleichkommen müßte, wenn die Dicke des Körpers und der Gliedmaßen den Verhältnissen eines wohlgestalteten Menschen entsprechen sollte; das ergiebt sich mindestens aus dem Gewichte, das er sechs, sieben oder auch acht Fuß hohen Menschen beilegte. Man darf wohl annehmen, daß der berühmte Naturforscher, bei der Voraussetzung einer geometrischen Aehnlichkeit der Menschen, nicht eigenen unmittelbaren Wahrnehmungen gefolgt, sondern nur ein Resultat der damaligen Theorie nachgesprochen hat. Nach zahlreich wiederholten Untersuchungen über das Wechselverhältniß von Größe und Gewicht bei erwachsenen Menschen konnte ich nur zu dem Schlusse kommen, daß die Gewichte derselben sich einfach verhalten, wie die Quadrate der Längen *). Und wenn man auch über die

*) Anm. 1 des Anhangs.

Mittelgröße hinausgehen wollte, würde man vielleicht den größten Menschen noch ein zu starkes Gewicht beilegen. Der Riese des Königs von Preußen müßte dreiunddreissigmal so viel, wie der obenerwähnte Zwerg gewogen haben. Unter den Menschen von außerordentlichem Umfange führt Buffon einen Engländer an, der im Jahre 1775 starb und 649 Pfund wog; derselbe Gelehrte erzählt von einem Zwerge, der in seinem siebenten Lebensjahre 19 Pfund und später, von allen Zufällen des Alters geschwächt, nur noch 13 Pfund gewogen habe. Diese beiden Gewichte, die man als die entgegengesetzten und zwar schon sehr übertriebenen Extreme ansehen kann, stehen im Verhältnisse von 50 zu 1. Nimmt man 19 Pfund als Gewicht des Zwerges an, so hat man genau das Verhältniß von 33 zu 1, das man als den Ausdruck der von dem menschlichen Körper erreichbaren Gewichtsgrenzen ansehen könnte. Die Grenzen, zwischen denen die Körpergröße variirt, sind aber nicht ganz so weit; denn sie verhalten sich kaum wie 6 zu 1.

Handelt es sich um kleine Kinder, so nimmt das Wechselverhältniß zwischen Größe und Gewicht eine etwas veränderte Gestalt an; das Körpergewicht nimmt rascher zu, als die Quadrate der Körperhöhe. Es giebt eben während des Wachsthums gar keine Uebereinstimmung zwischen den Größen- und Gewichtsentwicklungen. Der Mensch hat demnach für jede Altersstufe ein bestimmtes Gewicht und Grenzen, welche dieses Gewicht nicht übersteigen kann. Diese Grenzen sind aber genau berechnet, viel weiter, als die, welche seiner

Körpergröße gestellt sind. Es kommt hier aber noch ein bemerkenswerther Umstand in Betracht, — daß nämlich die Endstufen der entgegengesetzten Gewichtsabweichungen eine ungleiche Entfernung vom Mittelgewichte zeigen. So haben wir, wenn wir die weitesten uns bekannten Abstände annehmen, auf der einen Seite 649 Pfund und auf der andern Seite nur 13 Pfund Gewicht. Das mittlere menschliche Körpergewicht kann aber auf 140 Pfund angeschlagen werden; — darnach ergäbe sich, daß der 649 Pfund wiegende Engländer das mittlere Gewicht um 509 Pfund überschritten und der nur 13 Pfund wiegende Zwerg nur um 127 Pfund unter dasselbe herabgesunken ist, so daß die letztere Abweichung nur ein Viertel der ersteren betrüge. Dies einzige Anzeichen genügt schon, um zu zeigen, daß die Menschen rücksichtlich ihres Gewichtes sich nicht symmetrisch um das mittlere Gewicht herum vertheilen, wie wir das bei der Körpergröße gesehen haben. Man würde indeß Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß bei jener Abtheilung überall kein Gesetz walte.

Die Curve, welche die Art und Weise zeichnet, wie eine Bevölkerung sich je nach dem Körpergewichte gruppiren würde, hat zwar nicht mehr die Symmetrie, wie diejenige bezüglich der Körpergröße, ist aber immer noch regelmäßig und nach gleichen Grundsätzen zu berechnen. Die Vertheilung der Gruppen würde sich wenigstens nach dem Gesetze der zufälligen Ursachen bewerkstelligen, wenn auch allerdings zwei ungleich vom Mittel abstehende und sich wie 4 zu 1 verhaltende

Grenzen vorlägen*). Der mittlere Mensch im Punkte des Gewichts würde wahrscheinlich eben so wohl mehr als er selbst wiegende Menschen über sich, als weniger wiegende unter sich haben. Es liegen in dieser Beziehung sehr wenige Versuche vor; indeß reichen die von mir gesammelten schon hin, die Angaben der Theorie zu erhärten. Der mittlere Mensch wäre demnach zugleich eine Grundform (Typus) für Größe und Gewicht.

Ich lege kein kleines Gewicht auf diese Beobachtung, die wir eine immer allgemeinere Gestalt annehmen sehen werden, weil sie den directesten Beweis dafür liefert, daß der mittlere Mensch nicht nur nicht eine Unmöglichkeit, wie man zu fürchten schien, sondern geradezu eine Nothwendigkeit ist. Dieser Beweis a priori, daß ein Urtypus oder Modell für den Menschen existirt, scheint mir für unsere Aufgabe von großer Wichtigkeit zu sein, denn er giebt der Theorie vom Menschen feste Grundlagen, wie sie ihr bisher abgegangen sind.

„Die Beachtung des mittleren Menschen, d. i. desjenigen Typus, in welchem sich die charakteristischen Unterscheidungszeichen des Volks und der Zeit, welcher er angehört, vorzugsweise vereinigt finden," sagt J. J. v. Littrow bezüglich der diesfälligen Auseinandersetzungen Quetelet's (Wiener Jahrb. d. Literatur B. 85 Jahrg. 1839), „ist in allen Beziehungen von der größten Wichtigkeit. So wird, um es uns durch ein Beispiel deutlich zu machen, der Künstler, der redende sowohl, als auch der bildende, der nur den Typus des griechischen Menschen (nach seiner geistigen

*) S. Lettres sur la Théorie des Probabilités p. 167 ff. lettre XXV. Anm. d. Ueb.

oder körperlichen Bildung) studirt hat, und ihn auch bei Darstellungen aus der neueren Zeit wieder benutzen will, dieser Künstler wird mit diesem seinem fremden Typus, so bewundernswerth uns auch der letzte im Allgemeinen erscheinen mag, seine Zuhörer oder Zuschauer doch meistens nur kalt und unempfindlich lassen. Man wird seine Kunst vielleicht bewundern, aber man wird nicht gerührt, nicht ergriffen werden. Die griechischen Physiognomien, so verschieden sie auch nach Alter, Geschlecht, Zeit und Ort sein mögen, haben doch alle einen gewissen Familienzug und dieser Zug ist es eben, der den mittleren griechischen Menschen ausmacht und der uns, sobald wir ihn erblicken, sofort und unwillkürlich in das Alterthum versetzt. Läßt der Künstler diesen griechischen Menschen, wie im Schauspiele, sogar handelnd auftreten, so wird der Anachronismus nur um so fühlbarer. In der Zeit der Wiedergeburt der Künste erkannten die modernen Maler und Bildhauer sehr gut die Nothwendigkeit, nicht das Alterthum, sondern die um sie lebende Gegenwart darzustellen, und eben dadurch brachten sie so magische Wirkungen hervor. Das Gesicht des Heilands von Michael Angelo, das Gesicht der Madonna von Raphael hat nichts gemein mit der Physiognomie, welche die Alten ihrem Zeus oder ihrer Minerva gaben, und doch stehen jene modernen Bilder in keiner Beziehung den schönsten Formen des Alterthums nach, ja sie wirken nur um so mehr auf uns, als sie uns selbst und der uns umgebenden Natur entnommen sind. Worin liegt aber der Grund, daß Rubens selbst bei seiner Darstellung der Gottheiten des Alterthums uns immer Gestalten vorführt, die diesem Alterthume fremd sind? Weil Rubens gleichfalls einen solchen Typus, einen solchen mittleren Menschen vor seiner Einbildungskraft schweben hatte, und weil dieser mittlere Mensch aus einer späteren, aus seiner eigenen Zeit genommen war. Man war bisher auf diese Bemerkungen nicht aufmerksam genug, aber man wird, bei genauerer Untersuchung, nicht läugnen können, daß sie sich noch viel weiter fortführen lassen. Einen solchen stehenden Typus hatte z. B.

die preußische Armee unter ihrem großen Friedrich, und die dieses Gepräge tragen, werden noch jetzt von Jedem auf den ersten Blick erkannt. Eben so hatte in dem französischen Heere der Soldat der alten Kaisergarde eine sehr bestimmte Physiognomie, die klassisch und gleichsam sprichwörtlich geworden, und die noch jetzt mit den Erinnerungen an das Kaiserreich verschmolzen ist.

Unsere neueren Dichter, Maler und Bildhauer haben diesen Gegenstand zu wenig beachtet, und dies mag die Hauptursache von jener Einförmigkeit und Kälte sein, die uns aus den meisten Schöpfungen derselben anweht. Uns scheinen die Erzählungen von dem Enthusiasmus ganz unglaublich, mit welchem ähnliche Erzeugnisse der alten Dichter und Künstler von ihren Zeitgenossen aufgenommen worden sind. Zwar mußten auch wir das Bedürfniß, die Natur selbst zu studiren, dringend fühlen: aber indem wir diese Natur für alle Zeiten unveränderlich wähnten, haben wir sie, nicht in ihr selbst, sondern nur in den Werken der Alten gesucht. Diese Alten, vorzüglich die Griechen, haben ohne Zweifel denjenigen physischen und geistigen Menschen, wie er damals lebte, mit außerordentlicher Kunst geschildert, und überrascht durch die Vollkommenheit ihrer Werke, glaubten wir nichts Besseres thun zu können, als sie sclavisch nachzuahmen, und blieben eben deswegen, in der eigentlichen Naturschilderung, so weit hinter ihnen zurück. Als die Römer aus ihrer Barbarei erwachten, fanden sie die hohe Kultur der Griechen vor, und statt sich, nach dem Beispiele der letzteren, aus sich selbst herauszubilden, ließen sie ihren Geist durch ein fremdes, von ihnen besiegtes Volk in Fesseln schlagen. Fortan mußte, wer in Rom auf Bildung Anspruch machen wollte, vorerst ein Grieche werden. Daher konnte selbst der erste und größte unter den römischen Dichtern, der, wie er selbst gesteht, sich nur auf diesem Wege gebildet hatte, seinen Landesgenossen keinen besseren Rath geben, als die exemplaria graeca nocturna diurnaque manu zu durchblättern. Das Verderbliche, ja das Vergebliche dieses Rathes schien schon sein würdiger

Zeitgenosse zu fühlen, als er denselben Römern zurief, jenen Weg zu verlassen, und Römer, d. h. Krieger, zu bleiben.

Excudant alii mollius aera — — —

Tu regere imperio populos, Romane, memento:

Hae tibi erunt artes.

Aber er selbst wurde, mehr als jener, von dem Strome fortgerissen, und seine Aeneis ist, aller ihrer großen und vielen schönen Stellen ungeachtet, doch nur eine sclavische Nachahmung des unsterblichen griechischen Epos, hinter welchem sie in allen Hauptbeziehungen weit zurückgeblieben ist.

Und was war die Folge dieses Mißgriffs? — Daß die Römer, die, als Eroberer, noch heut zu Tage als das erste Volk der Erde betrachtet werden, in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst gegen die Griechen nur wie unmündige Kinder dastehen, und die, wenn man sie dessen, was sie von den Griechen gelernt und geraubt haben, entkleidet, vollends nichts als ihre kahle Blöße zeigen können.

Ich fürchte aber sehr, daß unsere sogenannte öffentliche Erziehung auf einer ähnlichen falschen Basis, ja auf einem noch viel schlechtern Grunde erbaut ist. In der That, beinahe alle Völker Europa's waren, zur Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften im sechszehnten Jahrhundert, nahe in derselben Lage, wie die Römer nach ihren karthaginensischen Kriegen. Sie erwachten plötzlich aus einer tiefen Nacht der Barbarei und ihr vom neuen Licht geblendetes Auge, das den so lange verkannten Quell des Lebens und der geistigen Bildung suchte, sah — nicht die lebendige Natur, die sie von allen Seiten umgab — sondern nur die todten Schriften der Griechen und Römer, die man ihnen aus der fernen Fremde zuführte, diese längst vertrockneten Quellen, aus denen sie ihren Durst zu stillen hofften. Hätten sie nur wenigstens, wenn ihnen keine andere Wahl mehr frei stand, gleich jenen Römern, sich ebenfalls den, wenn gleich auch schon längst verstorbenen Kindern der Natur, hätten sie sich den Griechen zugewendet, so wäre noch viel Unheil abgewendet worden, und unsere ganze neuere Literatur würde eine andere,

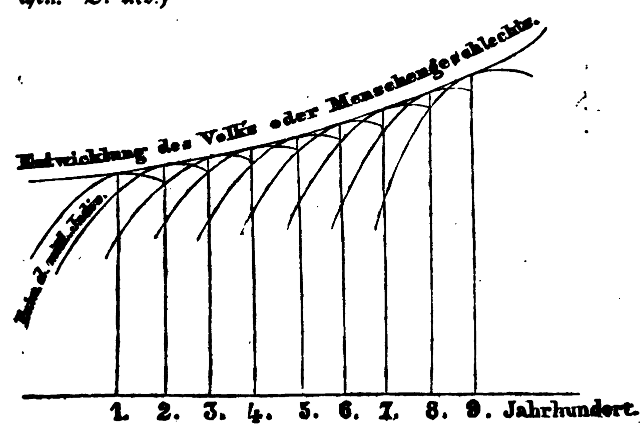
bessere Gestalt erhalten haben. Aber der mißgünstige Genius, der ihnen den wahren Born des Lebens verdeckt, der sie gleich anfangs einen falschen Weg geführt hatte, warf sie nun noch den Römern in die Arme, in deren Fesseln sie noch liegen, und wahrscheinlich auch ferner noch so lange liegen werden, als sie sich untereinander selbst mit der Ehre brüsten, die Affen von den Affen zu heißen. — Erst in unseren Tagen ist, bei einigen Völkern Europa's wenigstens, die in der wahren Bildung größere Fortschritte gemacht haben, jener Zwiespalt zwischen der altklassischen und der modernen Bildung und mit ihm das Bedürfniß klar geworden, eine Literatur zu besitzen, die uns selbst, die der Gegenwart angehört und die in der That das Gepräge der Gesellschaft trägt, in deren Mitte sie entstanden ist.

Ohne Zweifel muß man den schönen, redenden und bildenden Künsten die Freiheit gestatten, sich den Illusionen hinzugeben; aber diese Illusionen dürfen nicht grenzenlos, und vor allem nicht unnatürlich sein. Dem Zuhörer oder dem Zuschauer soll es nicht zugemuthet werden, sich urplötzlich in Jahrtausende von uns entfernte Zeiten zu versetzen, seine Religion, seine Sitten und alle seine geselligen Einrichtungen und Gewohnheiten zu verläugnen, und für Menschen, die von uns ganz verschieden sind, dieselbe Sympathie, wie für unsere nächsten Verwandten, zu fühlen. Verlangten doch auch die Alten keine solchen unnatürlichen Opfer von ihrem Publikum, und Sophokles oder Euripides hüteten sich wohl, den Osiris oder die mysteriösen Feste der Isis aus Aegypten auf die Bühne von Athen zu bringen, obschon die Aegyptier von den Atheniensern selbst als ihre Lehrer in der Wissenschaft betrachtet wurden.

Dieser mittlere Mensch also, um wieder zu unserm Gegenstande zurückzukehren, dieser Typus, der einem gewissen Volke, einer gewissen Zeit angehört, muß vor allem anderen in Beziehung auf die Entwicklung aller seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten gekannt und auf das Innigste studirt werden, damit dann der Künstler, der Dichter, der Ge-

lehrte von ihm alles das auswählen könne, was für seine Studien gehört, etwa so, wie der Maler aus der Optik diejenigen Sätze entlehnt, die sich auf seine Kunst beziehen, oder wie er, gleich dem großen Albrecht Dürer, die Perspective und die Anatomie studirt, die zwar keinen eigentlichen Theil der Malerkunst, aber dafür eine sehr wesentliche, ja unentbehrliche Propädeutik für jeden bildet, der sich dieser Kunst mit Glück und Erfolg zu widmen gedenkt.

Dieser mittlere Mensch ist ohne Zweifel, selbst bei demselben Volke, für verschiedene Zeiten ebenfalls verschieden. Wenn dies nicht wäre, so bliebe die Menschheit in einem Beharrungszustande und wäre keiner weitern Vervollkommnung fähig, was allem widerstreitet, das uns aus der Geschichte der Menschheit und der einzelnen Völker bekannt ist. Diese allmählige Umgestaltung des mittleren Menschen jedes Volkes für verschiedene Zeiten zu kennen, würde aber für uns in hohem Grade interessant und nützlich sein.“ (Quetelet sucht dies in seinem mehrangeführten Werke: „Ueber den Menschen“ ꝛc. durch nachstehende Figur anschaulich zu machen. D. Ueb.)



„Wenn man nämlich die Entwicklung irgend einer körperlichen oder geistigen Kraft des Menschen für seine verschiedenen Altersjahre bildlich darstellen wollte, so würde man eine krumme Linie erhalten, in welcher die geradlinigen Abscissen die Altersjahre, und die darauf senkrechten Coordinaten jene Entwicklung bezeichnet. Eine solche Curve würde z. B. der mittlere deutsche Mensch für den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts geben. Eine andere Curve aber würde derselbe mittlere Mensch für den Anfang des achtzehnten, oder des siebzehnten Jahrhunderts darbieten und jede dieser Curven wird in irgend einem ihrer Punkte ein Maximum jener Entwicklung enthalten. Zeichnet man nun alle diese Curven, wie sie aus den einzelnen Jahrhunderten folgen, hart neben einander, und verbindet dann alle jene Maxima durch eine neue krumme Linie, so wird diese letzte Curve gleichsam, in der Sprache der Geometrie zu reden, die Enveloppe (Einhüllende) von allen jenen vorhergehenden Curven sein, und durch sie wird man den mittleren deutschen Menschen mit allen den Variationen dargestellt haben, die er im Laufe jener Jahrhunderte erlitten hat. Construirt man mehrere solcher Enveloppen für die vorzüglichsten Völker Europa's, und sucht dann von diesen auf gleiche Weise die Enveloppe, d. h. die alle jene Curven umhüllende und jede derselben in einem Punkte tangirende Linie, so wird man den mittleren europäischen Menschen erhalten, wie er im Laufe dieser Jahrhunderte Statt gehabt hat. Auf eine ganz analoge Weise würde man sich endlich auch zu dem mittleren Menschen aller Länder und aller Zeiten, d. h. zu dem Urtypus des ganzen Menschengeschlechts, mit den an ihm seit Anbeginn vorgegangenen Variationen erheben, und es ist einleuchtend, daß wir, ein solches Bild vor uns aufgeschlagen, unsere Menschengeschichte mit ganz anderen Augen betrachten würden, als wir jetzt zu thun im Stande sind. Aber wie viele Jahrtausende werden erforderlich sein, bis es der Mensch zu dieser Höhe in der Erkenntniß seiner selbst ebracht haben wird?" D. Uebers.

Sechstes Capitel.

Puls, Athmung, Geschwindigkeit des Ganges 2c. Das Verhalten dieser Elemente zu einander.

Ich sehe die Zeit kommen, wo man ethnographische Tabellen haben wird, auf denen die verschiedenen Völker der Erde mit genauer Angabe aller der Elemente, die bei ihnen den mittleren Menschen charakterisiren, figuriren werden*); auf denen man finden kann, welches bei jedem Volke dessen Körpergröße, Gewicht, Stärke, Schnelligkeit, Raschheit des Pulses ist und all das, was eben an seiner Person sich unter Maß bringen läßt. Und zwar werden diese Grundverhältnisse nicht allein bezüglich des ausgewachsenen Menschen, sondern ebensowohl für jede Altersstufe und unter Bezeichnung der Grenzen, innerhalb deren sie variiren können, gegeben werden.

Wir sind indeß noch weit genug von einem solchen Stand der Dinge entfernt; denn lange Zeit glaubte ich so, wenn ich die Aufmerksamkeit beobachtete, womit Aerzte den Puls ihrer Patienten zu untersuchen pflegen, daß ihnen mindestens der Normalstand des Pulses bekannt sein müsse. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich daran ging, selbständig die Anzahl der Pulsschläge bei Greisen und bei jungen Leuten zu untersuchen, und alsbald zu Ergebnissen gelangte, welche den von den Handbüchern der Physiologie aufgestellten schnurstracks zuwiderliefen. Ich glaubte natürlich, mich getäuscht zu haben und erst nach langem Bedenken

*) S. Anm. 2 des Anhangs.

und den wiederholtesten Versuchen faßte ich so viel Muth, es auszusprechen, daß die gewöhnlichen Handbücher in diesem Betracht einen Irrthum enthielten *). Um dieselbe Zeit constatirten zwei französische Mediciner, die Herren Leuret und Mitivié, dieselbe Thatsache und bewiesen, daß man in der That ganz mit Unrecht eine Abnahme der Pulsschläge im Alter behauptet habe **). Es ist dies zugleich ein bemerkenswerthes Beispiel für die Anwendung der Mittelmaße und den Nutzen der rechnenden Methode überhaupt. — Zwei ausgezeichnete Professoren der Straßburger Facultät, Rameau und Sarrus, haben ihrerseits eine eben so interessante Entdeckung über die menschlichen Pulsschläge gemacht. Indem sie die von mir veröffentlichten Beobachtungen mit den von ihnen selbst gesammelten verglichen, wiesen sie nach, daß zwischen der Körpergröße und Anzahl der Pulsschläge bei den Menschen eine Wechselwirkung besteht und das Lebensalter nur insofern influirt, als es die Körpergröße modificirt, welche letztere das eigentlich regulirende Element bildet.

Demnach stünde die Anzahl der Pulsschläge in umgekehrtem Verhältnisse zur Quadratwurzel der Körpergröße. Rameau und Sarrus setzten nun, indem sie $1^m,684$ als das Körpermaß des mittleren Menschen annahmen, die Anzahl der Pulsschläge auf 70. Mit Hilfe dieser Angaben kann man dann die Anzahl der Pulsschläge für jedes beliebige Körpermaß berechnen.

---

*) S. Physique sociale, tome II, p. 80 u. ff.

**) S. Anm. 3 des Anhangs.

Um übrigens diesen Grundsatz ohne alle Einschränkung zulassen zu können, bedürfte es zahlreicherer Beobachtungen, als bis jetzt vorliegen. Ich möchte z. B. bezweifeln, daß sehr kleine Menschen, die nicht einmal die mittlere Körpergröße der zehn- bis elfjährigen Kinder überschreiten, den diesem Alter entsprechenden regelmäßigen Pulsschlag haben. Die Raschheit des Pulses ist eines der Elemente, die bei dem Menschen nur in den engsten Grenzen variiren; wenn jedoch der angeführte Grundsatz richtig wäre, so ginge die Blutcirculation bei dem Zwerge zwei und ein halb mal so rasch vor sich, als bei dem Riesen, vorausgesetzt, daß die äußersten Abstände der Körpergröße im Verhältniß von 1 zu 6 zu einander stünden. Es läßt sich nicht verkennen, daß zwischen den verschiedenen physischen Eigenschaften des Menschen bestimmte Wechselbeziehungen bestehen *); aber diese Beziehungen sind noch zu erforschen und ihre Feststellung ist nur in einer noch zu versuchenden Special-Physik ausführbar. Wie dem nun sein mag, man kann, ohne sich allzusehr von der Wahrheit zu entfernen, zugeben, daß unmittelbar nach der Geburt die Anzahl der Pulsschläge nahezu doppelt so stark ist, als gegen das Alter von fünfundzwanzig Jahren, derjenigen Lebensepoche, wo das Minimum ihrer Stärke sich findet. Ich habe ermittelt, daß in dieser Lebensepoche die Anzahl der Pulsschläge ohngefähr 69,6 für die Minute im Durch-

*) S. d. Anm. 4 des Anhangs.

schnitte beträgt, im Augenblicke der Geburt aber kann deren Anzahl auf 135 oder 136 für Knaben und Mädchen angeschlagen werden; denn der Unterschied der Geschlechter scheint auf dieses Element unsres Organismus keinen Einfluß auszuüben. Anders verhält es sich im Zustande des Schlafes, Alters, oder auch bei allen den Stürmen, die von unseren moralischen Anlagen hervorgerufen werden. Die Athemzüge scheinen denselben Entwicklungsgang, wie die Pulsschläge zu befolgen und einen feststehenden Rapport mit ihnen zu erhalten, der bei vielen, namentlich erwachsenen Personen in dem Verhältniß von 1 zu 4 betrachtet werden kann, so daß man bei einem vollständig ausgebildeten Menschen 17,4 Athemzüge in der Minute zählen müßte, wie auch in der That beobachtet worden ist.

Wiewohl nun der Gang des Menschen auch innerhalb sehr weiter Grenzen variirt, so scheint er doch zu der Schnelligkeit des Pulses in Beziehung zu stehen. Bei sehr langsamem Schritte scheint dessen Bewegung mit der des Pulses zusammenzutreffen. Diese Grenzen, 70 und 140, sind ein wenig größer als die des Infanterieschrittes. Man nimmt nämlich an, daß der französische Soldat 76 Ordinär- und 125 Sturmschritte*) in der Minute macht. In Belgien liegen die Grenzen näher beisammen; die Pelotonschule setzt die Zahl der Ordinärschritte auf 80 für die Minute, die der Schnellschritte auf 100 und die der Sturmschritte auf 120 fest.

---

*) Ch. Dupin, Géometrie et mécanique des arts et métiers, tome III. p. 25. 1826.

Ich habe auch einige Versuche an mir selbst gemacht und gefunden, daß ich langsam promenirend etwa 72 Schritte in der Minute machte; zugleich machte ich die Wahrnehmung, daß mein Puls in diesem Zeitraum eben so viel Schläge gemacht; es fand also eine Gleichmäßigkeit zwischen meinen Schritten und meiner Blut-Circulation statt. Wenn ich meinen Gang beschleunigte, machte ich 120 Schritte in der Minute, welche Zahl zur vorigen sich wie 5 zu 3 verhält. Es ist bemerkenswerth, daß dem Metronom zufolge die Bewegung eines langsamen Walzers gleichfalls 72 Schritte für die Minute beträgt; in der Regel wird zwar diese Bewegung erhöht, dadurch aber nur eine größere Uebereinstimmung mit den Pulsschlägen des Tänzers hergestellt, die sich in der Erregung des Tanzes auch rascher folgen. Uebrigens kann man durch verschiedenartige Aenderungen seines Ganges noch keine berechenbare Einschränkung beweisen. Dieselben Beobachtungen kann man in der Musik machen. Es giebt indeß Bewegungen, die mehr unserer Organisation zu entsprechen scheinen. Wenn auch einfache Wechselbezüge zwischen Pulsschlag, Athemzügen und den verschiedenen Bewegungen, die man ausführt, bestehen, so ist es doch schwierig sie zu entdecken, da die Pulsschläge und Athemzüge nichts fest Bestimmtes haben, als etwa eine Neigung, sich mit allem dem, was einen gleichen periodischen Gang befolgt, in Einklang zu setzen. Ich war mehr als einmal im Falle, mich solchen Betrachtungen zu überlassen. So ist es gar nicht lange her, daß ich in einer ruhigen Nacht am Meeresufer spazieren ging;

ich hörte nichts als das Brausen der Wogen, in welches sich ein einförmiges und periodisch sich wiederholendes Geräusch mischte, das von einem Fahrzeuge herrührte, das nahe am Ufer hinglitt. Ich gerieth auf den Gedanken, meine Pulsschläge zu prüfen und fand, daß sie vollständig mit dem fernen Ruderschlage im Uebereinstimmung waren. War nun meine Blutcirculation sich gleich geblieben, oder hatte sie sich der periodischen Bewegung, die meine Aufmerksamkeit fesselte, angepaßt? Wie dem auch sein mag, mein Puls entfernte sich nur wenig von seinem Normalstande und möchte höchst wahrscheinlich ganz so geschlagen haben, wie der der Ruderer, die das Fahrzeug leiteten.

Es ist zu bedauern, daß wir nicht sorgfältig fortgesetzte Beobachtungen über die Arbeiter besitzen, deren Arbeit eine gewisse Periodicität im Gebrauch der Glieder darbietet, wie z. B. über die Grobschmiede, Holzhauer, Schuster und Schneider; sie könnten interessante Resultate liefern; wir kennen fast nichts auf diesem Gebiete der Forschung, das man auch heute noch mit einer nicht sehr philosophischen Geringschätzung auf die Seite zu setzen scheint. Es wäre schon der Mühe werth gewesen, die Aufmerksamkeit mehr auf einen der größten Denker des Alterthums zu richten. Pythagoras soll manchmal sich dabei aufgehalten haben, den Taktschlägen des Schmiedes zu lauschen und Betrachtungen über die Zahlenharmonie und Wechselbezüge nachzuhängen, deren Vorhandensein unter den verschiedenen Naturerscheinungen er angenommen hat.

Siebentes Capitel.

Von der Tragweite der Sinne. Uebernatürliche Dinge.

Der Mensch ist körperlich sehr beschränkt. Auf den Grund eines unermeßlichen Meeres geheftet, das man Atmosphäre nennt, ist er außer Stande, sich von der Oberfläche des Erdballs loszulösen, minder günstig gestellt darin, als die Vögel, deren einige zu beträchtlicher Höhe sich erheben, und minder günstig, denn die Fische, die doch im Wasser in verschiedene Tiefe sich senken können; er hat nicht einmal den Vortheil der Schnelligkeit, um sich dadurch für seine sonstige Abhängigkeit schadlos halten zu können.

Betrachtet man die menschlichen Sinne, so findet man, daß deren Grenzen ungemein enge sind. Der Umkreis, in dem der Geruchssinn wirkt, ist beinahe gleich Null; — der Geschmack und das Gefühl erheischen die unmittelbare Berührung; das Gehör wirkt in ziemlich großer Entfernung, indeß können die äußersten Grenzen, zu denen der Ton sich fortpflanzen kann, nicht über zwanzig bis fünfundzwanzig Stunden hinaus gesetzt werden; zudem muß die Erde oder das Wasser dabei als Vehikel dienen. Die Wilden sollen in dieser Beziehung sehr geübt sein; wenn sie das Ohr auf die Erde legen, können sie das leiseste entfernte Geräusch vernehmen. Es ist nichts Seltenes, daß während einer Schlacht der Knall der Kanonen oder bei einem Gewitter das Rollen des Donners in größter Entfernung gehört wird. Ich erinnere mich, in Ostende an der

Küste, ganz deutlich Kanonenschüsse gehört zu haben, die in dem Hafen von Vliessingen abgefeuert wurden, von dem ich etwa zwölf französische Meilen entfernt war.

Derjenige unsrer Sinne, der unstreitig die größte Tragweite hat, ist das Gesicht. Wären wir desselben beraubt, würde es uns unmöglich sein, Dinge, die an unzugänglichen Orten, und noch weniger solche, die sich außerhalb unsrer Atmosphäre befinden, wie die Himmelskörper überhaupt, kennen zu lernen. Mehre Wissenschaften existirten nicht, ja noch mehr, der Mensch würde sich körperlich in eine so engbegrenzte Sphäre eingeengt sehen, daß seine Existenz ganz unmöglich wäre.

Man wird mir einwenden, daß ja der Planet Neptun entdeckt worden, ohne daß es nothwendig gewesen, ihn wahrzunehmen und daß die Wissenschaft seine Entfernung hätte bezeichnen können, wenn auch kein menschliches Auge dessen Existenz geahnt haben würde. Dieser Einwand ist nur scheinbar, denn um sich zu dieser so glänzenden Entdeckung zu erheben, mußte man sich doch auf die Anomalien stützen, die vorher an dem Gange des Uranus waren beobachtet worden, und nur, weil eine genauere Beschauung in dieser Richtung vorhergegangen war, konnte die Wissenschaft mit Sicherheit nachher ihre Folgerungen ziehen. Das unbewaffnete Auge vermag schon in die Tiefe des Himmels bis zu den Sternen fünfter und sechster Größe zu dringen. Wenn wir nun aber mit dem berühmten Herschel annehmen, daß die Größe zu der Entfernung im Verhältniß steht, so würde der Wirkungskreis unsres

Auges sich fünf bis sechs Mal weiter erstrecken, als die Entfernung der am meisten sichtbaren Sterne; diese letzteren sind aber so entfernt, daß sie sich mindestens hunderttausendmal weiter von der Sonne entfernt befinden als wir, wiewohl schon der Zwischenraum, der uns von der Sonne trennt, ohngefähr dreiunddreißig Millionen Meilen beträgt. Das Organ des Gesichts entschädigt uns demnach sehr reichlich für die Unvollständigkeit unserer übrigen Sinne, oder doch die unzulängliche Tragweite derselben. Ihm allein verdanken wir die Möglichkeit, uns mit den äußern Welten in Verbindung zu setzen.

Man wird vielleicht finden, daß ich den Tastsinn allzusehr eingeschränkt habe, man wird sagen, daß der Blinde, der die Sonne nicht sehen kann, sie doch sehr wohl zu fühlen im Stande sei und die Unterbrechung der wärmenden Strahlen gewahr werde, wie der Clairvoyant die Verhüllung der Lichtstrahlen gewahre; Beide nehmen es wahr, Jeder in seiner Weise, so oft ein Gewölk sich, wie ein Lichtschirm, zwischen sie und die Sonne lagert, daß das fragliche Gestirn für den Augenblick seine directe Wirkung suspendirt hat.

Es möchte hier eine bemerkenswerthe Unterscheidung am Platze sein. Unsere Organe können nämlich in zweifacher Weise afficirt werden, sowohl durch wägbare Substanzen, als auch durch unwägbare.

In ersterer Beziehung hat das Gefühlsorgan einen Wirkungskreis, der beinahe gleich Null ist; in letzterer Beziehung verhält es sich aber anders; die Sonne giebt ungeachtet ihrer Entfernung dem Gefühle ihre

Gegenwart vermittelst ihrer wärmenden Strahlen kund, und es wäre schwierig, die Grenze zu nennen, wo deren Einwirkung ihr Ende hat.

Das Auge kann gleichfalls in anderer Weise, als durch das Licht, afficirt werden. Es können auch wägbare Substanzen auf dieses Organ einwirken: so kann in vollster Dunkelheit ein Druck auf das Auge die Empfindung eines blendenden Lichtes hervorrufen.

Wir sind gewohnt, die Dinge in einer vielleicht zu absoluten Weise anzusehen; das Auge betrachten wir als ausschließlichen Sitz des Gesichtes und das Licht als nothwendigen Wecker desselben. Ebenso pflegen wir anzunehmen, daß das Gefühl nur bei unmittelbarer Berührung von körperlichen Gegenständen seine Wirkung äußert, während doch die Elektricität aus fern und nahe auf dasselbe einwirkt.

Man kennt gewiß das Phänomen, das ihre Gegenwart verkündigt; man weiß, daß eine ähnliche Empfindung, wie etwa die bei dem Widerstande eines Spinnengewebes, in höchst charakteristischer Weise die Grenzen ihres Wirkungskreises andeutet. Die Elektricität afficirt auch in besonderer Weise das Geruchs- und Geschmacksorgan. Andererseits kennt man das Experiment, wornach ein elektrischer Strom in dem Gesichtsorgan eine ähnliche Empfindung hervorbringt, wie ein blendender Blitz.

Wir haben leider nur ganz wirre und höchst unvollständige Begriffe von dem Modus der Wirksamkeit der unwägbaren Fluida, und namentlich des magnetischen Fluidums auf den menschlichen Organismus:

einige Schriftsteller erzählen uns davon Wunderdinge; es kann aber hier nicht der Ort sein, davon auch nur einen Abriß zu geben. Wir verdanken bezüglich des Tastsinns sehr bemerkenswerthe Versuche Dr. Weber in Göttingen. Sie weisen nach, daß in höherem oder geringerem Grade jeder Körpertheil das Vermögen der Empfindung hat; in den Fingerspitzen und den Lippen insbesondere ist diese Fähigkeit in sehr hohem Grade vorhanden; der Rücken dagegen ist wenig geeignet, Empfindungen wahrzunehmen; die dießfälligen Schattirungen treten deutlich genug hervor, um in Zahlen ausgedrückt werden zu können.

Man weiß, wie bei einigen Blinden der Tastsinn bis zu solcher Zartheit ausgebildet ist, daß er für gewisse Dinge das Gesicht ersetzen und sogar die Farbe bestimmen kann. Die gläubigsten Anhänger des thierischen Magnetismus nehmen ganz allgemein an, daß das Auge nicht ausschließlich nothwendiges Organ der Sehkraft ist; daß man ebenso wie man mit anderen Organen, als mit den Händen fühlen könne, man auch nach den Anhängern des Hellsehens, in gewissen aufgeregten Zuständen mittelst anderer Körpertheile, als der Augen, zu sehen vermöchte.

Alle diese Fragen sind noch sehr dunkel, und es steht zu befürchten, daß sie noch lange Zeit in diesem Zustande bleiben werden, der den Speculationen des Charlatanismus und den Illusionen der Unwissenheit so günstig ist.

Zweiter Abschnitt.

Von den moralischen Anlagen.

Erstes Capitel.

Die bei Untersuchung der moralischen und intellectuellen menschlichen Eigenschaften befolgten Methoden*).

Die physischen Eigenschaften des Menschen einerseits und die moralischen und intellectuellen Anlagen desselben andererseits stehen in so enger Verbindung, daß der Zusammenhang auch dem oberflächlichsten Beobachter auffallen muß. Die Erforschung dieses mysteriösen Zusammenhangs hat zahlreiche Schriften in's Leben gerufen, deren einige von den verdienstvollsten Denkern herrühren, während allerdings denselben auch eine Masse von mehr oder minder geistvollen und wissenschaftlichen Systemen ihre Entstehung verdanken. Man ist dabei in der Regel von der Idee ausgegangen, daß unsre moralischen Eigenschaften in unmittelbarem Zusammenhange mit besonderen Organen stünden, die als deren Träger oder Dolmetscher zu betrachten wären.

---

*) Vergl. des Verfassers Artikel: Sur la statistique morale et les principes qui doivent en former la base (tome XXI des mémoires de l'academie royale de Belgique).

Anm. d. Uebers.

Man muß zugeben, daß diese Hypothese sich auf viele Thatsachen zu ihrer Begründung berufen kann. Die erfolgreichsten Angriffe, welche dieselbe erfuhr, stützen sich doch hauptsächlich nur auf die Mißbräuche, die sie veranlaßt hat*).

Die wissenschaftlichen Arbeiten von Gall und den Physiologen seiner Schule werden trotz aller Widersprüche, zu denen die Verheißungen der Phrenologie führen mögen, doch immer ein wissenschaftliches Denkmal von unbestreitbarem Verdienste bleiben. Die Phrenologie hat vielleicht darin gefehlt, daß sie unsere Anlagen zu sehr localisirte; denn wenn man auch zugeben wollte, daß alle ihren Sitz im Gehirn haben und im directen Zusammenhange mit einem Theile oder Special-Organe desselben stünden, so kann der Phrenologe sein Urtheil doch immer nur auf eine Untersuchung des Schädels gründen, dessen Angaben häufig trügerisch sind. Oft genug wahrlich entsprechen äußern Hervorragungen immer ganz andere, die auf's Gehirn drücken und demnach irrigen Folgerungen statt geben. Man müßte annehmen können, daß der Schädel überall gleiche Dicke hätte, oder daß sein äußerer Ausdruck vollkommen dem innern parallel wäre und ganz treu die Formen des von ihm eingeschlossenen Gehirns abspiegelte. Nun ist das aber nicht der Fall. Esquirol zeigte mir im Jahre 1834 eine interessante Schädelsammlung, die zahlreiche Anomalien dieser Art aufwies.

---

*) S. Riecke a. a. O. S. 567 u. f. und Cotta's Briefe über A. v. Humboldt's Kosmos B. I. S. 310 ff.
Anm. d. Uebers.

Wie dem nun sein mag, man hat allgemein die der Phrenologie zu Grunde liegenden Eintheilungen angenommen, ohne sich von den unmittelbaren Vortheilen der Cranioscopie befangen zu lassen. Der Doctor Camper wollte in gleicher Weise einen Maßstab der Intelligenz in der äußeren Kopfgestalt gefunden haben. Er bediente sich hierzu des Gesichtswinkels, welcher durch zwei gerade Linien gebildet würde, wovon die eine die Ohrhöhle und die obern Vorderzähne quer durchschnitte und die andere auch auf diese Zähne und den zumeist hervorspringenden Punkt der Stirne gelegt wäre. Daubenton setzte an die Stelle dieses Winkels einen andern, dessen Scheitelpunkt in der großen Vertiefung des Hinterhauptes (dem etwas unterhalb des Schädels befindlichen Genicke) war; der eine Schenkel war gegen den Kopfwirbel und der andere gegen den innern Rand der Augenhöhle gerichtet. Bei den Phrenologen Camper und Daubenton stützen sich die Aufstellungen nur auf die Knochenpartien und wird nur gewissermaßen das functionirende Organ zu messen versucht.

Lavater dagegen verbindet mit gleichen Anhaltspunkten auch noch die durch die Fleischtheile gegebenen Anzeichen und will überhaupt unsre moralischen Anlagen durch die äußern Spuren ihrer Wirksamkeit erforschen. Bei genauer, scharfer Beobachtung läßt sich in der That wahrnehmen, wie jede Leidenschaft in besonderer Weise die verschiedenen Parthieen der Gesichtsbildung spielen läßt und bei wiederholter Wirksamkeit dauernde Spuren zurückläßt. Lavater ging noch weiter; er behauptete einen so innigen Zusammenhang zwischen

unserer physischen und moralischen Organisation, daß man die eine gewissermaßen durch die andere begründen könne; es ist nach ihm nicht einmal eine Veränderung unserer Gesichtszüge durch die Leidenschaften erforderlich, um das Vorhandensein der letztern nachweisen zu können; die Nase z. B., der vielleicht passivste Theil der menschlichen Physiognomie, lieferte ihm schon Anzeichen des jedesmaligen Charakters, sogar die Zähne und Haare sind in seinen Beobachtungen nicht übergangen. Man kann gewiß dem schweizerischen Beobachter einen großen Scharfsinn und oft viel Wahrheit in seinen Bemerkungen nicht absprechen, wenn er auch bis jetzt den Grund zu einer besonderen Wissenschaft nicht gelegt hat. Ueber die alte Chiromantie will ich kein Wort verlieren; jene Leute, die bei einer bloßen Betrachtung der menschlichen Hand Alles zu sehen vorgeben, dürfen heutzutage mit den Astrologen den Charlatanen beigezählt werden, welche die ersten Anfänge der Wissenschaft mißbraucht haben, um aus der menschlichen Leichtgläubigkeit Nutzen zu ziehen.

Es haben sich auch Schriftsteller gefunden, die aus den M a n i e r e n der Menschen deren moralische und intellectuelle Anlagen ableiten wollten, und so nach der Reihe deren Gang, Stimme, Gesten und zuletzt deren Handschrift erforschen zu müssen glaubten. Ohne sich, wie die Liebhaber von Autographien bei der Schriftform aufzuhalten, wollte Buffon, daß man die Ausdrucksweise prüfe; der Styl ist der Mensch, sagte dieser große Denker, und seitdem hat man diesen Gedanken generalisirend, immer wiederholt, die Literatur sei der

Ausdruck der Gesellschaft. Diese Aufstellungen haben unstreitig viel Wahres an sich, es gehört aber ein sehr hoher Grad von Intelligenz dazu, um mit Erfolg Anwendungen davon machen zu können. Die gewöhnlichste und auch sicherste Methode der Analyse ist immer die vom gesunden Menschenverstande gebotene, die darin besteht, den Menschen aus seinen Handlungen zu ergründen, und von den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen. Da, wo es sich aber darum handelt, allgemeine Resultate zu ziehen und die in der menschlichen Organisation möglicherweise vorhandenen Gesetze zu ergründen, hat gedachte Methode noch zu keinen feststehenden Prinzipien geführt. Jeder befolgt seinen eigenen Gang und hält seine besonderen Gesichtspunkte fest. Im Nachfolgenden werde ich versuchen, einige Prinzipien aufzustellen, von denen man bei allen derartigen Untersuchungen scheint ausgehen zu müssen, und die gewissermaßen jenem wissenschaftlichen Zweige, den man unter dem Namen Moral-Statistik begreift, zur Grundlage dienen können.

Zweites Capitel.

Von der menschlichen Willensfreiheit und deren Einfluß auf die socialen Erscheinungen.

Wir werden uns hier mit den in den moralischen Eigenschaften des Menschen waltenden Gesetzen zu beschäftigen haben. Auf diesem Boden angelangt, müssen wir uns auf zahlreiche Schwierigkeiten gefaßt hal-

ten, wovon einige sogar auf den ersten Blick unübersteiglich scheinen könnten.

Das, was überhaupt die moralischen Erscheinungen von den rein physischen unterscheidet, ist das Dazwischentreten der menschlichen Willensfreiheit *). Dieses wunderliche, aller Regel spottende Element scheint, indem es seine Wirksamkeit mit derjenigen der sonst das Gesellschaftssystem beherrschenden Ursachen vermengt, alle unsere Vorhersagungen ein- für allemal verwirren zu wollen. Ueberall, wo es sich um physische Erscheinungen handelt, sehen wir, wenn die Entstehungsursachen sich gleich bleiben, dieselben genau in derselben Ordnung immer wiederkehren, während sie, sobald die Ursachen wechseln, Modificationen erleiden. Verhält es sich aber eben so mit moralischen Erscheinungen? Versuche allein können uns hierüber Aufschluß geben.

Es giebt gewiß im Bereiche des menschlichen Handelns keinen Akt, wo der freie Wille in directerer Weise eingreift, als der Heirathsakt. Derselbe ist einer der wichtigsten Lebensakte, zu dem der Mensch in der Regel nur mit größter Behutsamkeit schreitet. Die auf diesem Gebiete des menschlichen Handelns gebotenen Thatsachen sind demnach für unsere vorliegende Untersuchung ganz besonders geeignet. Wir werden überdies unsre Belege aus den statistischen Tabellen Belgiens

---

*) Vergl. Quételet „De l'influence du libre arbitre de l'homme sur le faits sociaux (Bulletin de la Commission centrale de statistique de Belgique t. II. p. 138) und V. Smith Mémoire sur la philosophie de statistique, Lyon 1854. D. Ueb.

schöpfen, weil die treffliche Führung der dasigen Civilstandsbücher zu dem Vertrauen berechtigt, daß in den da einregistrirten Thatsachen keinerlei Lückenhaftigkeit vorkommt. Prüft man aber diese Tabellen, so findet man, daß, seit zwanzig Jahren, die Zahl der Heirathen, wenn die Zunahme der Bevölkerung in Anrechnung gebracht wird, jährlich dieselbe geblieben ist; sie kommt in den Städten der der Todesfälle nahezu gleich. Wiewohl nun die Anzahl der letzteren nicht, wie die erstere, unter dem Einflusse des menschlichen freien Willens steht, hat sie doch noch in viel weiteren Grenzen variirt, und man könnte wohl sagen, daß die belgische Bevölkerung der Ehe regelmäßiger ihren Tribut gezahlt, als dem Tode; und doch überlegt man sich nicht das Sterben, wie man sich das Heirathen überlegt.

Betrachten wir die Heirathen speciell, so wird eine Thatsache zunächst uns überraschen: wir werden finden, daß von Jahr zu Jahr nicht allein die Summe der Heirathen nahezu sich gleich geblieben ist in den Städten, wie auf dem Lande, sondern daß sich auch dies constante Verhältniß an den Ziffern beobachten läßt, welche die Anzahl der Heirathen zwischen Junggesellen und Mädchen, zwischen Junggesellen und Wittwen, zwischen Wittwern und Mädchen, wie zwischen Wittwern und Wittwen ausdrücken *). So schwach auch diese letzteren Zahlen sind, so zeigt doch ihr Gang eine wahrhaft erstaunliche Regelmäßigkeit und die Statistik wird we-

*) S. J. E. Horn: Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien S. 209. D. Ueb.

nig gleich merkwürdige Beispiele aufzuweisen haben. Was noch mehr in Erstaunen setzt, ist, daß diese constante Wiederkehr derselben Thatsachen sich bis in die separat betrachteten Provinzen beobachten läßt, obwohl hier die Zahlen so klein werden, daß die mannigfachen neben dem menschlichen Willen herlaufenden zufälligen Ursachen alle Regelmäßigkeit zu zerstören drohen. Im thatsächlichen Verlauf der Dinge (darauf muß ich bestehen) geht demnach alles so, als ob von einem Ende des Königreichs zum andern das Volk sich jährlich verständigte, dieselbe Anzahl von Heirathen abzuschließen und solche in gleichheitlicher Weise unter die verschiedenen Provinzen, unter Stadt und Land, unter die Junggesellen, Mädchen, Wittwen und Wittwer zu vertheilen. Nach Spuren eines menschlichen Willens könnte man nur noch etwa in dieser sich gleich bleibenden Vertheilung suchen und sicherlich hat Niemand daran gedacht, diese willkürlich hervorzurufen.

Noch mehr, es könnte scheinen, als ob in Wahrheit gesetzliche Anordnungen beständen, die nur eine bestimmte Anzahl von Ehebündnissen für die verschiedenen Altersstufen bewilligt, eine solche Regelmäßigkeit herrscht auch in dieser Beziehung *). So findet man, daß zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre die meisten Ehebündnisse in den Städten geschlossen werden. In den fünf Jahren von 1841 bis 1845 fanden solche statt, von Männern 2681, 2655, 2516, 2698, 2698, von Frauen 2119, 2012,

*) Anm. 5 des Anhangs.

1981, 2120, 2133. Man wird zugeben, daß, wenn die Anzahl zum voraus festgesetzt worden wäre, man nicht allzuviel Uebertretungen der Gesetzesvorschrift zu beklagen haben würde. Ganz ebenso verhält es sich aber bei den übrigen Altersstufen, selbst wenn man die Heirathen mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß des beiderseitigen Alters der Eheleute zusammenstellt. Wenn man so von Jahr zu Jahr ein nahezu identisches Wiedererscheinen derselben Zahlen sieht, wird man niemals glauben wollen, daß bei dergleichen Ordnungen der Zufall walten konnte, es läuft hier etwas Geheimnißvolles mitunter, das unsre Einsicht verwirrt. Der weniger als dreißig Jahre zählende junge Mann, der eine mehr als sechzigjährige Frau geheirathet, war doch sicherlich nicht durch ein Verhängniß oder eine blinde Leidenschaft getrieben; er war mehr, als jeder Andere in der Lage, vorher zu überlegen und seinen freien Willen im vollsten Umfange anzuwenden; und dennoch kam er dahin, diesem andern Budget, das nach den Gebräuchen und Bedürfnissen unseres Gesellschafts-Organismus geregelt ist, seinen Tribut zu zahlen; und hier, ich muß es wiederholen, werden die budgetgemäßen Steuern mit größerer Regelmäßigkeit entrichtet, als diejenigen, die man der Staatskasse zu zahlen hat.

Man glaube ja nicht, daß die Heirathen die einzige Abtheilung gesellschaftlicher Thatsachen bilden, die einen so regelmäßigen und stätigen Gang aufzuweisen haben. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß es

sich mit Verbrechen ganz ebenso verhält, die Jahr für Jahr in derselben Anzahl zum Vorschein kommen und in denselben Proportionen dieselben Strafen nach sich ziehen *). Dieselbe Gleichmäßigkeit läßt sich bei den Selbstmordsfällen beobachten, bei den Verstümmelungen, die vorgenommen werden, um sich dem Militärdienste zu entziehen, bei den Summen, die sonst in den Spielhäusern zu Paris gesetzt worden sind, ja sogar bei den von der Postverwaltung beanzeigten Nachlässigkeiten hinsichtlich nicht verschlossener, mangelhaft oder unleserlich adressirter Briefe &c. Mit einem Worte: es verläuft Alles so, als ob diese verschiedenen Abtheilungen von Thatsachen rein physischen Ursachen unterlägen.

Muß man nun einer solchen Uebereinstimmung von Beobachtungen gegenüber die menschliche Willensfreiheit überall läugnen? — Ich glaube es nicht; ich denke nur, daß diese Willensfreiheit in ihrer Wirkung auf sehr enge Grenzen beschränkt ist, und bei den gesellschaftlichen Erscheinungen die Rolle einer zufälligen Ursache spielt. Wenn man darnach von den Individuen ganz absieht und nur die Dinge im Großen und Ganzen betrachtet, so ergiebt sich, daß die Wirkungen der zufälligen Ursachen sich neutralisiren und wechselseitig in der Art aufheben müssen, daß sie nur noch die wahrhaften Ursachen, kraft deren die Gesellschaft besteht und sich erhält, vorwalten lassen. Das höchste Wesen hat wohlweislich unsern moralischen Kräften eben so gut Grenzen gesteckt, wie solche unsern physischen

*) S. die Anm. 6 des Anhangs.

Kräften gesetzt sind; es wollte verhüten, daß der Mensch in seine ewigen Gesetze eingreifen könne. Die Möglichkeit, eine Moral-Statistik zu begründen und nutzbringende Folgerungen davon abzuleiten, ist vollständig von der Fundamental-Thatsache abhängig, daß der menschliche freie Wille sich verflüchtigt und ohne merkliche Wirkung bleibt, sobald die Beobachtungen sich über eine größere Anzahl von Individuen verbreiten. Nur dann lassen sich die constanten und veränderlichen Ursachen, die das Gesellschafts-System beherrschen, erkennen, und auf eine Modification dieser Ursachen muß man bedacht sein, wenn man nützliche Aenderungen bewirken will.

Ich werde mich übrigens hier bei dieser so wichtigen Theorie nicht aufhalten, und behalte mir vor, darauf später zurückzukommen. Wiederholen müssen wir aber, daß es unter den in der Gesellschaft wirksamen Ursachen welche giebt, die in den moralischen Anlagen des Menschen ihren Sitz haben und seinem freien Willen entfließen. Der Mensch kann nämlich von verschiedenen Seiten betrachtet werden. Er hat vor Allem seine Individualität, aber, wie ich an anderer Stelle bemerklich gemacht, zeichnet er sich noch durch einen anderen Vorzug aus: er ist unendlich gesellig; er verzichtet freiwillig auf einen Theil dieser Individualität, um ein Theil eines größeren Ganzen, eines Volkes zu werden, das auch sein Leben und seine verschiedenen Entwicklungsstufen hat.

Gerade dieser so geopferte Bruchtheil der Indivi-

dualität wird die regulirende Macht der gesellschaftlichen Vorgänge. Diese Art persönlicher Beisteuer kann größer oder kleiner sein und hängt im Allgemeinen weniger von politischen Grenzen, als von Gleichheit der Sitte und Abstammung ab. Sie bestimmt die Gewohnheiten, Bedürfnisse und den Nationalgeist der Völker, wie sie es ist, die das Budget ihrer Moral-Statistik regelt und auf sie muß also auch gewirkt werden, wenn die Ansätze dieses Budgets modificirt werden sollen.

Wollen wir wissen, bis zu welchem Punkte unser Wille der Gesellschaft dienstbar gemacht ist, so dürfen wir nur unsere geringfügigsten Handlungen, selbst abgesehen von den aus unseren persönlichen Verhältnissen fließenden Verbindlichkeiten, ebenso wie alle Convenienz-Rücksichten, die wir in unserm Verkehr mit der Außenwelt zu beachten haben, in's Auge fassen. Unsere Kleidung, Spaziergänge, Gespräche, Vergnügungen, Erholungs- und selbst Schlafenszeit, sind durch Andere mehr als durch uns selbst festgestellt. Ist es alsdann zu verwundern, wenn Spuren dieser Abhängigkeit in dem Gesammtbilde von Thatsachen hängen bleiben, welche die Statistik ansammelt? Wenn man sich verheirathet, hat man allerlei Rücksichten zu nehmen, Sitten zu beobachten, tadelndes Gerede zu vermeiden, und da diese Nöthigungen allgemein sind, sind es natürlich die resultirenden Thatsachen ebenfalls. Es ist also nicht mehr der individuelle Wille allein, welcher hier maßgebend erscheint, sondern der des Volkes, dem man angehört. So erfolgt die Verheirathung

um zwei Jahre später bei den Flamändern als bei den Wallonen; die Wittwer und Wittwen haben da mehr Aussicht zur Wiederverheirathung, und diese Erscheinung läßt sich alljährig beobachten, ohne daß die dazu beitragenden Individuen auch nur die mindeste Kenntniß davon haben*).

Drittes Capitel.

Schätzung der moralischen Eigenschaften, wenn die Thatsachen vergleichbar sind. Heirathen**).

Ich glaube, es wird überflüssig sein, die Bemerkung vorauszuschicken, daß bei der vorliegenden Art von Untersuchungen von einer individuell genommenen Person gar nie die Rede sein kann,; auf sie kann sich unsre Voraussicht so wenig erstrecken, als man mittelst einer Sterblichkeits-Tabelle berechnen kann, in welchem Alter eine bestimmte Person sterben muß. Die individuellen Fragen mögen dem Herrschaftsbezirke des freien Willens überlassen bleiben. Das thörichte Beginnen, den Menschen zur Maschine herabzuwürdigen, deren geringste Bewegung sich zum Voraus berechnen läßt, oder der Versuch, die Zukunft in eine unverrückbare mathematische Formel zu bannen, sei fern von uns.

*) S. Horn a. a. O. XVI. Brief S. 221 u. ff. und Bernoulli a. a. O. S. 173 u. f. Anm. d. Uebers.

**) S. Riecke a. a. O. III. Buch. Anm. d. Uebers.

Wir betrachten hier nur den Menschen als ein abstractes Wesen, dessen Kenntniß von Beobachtungen an einer Anzahl von Individuen abgeleitet ist, welche groß genug ist, um eine Neutralisirung des freien Willens der Einzelnen zu ermöglichen.

Wenn wir aber die Dinge unter diesem Gesichtspunkte betrachten, welches Mittel haben wir dann, um die moralischen Eigenschaften zu bestimmen? Es geht damit doch nicht, wie mit den physischen Eigenschaften: hier mißt man die Körperlänge, man hat Instrumente zur Bestimmung des Gewichtes und der Stärke; aber für die moralischen Eigenschaften ist die Anwendung von Maß und Gewicht schlechterdings unthunlich; auch wäre es absurd, dieselbe in absolute Werthgrößen fassen zu wollen. Alles, was man da sagen kann, ist, daß etwa ein Mensch mehr oder weniger Muth, mehr oder weniger Klugheit in diesem als in jenem Alter zeige; daß unsre Handlungsweise mehr oder weniger durch Geschlecht, Jahreszeit, Clima und Berufsart modificirt werde. Bei derartigen Bestimmungen lassen sich aber nur mehr oder minder exact ausgedrückte relative Werthe geben. Das ist indeß auch mein einziger Zweck hiebei. Ich will nur die Mittel untersuchen, wodurch Dinge, die bis jetzt in allzu *vager* Weise abgeschätzt wurden, in etwas *präciserer* Weise abzuwägen sind, und einige nützliche Consequenzen davon ableiten.

Wir müssen gleich dem Physiker verfahren, der für die Erscheinungen der Elektricität auch nur relative Werthe geben kann, und sich darauf angewiesen sieht,

die Ursachen aus ihren Wirkungen zu erklären. Wir sind eben so wenig im Stande, die letzten Entstehungsgründe der moralischen Erscheinungen, wie die der elektrischen Phänomene, zu begreifen. Wir sehen nur die Wirkung an sich, und diese Wirkung ist es auch nur, was wir zu beleuchten suchen.

Würde der Mensch sich nicht durch seine Handlungen manifestiren, so wäre es unmöglich, ihn zu beurtheilen. Wie könnte man, ohne ihn handelnd gesehen zu haben, mit Bestimmtheit sagen, daß er gut, edelmüthig, muthvoll ist? Höchstens hätte er selbst das Bewußtsein seiner Eigenschaften; in jedem Falle wäre er ohne alle Bedeutung bezüglich des Gesellschaftszustandes.

Unter diesem Gesichtspunkte werde ich von dem Fundamental-Principe aller Beobachtungswissenschaften, daß die Wirkungen den Ursachen entsprechen, auch hier ausgehen. Nach seinen Handlungen wird man den Menschen beurtheilen müssen.

Die erste Schwierigkeit, die sich hier nun darbietet, besteht darin, genau vergleichbare und durchaus unsrer Wahrnehmung zugängliche Handlungen herauszufinden; leider giebt es deren nur wenige, die dieser Anforderung entsprechen. Die Moral-Statistik befindet sich hier noch in ihrer Kindheit; sie hat nur sehr wenig Thatsachen gesammelt, die ausschließlich ihrem Gebiete angehören. Ich kenne deren nur eine Abtheilung, bei der die angeführten Vorbedingungen vorhanden sind, ich meine die Heirathen, und auch da könnte man noch einwenden, daß die bezüglichen Thatsachen weniger

von der Moral, als der freien Willkür der Menschen abhängen. Gleichwohl werde ich mich derselben bedienen, weil es sich hier doch nicht sowohl um Erschöpfung einer speciellen Untersuchung, als vielmehr darum handelt, den Gang vorzuzeichnen, der dabei zu befolgen ist. Ich behalte mir vor, in einem der nachfolgenden Capitel das Problem in seiner ganzen Allgemeinheit wieder aufzunehmen.

Ich gehe also von der Voraussetzung aus, daß wir die Heirathsneigung des Belgiers im gegenwärtigen Zustande der Dinge zu untersuchen hätten*). Diese Neigung hat, wie ich bereits bemerkt habe, nichts Absolutes; sie kann nur einen relativen Werth haben, den ich festzustellen versuchen will.

Befolgen wir dabei die vorbemerkten Principien, so müssen wir zunächst die Thatsachen erforschen, um von ihnen dann zu den Ursachen hinabzusteigen. Werfen wir einen Blick in die Heirathstabellen Belgiens mit Unterscheidung der Altersstufen, so finden wir eine alljährliche Gleichförmigkeit (Constanz), die bereits Gegenstand unserer Verwunderung gewesen ist. Wir haben also gesehen, daß in den letzten fünf Jahren die Anzahl der zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre stehenden Männer, die sich in den Städten verheiratheten, je 2681, 2655, 2516, 2698, 2698 betrug. Die engen Grenzen, in denen sich die Durchschnittszahl 2652 eingeschlossen fand, gestatten mit großer Wahrscheinlichkeit den Schluß, daß im Jahre 1846 die

*) S. Anm. 7 des Anhangs.

Anzahl der fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alten Männer, die sich verheirathen werden, wenig von der Zahl 2652 abweichen wird. Die Wahrscheinlichkeit wird für das Jahr 1847 weniger stark sein und sich in dem Maße verringern, als wir unsre Vorhersagungen weiter hinaus zu erstrecken genöthigt sein werden.

Man wird begreifen, daß die Wiederkehr derselben Wirkungen von dem Fortbestand derselben Ursachen abhängig ist, und daß, je mehr wir uns vom dermaligen Zustand der Dinge entfernen, desto mehr auch der Zustand der Gesellschaft wechseln, und in den Umständen, welche die Heirathen erzeugen, Veränderungen hervorrufen kann.

Man kann also für das Jahr 1846 die Verheirathung von ungefähr 2652 im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren stehenden Männern erwarten. Nun wissen wir aber, daß in Belgien beinahe 120,000 unverheirathete Männer dieses Alters sind, wovon ein Viertel in den Städten sich aufhält. Die Wahrscheinlichkeit für die Verheirathung eines fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alten Städters wäre demnach $\frac{2652}{30000}$ oder 0,0884. Diese Wahrscheinlichkeit kann in den Städten als maßgebend für die erkennbare Neigung des fünfundzwanzig bis dreißigjährigen Belgiers zum Heirathen betrachtet werden. Ich sage geflissentlich erkennbare Neigung, um keine Verwechselung mit der reellen Neigung, deren Ermittelung sehr schwierig sein möchte, zu veranlassen. Ein Mann kann sein ganzes Leben hindurch eine reelle Neigung zur Ehe bewahren, ohne sich je zu

verehelichen; ein Anderer kann umgekehrt, durch zufällige Umstände getrieben, sich verheirathen ohne das mindeste Verlangen nach der Ehe. Die Unterscheidung ist wesentlich. Das was man hier bemerkt, entspricht ganz dem, was man beim Spieler sehen kann. Ein Spieler kann eine hohe Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen, für sich haben und dennoch verlieren, während der Gewinn demjenigen zufällt, der nur eine sehr schwache Wahrscheinlichkeit zu seinen Gunsten hatte. Die beobachteten Vorgänge correspondiren nicht nothwendig mit ihren respectiven Wahrscheinlichkeiten; die Uebereinstimmung stellt sich erst nach lange Zeit wiederholten Versuchen her. Hat man also auch durch eine Reihe von Beobachtungen die erkennbare Heirathstendenz für eine gewisse Lebensepoche bestimmt, so hat man doch nur einen der zu veranschlagenden Tendenz mehr oder weniger nahe kommenden Werth. Der Irrthum, dem man sich aussetzt, wenn man einen Werth dem andern substituirt, läßt sich unmittelbar durch die Wahrscheinlichkeits-Theorie berechnen; da dieser Irrthum vom Spiel zufälliger Umstände oder zufälliger Ursachen abhängt, wird er in der Regel um so beträchtlicher sein, je kleiner die Zahl der den Schätzungen zu Grunde gelegten Beobachtungen ist.

Man wird deshalb begreifen, wie in unserm vorliegenden Falle die Erfahrung schlechterdings nichts bezüglich der Einzelindividuen feststellen kann, so wenig man nach dem Ergebnisse einer einzigen Partie die Wahrscheinlichkeit, womit sich ein Spieler zum Spiele setzt, bestimmen könnte.

Eine der obigen analoge Berechnung weist nach, daß für den dreißig bis fünfunddreißigjährigen Mann die Wahrscheinlichkeit der Verehelichung im Jahre gleich ist 0,0932.

Dieser Wahrscheinlichkeitsgrad von 0,0932 überschreitet um etwas den für den fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alten Mann angeführten. So klein auch die Differenz nun ist, so wiederholt sie sich doch jedes Jahr, so daß man sie also nicht mehr für zufällig halten kann. Die Heirathsneigung der Männer in Belgien erreicht erst gegen das Alter von sechsunddreißig bis siebenunddreißig Jahren hin ihren Höhepunkt; nachher sinkt sie wieder und ist für den vierzig bis fünfundvierzigjährigen Mann nahezu dieselbe, wie für den fünfundzwanzig bis dreißigjährigen.

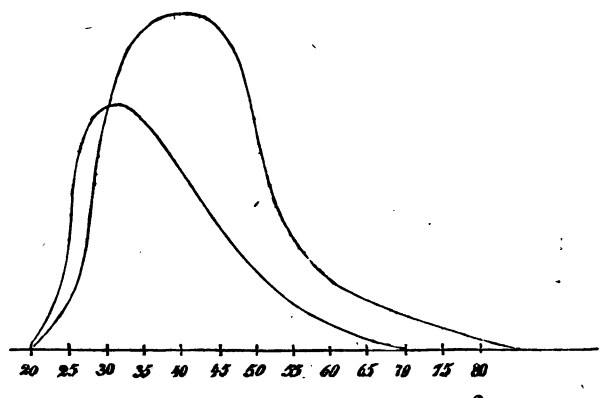
Betrachtet man die Sache vom allgemeinen Standpunkte aus, so kann man sagen, daß die Heirathsneigung in ihrer progressiven Entwicklung einen äußerst regelmäßigen Gang befolgt: sie zeigt sich zuerst nach eingetretener Mannbarkeit, schreitet nach dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre rasch vor, erreicht gegen das sechsunddreißigste Jahr ihren Höhepunkt, wornach sie bis zum höchsten Greisenalter allmälig abnimmt.

Man glaube ja nicht, daß die Ziffern, welche die bezüglichen Grade dieser Neigung ausdrücken, fingirt sind; sie verdienen weit mehr Vertrauen, als diejenigen der Sterblichkeitstabellen, auf welche die Versicherungsgesellschaften ihre Berechnung stützen.

Das Beispiel, das ich anführen will, ist wohl geeignet, es deutlich zu machen, wie man im Besitze

sicherer und untereinander vergleichbarer Beobachtungen die menschlichen Neigungen analysiren und deren Stärkegrad auf den verschiedenen Altersstufen in Ziffern ausdrücken kann. Diese von einigen Gelehrten noch bestrittene Möglichkeit scheint mir außer Zweifel zu stehen und gewissermaßen dazu bestimmt, eine der ergiebigsten Quellen der Moral-Statistik zu bilden.

Das Gesetz, dem die Heirathsneigung der Frauen in den verschiedenen Lebensepochen folgt, ist nicht dasselbe, wie bei den Männern. Der Höhepunkt zeigt sich früher und tritt schon zwischen dem achtundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Lebensjahre ein. Die beiden nachfolgenden Linien können durch ihre Abweichung von der Horizontalachse, auf welcher die Altersstufen bezeichnet sind, eine Vorstellung geben von der Heirathsneigung des Mannes und der Frau in den verschiedenen Lebensepochen.



Viertes Capitel.

Schätzung der moralischen Eigenschaften bei nicht vergleichbaren Thatsachen. Verbrechen und Selbstmord *).

Betrachten wir einmal die Dinge unter einem allgemeineren Gesichtspunkte, indem wir ein Gebiet von Thatsachen zu Grunde legen, die zwar ihrer Natur nach gleich, aber unter einander streng genommen doch nicht vergleichbar sind. Das passendste Beispiel hierfür liefern uns die Annalen der Criminaljustiz; darin scheinen in der That alle erdenklichen Schwierigkeiten zusammenzutreffen. Ist man für's Erste darüber einig, was unter Verbrechen zu verstehen ist? **) Augenscheinlich nicht! Wir sehen bei diesem Volke bestraft, was bei jenem straflos bleibt; was jetzt geahndet wird, wurde zu einer andern Zeit geduldet. Doch kann man trotz dieser abweichenden Auffassungen, und so wenig das Verbrechen an sich etwas Absolutes an sich trägt, Gesetzesübertretungen als tadelnswerthe Handlungen betrachten.

Diese Handlungen sind demnach nicht alle gleich sträflich, oder besser: sie sind nicht vergleichbar. Der gewöhnliche Todtschlag und der Kindesmord können nicht auf gleiche Linie gestellt werden. Der Kindesmord selbst hat wieder seine sehr verschiedenen Grade

*) S. Riecke a. a. O. 495 ff. 474 ff. und 645 ff. Bernoulli a. a. O. S. 309 ff. D. Ueb.

**) S. Pascal: Pensées t. II. p. 99 und 138.

der Strafbarkeit; er kann einmal das Ergebniß der Noth oder eines bis zum Uebermaß getriebenen Reue- und Schamgefühls; ein anderes Mal dagegen die Frucht der tiefsten moralischen Gesunkenheit sein. Das wären nun solche Arten von Handlungen, die wir alle unter dem Namen des Verbrechens zusammenfassen, und welche doch nicht untereinander vergleichbar sind. Sie lassen nur bei dem, der sie begeht, eine mehr oder minder große offenbare Neigung annehmen, der Gesellschaft, der er angehört, feindselig gegenüber zu treten, und ihr reelle Nachtheile zuzufügen. In welcherlei Beziehung man nun auch sonst diese Tendenz betrachten mag, wir werden sie erkennbaren Hang zum Verbrechen nennen, den wir vom reellen Hang unterscheiden wollen, wie wir dem entsprechend bei der Heirathstendenz unterschieden haben. In Ermangelung einer solchen Unterscheidung würde man Gefahr laufen, ganz gewaltige Verstöße zu machen, namentlich, wenn man die einzelnen Individuen in's Auge faßte. Man kann nämlich sehr zum Verbrechen geneigt sein, ohne je ein einziges wirklich begangen zu haben, wie man andererseits ein solches begangen haben kann, ohne den mindesten Hang dazu zu zeigen. Solche Beispiele müssen indeß als Ausnahmefälle angesehen werden, und wenn man seine Versuche über größere Massen ausdehnt, trifft es in der Regel zu, daß die Verbrechen im richtigen Verhältniß zu dem natürlichen Hange stehen, den die Menschen dazu haben. Die größern oder geringern Abweichungen, die zwischen den offenbaren und reellen Neigungen zu Tage treten mögen, sind dann

auf Rechnung zufälliger Ursachen zu setzen, die bei oft genug wiederholten Versuchen sich schließlich compensiren.

Es ist demnach möglich, durch fortgesetzte Beobachtungen den Grad der Stärke, womit Menschen zur Vollführung bestimmter Handlungen hingetrieben werden, relativ festzusetzen. So würde ich, wenn ich sehen würde, daß eine Million fünfundzwanzig- bis dreißigjähriger Menschen doppelt so viel Mordthaten begehen, wie eine Million vierzig- bis fünfundvierzigjähriger, wohl annehmen, daß der Hang zum Morde bei den ersteren in doppelt so starkem Grade, wie bei den letzteren vorhanden ist. Meine Conjectur würde in dem Maße plausibler werden, als dasselbe Ergebniß durch nachfolgende Beobachtungen häufiger wiederkehren würde.

Wohlgemerkt setze ich dabei voraus, daß die beiderseitig begangenen Verbrechen denselben Charakter der Schwere an sich trügen. Man darf nur gleichartige Thatsachen mit einander vergleichen; dürfte demnach nicht etwa Diebstahl mit Meuchelmord oder Vergiftung und falsches Zeugniß mit Schlägerei und Körperverletzung zusammenwerfen.

Die Hauptsache ist demnach, daß man eine hinlänglich große Anzahl von Beobachtungen hat, um die Wirkungen aller Zufälligkeiten ausscheiden zu können, die etwa Differenzen zwischen dem offenbaren und dem zu bestimmenden reellen Hang begründen könnten. Die erste Schätzung ist in der Regel verschieden von der

zweiten, wornach man sich durch genügend erweiterte Beobachtungen beliebig der Wahrheit annähern kann.

Es bietet sich hier aber noch eine fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeit anderer Art: die Unmöglichkeit nämlich, jedesmal alle Verbrechen kennen zu lernen, welche wirklich begangen werden. Wir können unsre Ansichten nur auf eine beschränkte Zahl vor die Gerichte gebrachter Verbrechen basiren. Die hier zu betrachtenden Thatsachen sind also nicht nur nicht genau vergleichbar, sondern auch unvollständig.

Eine aufmerksame Prüfung dieser Schwierigkeit hat mir aber gezeigt, daß dieselbe in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, sofern man nur relative und keine absolute Werthe ermitteln will. Ich habe in der That nachgewiesen, daß, so lange der Gang der Justiz und Strafgewalt derselbe bleibt *), was nur in einem und demselben Lande der Fall sein kann, constante Wechselbezüge zwischen folgenden drei Dingen sich herstellen: 1) den wirklich begangenen, 2) den begangenen und der Justiz beanzeigten und 3) den begangenen, der Justiz beanzeigten und gerichtlich verfolgten Verbrechen. Nur die letzteren sind in den statistischen Tabellen der Gerichtshöfe constatirt. Einige Jahre lang hat man in Belgien auch die zweite Gattung veröffentlicht, dann aber eingesehen, daß meine Vermuthungen vollkommen

---

*) S. Quetelet's Briefe über die Wahrscheinlichkeitstheorie rc. S. 323 ff. und 434 u. B. Smith a. a. O.
D. Ueb.

richtig waren, in so weit mindestens, daß man sich darauf verlassen könnte.

Läßt man sich also solche Wechselbezüge genügen und verlangt keine absoluten Werthe, so kann man die drei gedachten Classen einander substituiren.

Wenn man sich nun aber auch auf eine und dieselbe Gattung von Thatsachen, in einem und demselben Lande unter dem Einflusse derselben Gesetze und Strafgewalt gesammelt, beschränken will, so bleibt immer noch zu bedenken, daß solche Thatsachen nicht immer dieselbe Bedeutung haben, sondern in unendlichen Schattirungen variiren können. Wenn man indeß eine größere Anzahl von Menschen zusammenfaßt, so verhält es sich mit ihren moralischen Qualitäten, wie mit ihren physischen: Man kann einen mittlern Punkt annehmen, um den sich dann alle benachbarten Elemente mit größeren oder kleineren Abweichungen gruppiren lassen. Ihre Anordnung gestaltet sich überdies nach einem bestimmten Gesetze, das kein anderes, als das Gesetz der Möglichkeit ist, welches sich überhaupt mit einer merkwürdigen Beständigkeit bei allen unter dem Einflusse der zufälligen Ursachen stehenden Thatsachen wiederholt.

Es sind das schließlich untereinander verglichene Mittelgrößen, und diese Mittel sind um so mehr von der Einwirkung aller zufälligen Ursachen befreit, als die Beobachtungen sich über eine größere Anzahl von Menschen erstrecken. Frankreich hat seit zwanzig Jahren sorgfältig die statistischen Ur-

kunden seiner Gerichtshöfe gesammelt *); mehre andere Staaten folgten diesem Beispiele. Ich konnte von deren Inhalt bei Anwendung der vorbemerkten Principien Behufs Herstellung von Criminal-Tabellen, d. i. von Tabellen, die für die verschiedenen Altersstufen die Grade der verbrecherischen Tendenz ausweisen, Gebrauch machen.

Nun findet sich aber, daß das Gesetz der Entwicklung dieser Tendenz ganz dasselbe ist für Frankreich sowohl, wie für Belgien, für das Großherzogthum Baden und England, die einzigen Länder, deren Beobachtungen uns genau vorliegen. Der Hang zum Verbrechen wächst bis zum Alter der Erwachsenen ziemlich rasch, erreicht dann ein Maximum und fällt dann bis zu den äußersten Lebensstufen wieder herab. Dieses Gesetz scheint feststehend (constant) und zeigt nur hinsichtlich der Größe und des Zeitpunktes des Maximum Abweichungen. In Frankreich tritt im Allgemeinen das Maximum gegen das vierundzwanzigste Lebensjahr ein, in Belgien fällt dieser Zeitpunkt zwei Jahre später, in England und Baden dagegen zeigt er sich früher.

Diese gewiß schwachen Unterschiede würden wahrscheinlich noch mehr verschwinden, wenn die Gerichtshöfe dieser vier Länder nur Verbrechen und Vergehen derselben Gattung abzuurtheilen hätten. Das Maximum der Criminalfälle ändert in der That seine Stelle je nach der Natur der Verbrechen: so rückt in Frank-

*) Anm. 7 des Anhangs.

reich das Maximum des Hanges zu Verbrechen gegen das Eigenthum etwa um zwei Jahre vor dasjenige des Hanges zu Verbrechen gegen die Personen, und ist zwei- bis dreimal stärker. Wenn man die hauptsächlichsten Arten von Verbrechen insbesondere betrachtet, treten sie hinsichtlich der Frühzeitigkeit in folgender Ordnung auf: 1) Diebstahl, 2) Nothzucht, 3) Schlägerei und Körperverletzung, 4) Todtschlag, 5) Mord, 6) Vergiftung und 7) Fälschungen aller Art *).

Es zeigt sich auch eine Verschiedenheit rücksichtlich der beiden Geschlechter. In Frankreich tritt das Maximum für die Männer etwa ein Jahr früher ein als für die Weiber und ist bei ersteren vier mal so stark. Man halte diese Unterschiede nicht für zufällig. Sie wiederholen sich von Jahr zu Jahr und zwar mit einer größeren Stätigkeit und Regelmäßigkeit als diejenigen, welche sich in der Ordnung der rein physischen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Beispiele liefern einen neuen Beleg für meine Behauptungen über die Wirkungen des freien Willens bei den gesellschaftlichen Thatsachen. Der Selbstmord unterliegt eben so einem Gesetze, das wesentlich von dem Gesetze der Criminalfälle verschieden ist **). Der Hang zum Selbstmord, der schon von der Kindheit an mehr oder weniger entwickelt ist, wächst merklich bis gegen die Altersreife und dauert stätig zunehmend fort bis in's höchste Greisen-

*) Anm. 8 des Anhangs.

**) Anm. 9 des Anhangs.

alter. Dieses von Jahr zu Jahr sich bewährende Gesetz läßt eine fast eben so sichere Wahrscheinlichkeits-Berechnung zu, wie das Gesetz der gewöhnlichen Sterblichkeit. Mehr noch: Nicht nur ist die Zahl der Selbstmordfälle jährlich beinahe dieselbe, sondern man findet auch dieselbe Beständigkeit, wenn man sie nach Gruppen und nach den Werkzeugen, womit sie vollführt werden, abtheilt.

Diese Abtheilung jedoch, die in jedem Lande sich gleich bleibt, wird merklich verschieden, wenn man ein Land gegen das andere hält. Es würde zweifelsohne hinreichen, die unserm Gesellschaftssystem zu Grunde liegenden Ursachen zu ändern, um auch eine Aenderung der bedauerlichen Ergebnisse zu bewirken, die wir alljährig in den Annalen der Criminal- und Selbstmordfälle zu lesen bekommen. Es wäre ein blinder Fatalismus, wenn man glauben wollte, daß die Thatsachen, die wir mit solcher Regelmäßigkeit sich wiederholen sehen, keinem Wechsel durch Besserung der menschlichen Sitten und Einrichtungen zugänglich wären; um aber berechenbare Wirkungen herbeizuführen, muß man auf die Massen agiren und nicht auf einzelne, nur deren Theile bildende Individuen. Sache der Statistiker wäre es dann, zu ermitteln, ob die Aenderungen nützlich oder schädlich gewesen sind.

Unter solchem Gesichtspunkte betrachtet wird man am besten die hohe Mission des Gesetzgebers begreifen, der gewissermaßen den Voranschlag der Verbrechen in Händen hält und durch mehr oder minder klug combinirte Maßnahmen deren Zahl zu vergrößern oder zu vermindern vermag.

Fünftes Capitel.

Theorie des mittleren Menschen in moralischer Beziehung. Gesetz der zufälligen Ursachen.

Wir können leicht beobachten, daß wir unsre ganze Lebenszeit hindurch sehr deutliche Veränderungen erleiden und alle unsre moralischen Anlagen sich progressiv derart entwickeln, daß sie nach einem Höhepunkte (Maximalpunkte) hinstreben. Aber auf welche Altersstufe ist dieser Punkt zu setzen? und ist es möglich, darnach für die verschiedenen Lebensepochen die relativen Werthe einer jeden unserer Neigungen abzuschätzen?

Ich habe auf diese verschiedenen Fragen zu antworten und zu zeigen versucht, daß uns, um das Entwicklungsgesetz unserer verschiedenen moralischen Anlagen nachweisen zu können, nicht sowohl die Beobachtungsmethode als vielmehr zuverlässige geordnete Zusammenstellungen fehlen. Man kann nicht allein den Einfluß des Alters, sondern ebensowohl den des Geschlechtes, der Berufsart, Abstammung und alles dessen feststellen, was nur irgend Verschiedenheit im menschlichen Geschlechte zu begründen vermag.

Diese Art Abschätzungen beruhen auf der Theorie der Mittelmaße, die man indeß nicht in absolutem Sinne acceptiren darf. So kann man daraus, daß in Belgien die Heirathsneigung die größte Intensität im sechsunddreißigsten Lebensjahre erreicht, nicht schließen, daß alle Menschen dieses Alters wirklich eine größere Neigung zur Verheirathung haben, als die von anderem Alter. Ich spreche hier nur vom **mittleren** Men-

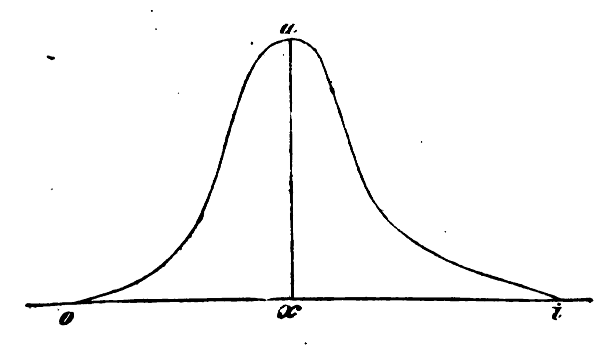
schen, einem abstracten Wesen, das gewissermaßen unter allen Individuen desselben Alters das Gleichgewicht hält.

Beziehen wir nun Alles auf diesen mittleren Menschen, so wird man ihn auch in den verschiedenen Momenten des Jahres in's Auge fassen müssen, wie wenn er alle die Nüancen, welche die von ihm repräsentirte Gruppe von Individuen erleidet, successive durchliefe. Seine Heirathsneigung wird mehr oder minder energisch sein, mehr oder weniger von der mittlern Neigung abweichen; aber die Abweichungen werden, je größer, desto seltener werden, und eben nach Zahl und Größe von dem Gesetze der zufälligen Ursachen abhängen. Diese seltsame Folgerung ergiebt sich aus dem von mir weiter oben über die stete Wiederholung derselben Thatsachen Gesagten, welche Wiederholung ohne Ausscheidung der von zufälligen Ursachen herrührenden Wirkungen nicht vorkommen könnte; nun bewerkstelligt sich aber diese Ausscheidung wirklich alle Jahre in derselben Art und Weise. **Der Mensch unterliegt also hinsichtlich seiner moralischen Anlagen eben so, wie hinsichtlich seiner physischen Anlagen mehr oder minder großen Abweichungen von einer mittleren Beschaffenheit, und die Bewegungen, die er um diesen Mittelpunkt beschreibt, folgen dem allgemeinen Gesetze, das alle Schwankungen beherrscht, denen eine Classe von Erscheinungen unter dem Einflusse zufälliger Ursachen unterliegen kann.**

Ich muß hier jedoch die Einschränkung machen, daß nämlich die gesellschaftlichen Thatsachen nur in so lange sich gleich bleiben können, als die Gesellschaft unter dem Einfluß derselben Ursachen bleibt.

Dem ist so bei der Neigung zum Verbrechen wie bei derjenigen zur Ehe; beider Variationen unterliegen ganz bestimmten Schwankungen. Man kann bei allen Menschen einen gewissen Drang annehmen, sich in irgend welcher Richtung mit den Gesetzen in Gegensatz zu setzen, bei den Einen mag dieser Hang, selbst in seinem äußersten Maße, so schwach bleiben, daß er gleich Null angeschlagen werden kann, bei Andern dagegen ist er stark entwickelt und man kann darauf wetten, daß er in mehr oder minder sträflichen Handlungen sich manifestiren wird. Diese beiden Extreme werden in der Regel sehr selten vorkommen. Bei Anderen, und das ist die zahlreichste Classe, wird die fragliche Neigung sich in beschränktem Maße finden; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß die Mehrzahl der Menschen eine entschiedene Neigung zu Verbrechen habe. Ueber diesen Punkt darf durchaus kein Zweifel übrig bleiben. Denken wir unsere Aufmerksamkeit auf alle dreißigjährigen Menschen gerichtet, so werden wir bei jedem von ihnen eine gewisse Möglichkeit finden (das Wort Neigung wäre vielleicht zu stark), gegen die Gesetze eine feindliche Stellung anzunehmen. Wie klein nun auch diese Möglichkeit sein mag, sie läßt geringere Grade bis zum Nullpunkt zu, wie sie andrerseits sich bis zur Gewißheit auch steigern kann. So werden einige Menschen sich ganz sicher gar nie in Opposition

gegen die Gesetze setzen, während wieder Andere diese Opposition deutlich an den Tag legen werden. Der zahlreichere Rest der Menschen aber wird sich mehr oder weniger vom Mittelpunkte entfernen. Die nachstehende Figur mag diese Vertheilung anschaulicher machen.



Beim Punkte *o* ist die Wahrscheinlichkeit des Verbrechens oder die Neigung zum Verbrechen (absolut) gleich Null. Die Wahrscheinlichkeit nimmt in dem Maße zu, als man sich von *o* entfernt und nach rechts vorgeht und verwandelt sich beim Punkte *i* in Gewißheit. Die Curve *o a i* bezeichnet durch ihre Abweichungen von der geraden Linie *o i* die jedem Wahrscheinlichkeitsgrade entsprechende Personenreihe. Dieselbe Linie *o a i*, die zeigt, wie die Menschen sich untereinander rücksichtlich der verbrecherischen Neigung abtheilen, stellt hier zugleich die Curve der zufälligen Ursachen dar. Man merke, daß wir so für die moralischen Eigenschaften dasselbe Gesetz wiederfinden, das auch die Abtheilung der Menschen nach Größe, Gewicht

und Stärke des Körpers, sowie der übrigen physischen Eigenschaften regelt. Ich muß jedoch bemerken, daß ich hiemit kein direct von beobachteten Thatsachen abgeleitetes Ergebniß gebe; ich glaube sogar, daß man in dieser Beziehung immer auf den Weg der Schlußfolgerung angewiesen bleiben wird.

Sei dem wie ihm wolle, die Curve, die für die dreißigjährigen Menschen paßt, beibt nicht dieselbe auch für andere Altersstufen; ihre Form muß sich zugleich mit dem Maximum und der Ausdehnung ihrer Grenzen verändern. Diese Analogien gehen noch weiter und lassen sich sogar auf das einzelne Individuum anwenden. Ich will mich darüber näher erklären: Wir nehmen an, daß jeder Mensch eine gewisse Neigung zur Gesetzes-Uebertretung habe; nun bleibt diese Neigung sich aber nicht fortwährend gleich. Sie variirt bald aufwärts bald abwärts und wenn es möglich wäre, deren Werth zu bestimmen, inmitten aller der Modificationen, die sie erleidet, so würde man finden, daß sie ebenfalls dem Gesetze der zufälligen Ursachen unterworfen ist, das gewissermaßen das ganze Weltall regiert. Form und Endpunkte der Curve wechseln bei den verschiedenen Menschen: bei den Einen erhebt sich die Wahrscheinlichkeit, das Verbrechen zu begehen, bis zur Gewißheit, während sie für die größere Mehrheit selbst in den äußersten Abständen sehr schwach ist.

Man darf durchaus nicht etwa folgern, daß ich behaupten wollte, alle Handlungen des Menschen, alle seine Neigungen seien feststehenden Gesetzen unterworfen und ich demzufolge seine Willensfreiheit platterdings

für nichts achten wollte. Um jedes Mißverständniß in dieser Beziehung zu vermeiden, werden einige Bemerkungen um so mehr am Platze sein, als sie auf die Frage der Willensfreiheit, eine der schwierigsten und wichtigsten, die uns bei den vorliegenden Untersuchungen begegnet, einiges Licht zu werfen wohl geeignet sein möchten.

Betrachten wir, um nur ein Beispiel anzuführen, bei dem Menschen seine Neigung zum Verbrechen, so werden wir zunächst wahrnehmen, daß diese Neigung von seiner besondern Organisation, von der ihm zu Theil gewordenen Erziehung, von den ihn umgebenden Umständen ebensowohl abhängt, wie von seinem freien Willen, dem ich übrigens das Vermögen, alle seine Triebe umzugestalten, gerne einräumen will. Er kann demnach ein ganz Anderer werden, als er ist. Man wird jedoch begreiflich finden, daß alle unsre Anlagen sich schließlich in einen Gleichgewichtsstand setzen und in gewisse Wechselbezüge zu einander treten, aus denen wir das Beste für uns herauszunehmen suchen. Das ist dann der unserer Organisation am meisten entsprechende Stand; zufällige Ursachen mögen ihn umgestalten, aber unsre Triebe streben immer wieder, auf denselben zurückzukommen. Unvorhergesehene Ereignisse können unsre Leidenschaften wach rufen, uns zum Unheil führen, oder auch uns über uns selbst erheben; das sind dann jene zufälligen Ursachen, die uns mehr oder weniger um unsern mittleren Zustand herum oscilliren lassen, und eben dadurch, daß alle die verschiedenen Abweichungen sich auf deren Einfluß zurück-

führen lassen, werden unsere verschiedenen Zustände dem Gesetze der Möglichkeit unterthänig. Den freien Willen anlangend, so ist dieser weit entfernt, Verwirrung in die Ordnung der mit solcher Regelmäßigkeit sich abwickelnden Erscheinungen zu bringen, er verhindert solche vielmehr in dem Sinne, daß er die Grenzen, innerhalb denen die Variationen unserer verschiedenen Triebe sich kund geben, einzuschränken vermag.

Die Energie, womit unser freier Wille die Wirkungen der zufälligen Ursachen zu paralysiren strebt, steht gewissermaßen in richtigem Verhältniß mit der Energie unserer Vernunft.

Welcherlei Umstände der Weise auch vorfinden mag, er wird nur wenig von dem Mittelzustande abweichen, in dessen Bereich er sich halten zu müssen glaubt. Nur bei solchen Menschen, die sich blind der ganzen Wucht ihrer Leidenschaften überlassen, kann man demnach jene jähen Uebergänge wahrnehmen, die alle äußeren Einflüsse, die auf sie einwirken, treu abspiegeln. Demnach ist der freie Wille auch weit entfernt, dem regelmäßigen Auftreten der gesellschaftlichen Erscheinungen im Wege zu sein, und begünstigt vielmehr dasselbe *). Ein Volk, das nur aus Weisen zusammengesetzt wäre, würde jährlich die constante Wiederkehr derselben Thatsachen bieten, woraus man sich den auf den ersten Blick geradezu barock erscheinenden Satz

*) S. Fayet: Comptes rendus de la justice criminelle en France (Compte rendu des séances de l'Académie royale des sciences morales et politiques, nov. 1847 p. 418.

erklären mag, daß nämlich die socialen Erscheinungen, die unter dem Einflusse der menschlichen Willensfreiheit stehen, von Jahr zu Jahr einen regelmäßigern Gang einhalten, als die ausschließlich unter dem Einflusse materieller und zufälliger Ursachen stehenden Erscheinungen.

Sechstes Capitel.

Reciprocität der physischen und moralischen Einflüsse.

Unter den tausend verschiedenartigen Einflüssen, denen der Mensch nun einmal unterworfen ist, kann er sich nicht wohl gleich bleiben; unstät würde er beständig zwischen Grenzen hin- und herschwanken, die viel weiter auseinander liegen, als diejenigen, die von der Natur seinen physischen Eigenschaften gesetzt sind, wenn seine Vernunft ihn nicht vor allzu großen Absprüngen bewahrte. Sein moralisches Verhalten ist wechselsweise von seiner Umgebung, seinen Familienbeziehungen, den politischen Institutionen, der Religion, in der er erzogen ist und seinen Standespflichten beherrscht. Sogar die Abwechslungen der Atmosphäre lassen ihre Spuren zurück; einige Breitegrade reichen hin, um sein Temperament zu ändern: größere Temperaturhöhe entflammt seine Leidenschaften und macht ihn geneigter zu Handlungen des Muths und der Heftigkeit.

Und was sollen wir erst von all den modificirenden Ursachen sagen, die in ihm selbst ruhen? Vom Alter gar nicht zu reden, dessen Einwirkung kräftig genug ist, üben schon die kleinsten Störungen der Gesundheit einen merklichen Einfluß auf ihn aus. Auch wo es sich um gar keine Gefahr handelt, genügt ein flüchtiger Schmerz, ganz und gar seine Disposition umzustimmen. Ein Kopf- oder Nervenschmerz, ein bloßes Zahnweh kann ihn umwandeln; die Bewegung eines Fahrzeugs reicht hin, seine Energie zu brechen. Man darf keck die Behauptung aussprechen, daß der Mensch in zwei auf einander folgenden Augenblicken nicht ganz derselbe bleibt.

Ungeachtet dieser Schwankungen sehen wir jedoch, daß die moralischen Eigenschaften des Menschen um einen mittleren Stand oscilliren und auch in ihren weitesten Abständen bestimmten Gesetzen folgen.

Der Einfluß der physischen Momente auf die moralischen zeigt sich vornehmlich, wenn man den Menschen in seinen Abweichungen vom Mittelzustande einer Untersuchung unterwirft. Stellt man beispielshalber den Zwerg dem Riesen, einen Herkules einem schwachen gebrechlichen Menschen gegenüber, so wird man in ihnen ganz verschiedene Leidenschaften und moralische Anlagen finden. Der lebendige und bissige Geist des Buckligen ist sprichwörtlich geworden; in beständiger Defensive gegen ungerechte Angriffe hat er seinen Geist gewissermaßen auf rasche Abwehr etwaiger Ausfälle besonders geübt. Bei durchaus von der Natur mißgestalteten Personen wird man in der Regel einen

mit Mühe verhaltenen Vorrath von Mißanthropie wahrnehmen. Und wie kann es auch anders sein? Beständig Mitleid und Geringschätzung auf den Stirnen ihrer Umgebung lesend, konnten in ihrer Seele keine wohlwollenden Gesinnungen aufkeimen. In gleicher Weise wirken die moralischen Momente ihrerseits auf die physischen zurück, Freude, Trauer, Furcht und Hoffnung, namentlich in überwallender Steigerung, sind im Stande unsere Kräfte an- oder abzuspannen. Als die Nichte von Leibnitz die Schätze erblickte, die ihr Oheim ihr hinterlassen hatte, wurde sie von einer so maßlosen Freude ergriffen, daß sie in Folge dessen ihren Geist aufgab. Viele Krankheiten befallen uns erst, nachdem sie zuvor in unserer Einbildungskraft Platz gefunden haben. Ich glaube auch, daß ein medicinisches System, das auf unsere Einbildungskraft wirken wollte, oft erfolgreicher wäre, als ein unmittelbar auf den Körper operirendes. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Wechsel des Arztes beinahe immer eine vorübergehende Besserung selbst bei den hoffnungslosesten Krankheiten erzeugt.

Große moralische Kraft ist andrerseits auch ein mächtiges Element der Lebensfähigkeit. Sie hat in vielen Fällen den nahenden Tod so zu sagen willkürlich hinausgeschoben. Diese Macht in uns mag auch jene wunderbaren Zwischenfälle erklären, die man mannigfach beobachtet und in tausenderlei Weise commentirt hat. Die Rückwirkung der moralischen Einflüsse auf die physischen zeigt sich ebenso auch in der Familienähnlichkeit. Die Kinder, Eindrücken aller Art stets zugänglich, gestalten, so zu sagen

ihre Gesichtszüge nach denen der Eltern; sie nehmen deren Gang und Gesten bis zu den kleinsten Eigenthümlichkeiten an. Manchmal übertragen sich diese Eindrücke durch das Medium der Mutter sogar schon auf das noch nicht geborene Kind; die Physiologie führt hiervon zahlreiche Beispiele an. Diese Meinung ist übrigens nicht neu und es wird behauptet, daß die Griechen ihre Frauen während der Schwangerschaft von allem Auffallenden ferne gehalten, ihre Blicke dagegen auf Alles, was das Gefühl der Schönheit hervorzurufen geeignet gewesen sei, hinzulenken gesucht hätten.

Unsere Einbildungskraft würde demnach nicht allein auf uns selbst, sondern auch auf unsere Kinder merklich einwirken. Es genügen übrigens die kleinsten Mittel, diese mächtige Kraft in Thätigkeit zu setzen. Wenige harmonische Laute, die wir einmal gehört haben, kaum wahrnehmbare Gerüche, ein Wort, der Klang einer Stimme, rufen plötzlich eine Ideenreihe wach, und versetzen uns, ohne daß wir wissen, wie es geschieht, unter Umstände zurück, in denen wir zu einer anderen Zeit gewesen sind. Ebenso flößen uns einige Züge im Gesichte einer Person, die wir nie vorher gesehen haben, Empfindungen der Sympathie oder Abneigung ein, und wenn wir nach dem Grunde solcher Anwandlungen suchen, werden wir ihn fast jedesmal in der Aehnlichkeit mit andern Personen finden.

Selten trennt sich eine Idee von der Gesammtheit der übrigen; unsere Vorstellungen fassen gewöhnlich mehre Dinge zusammen und es genügt dann, eine be-

vom zu wecken, um auch alle mehr oder weniger unmittelbar damit zusammenhängenden wieder wach zu rufen. Manchmal ruft ein einziges Wort dieselbe Wirkung bei mehreren Personen zugleich hervor, und ohne zu wissen, wie so, werden sie gleichzeitig auf dieselbe Gedankenreihe geführt *).

Siebentes Capitel.

Analogie zwischen den physischen und moralischen Gesetzen.

Wir sind so eitel, so stolz auf die kleine Portion Intelligenz, die das höchste Wesen in uns gelegt hat, daß der Gedanke, irgend etwas mit der Natur gemein zu haben, uns schon mit Indignation erfüllt. Wenn wir uns an einem Gegenstande stoßen, erröthen wir darüber, gleiches Schicksal mit dem seinem eigenen Gewichte unterworfenen Steine zu haben, und doch können alle Anstrengungen unserer Vernunft, wenn wir hinfallen, die Consequenzen des Gesetzes der Schwere nicht aufhalten. Wenn Galilei selbst von dem hohen Thurme zu Pisa herabgefallen wäre, würde er nur einen Beleg mehr zur Unumstößlichkeit des von seinem Genie erwiesenen Gesetzes geliefert haben.

Der Mensch scheint zu glauben, daß der Stoff allein unwandelbaren Regeln der Bewegung und Erhaltung gehorcht, als ob der Schöpfer sein Werk un-

---

*) S. Cotta a. a. O. Bd. I. S. 327. u. Planta: die Wissenschaft des Staates ꝛc. B. I. S. 68 ff. Anm. d. Ueb.

vollendet gelassen und weniger darauf bedacht gewesen wäre, die Stabilität der moralischen als die der physischen sicher zu stellen.

Ich habe mich einmal damit befaßt, hierauf bezügliche Beobachtungen zusammenzustellen. In einem Augenblicke, wo die Gemüther durch politische Vorgänge lebhaft erregt waren, versuchte ich, zu meiner Zerstreuung, Analogien zwischen den Regeln der Mechanik und den unter meinen Augen sich entwickelnden Vorgängen festzustellen. Diese Zusammenstellungen, die ich gemacht, ohne ihnen mehr Werth als den einer Geistesspielerei beizulegen, schienen mir in der Folge den Charakter der Wahrheit anzunehmen. Ich dachte seidem oft daran und ganz neulich fielen mir die Blätter, worauf ich meine Ideen niederschrieb, wieder unter die Hände. Man gestatte mir, davon einige Seiten hier anzuführen. Man wird sie wohl zu würdigen wissen, ohne ihnen mehr Wichtigkeit, als ich selbst bei ihrer Aufzeichnung, beizulegen.

„Ich nenne Kraft alles, was moralisch auf den Menschen influenzirt und ihn bestimmt, mehr in einem Sinne, als in einem andern zu handeln."

„Man muß bei den moralischen Kräften, wie bei den physischen, deren Intensität und Richtung in Betracht ziehen."

„Unser Wille ist auch eine Kraft, wenn auch eine nur selten angewandte; in den meisten Fällen kann man sie gleich Null anschlagen."

„Der Instinkt ist eine activere Kraft, die in der Regel im umgekehrten Verhältniß zu unserer Vernunft

entwickelt ist. Die Natur scheint sie in jedes Individuum gelegt zu haben, um in mechanischer Weise seinen Fortbestand sicher zu stellen."

„Man hat bei den gesellschaftlichen Erscheinungen wie in der Mechanik zwei Arten von Kräften zu unterscheiden; die einen wirken einfach stoßweise und die andern in continuirlicher Weise. Es wird eine Person avertirt, die sich alsbald in Bewegung setzt; es handelt sich um die Erlangung eines einträglichen Postens oder sonstiger Begünstigungen; ein solcher Wink ist einer Kraft der erstgenannten Art zu vergleichen. Mit den Kräften der letztern Art, welche ich auch lebendige Kräfte nenne, setze ich das persönliche Interesse in Parallele, das ununterbrochen unsere Blicke auf einen erwünschten Gegenstand lenkt, die Eigenliebe und den Familienstolz, sofern sie zu irgend welchem Aufschwung führen, und den Instinkt, welcher unsre Erhaltung und die Vermehrung unsrer Gattung sichert."

„Das persönliche Interesse kann zugleich als todte und lebendige Kraft wirken; es kann uns drängen, etwas zu sagen oder zu thun, was Einfluß auf unsre Zukunft übt, ohne sonst wirksam zu sein; oder kann uns auch veranlassen, unser Augenmerk unabläßig auf einen und denselben Gegenstand zu richten. Ein Mann wird Soldat; ohne an Avancement zu denken, wollte er nur irgend einen Beruf wählen; oder aber er wird Soldat mit der Hoffnung, sich einmal bis zum General aufzuschwingen; er macht alle Anstrengungen

zu dem Ende. Im ersten Falle hat man das Beispiel einer todten, im zweiten das einer lebenden Kraft."

„Stößt der gedachte Soldat auf keine Hindernisse oder rivalisirenden Kräfte, so wird er General, und zwar wird er mit im Verhältniß der Annäherung wachsender Kraft zu diesem Ziele hingeführt werden."

„Im Widerstandsfalle aber werden die Hindernisse sich nach Maßgabe des Quadrats der Schnelligkeit des dabei befolgten Ganges vermehren. Der Neid ist eines der thätigsten Widerstandsmittel, namentlich in kleinen Staaten."

„Der Mensch, der immer nach demselben Ziele hinstrebt, erlangt zuletzt eine immense moralische Kraft. Kein Steinchen ist so klein, daß es nicht von einer bedeutenden Höhe herunterfallend zuletzt wie ein beträchtliches Gewicht wirkte."

„Das sicherste Mittel, nicht zu fallen, ist ein gerader Gang. Um die so vortheilhafte aufrechte Stellung zu bewahren, belastet Euch nicht mit zu großer Bürde; sonst werdet ihr euch bald krümmen müssen."

„Die gerade Linie ist der kürzeste Weg; viele Leute scheinen dieses Axiom nicht zu kennen; sie wissen in der Regel besser, daß die gerade Linie nicht den kürzeste Weg zu dem Punkte bietet, bei dem sie ankommen wollen. Diese mathematische Regel muß noch bewiesen werden und ist doch die am wenigsten bestreitbare und am häufigsten angewandte."

„Es giebt in dem ganz sich selbst überlassenen moralischen Menschen einen Punkt, bei dem sich alle Leidenschaften, alle Kräfte, die ihn beherrschen, in's

Gleichgewicht setzen. Dieser Punkt ist dem Schwerpunkte der Körperwelt analog; ich will ihn den moralischen Schwerpunkt nennen."

„Um diesen Punkt zu finden, stellt man eben dieselbe Untersuchung an, wie bei Ermittlung des Schwerpunktes von Körpern, die man, der bloßen Wirkung ihrer Schwere überlassen, in zwei verschiedenen Stellungen frei schweben läßt. Eben so muß man den Menschen in verschiedenen Lebensstellungen beobachten, wo er nur nach den von Natur und Erziehung in ihn gelegten Kräften handelt und nicht unter dem Einflusse irgend einer fremden Kraft sich befindet. Dieses Verfahren ist ziemlich allgemein zu praktischer Anwendung gekommen, überall wo es der Erforschung von Charakter und Neigungen eines Menschen galt."

„Eine zwischen zwei gleichen und unmittelbar entgegengesetzten Kräften befindliche Kugel kann sich nicht bewegen; ganz ebenso verhält es sich mit einem zwischen zwei gleichen und direct entgegengesetzten moralischen Kräften befindlichen Menschen. Wenn die Kugel in die diesen zwei Kräften gemeinschaftliche Richtung gelegt wird und nicht genug Widerstand leistet, so wird sie zermalmt werden. Eine Wahrnehmung, die denjenigen zur Lehre dienen kann, die Lust tragen, sich zwischen entgegengesetzte und gleich starke Gewalten in die Mitte zu placiren."

„Wenn ein Mensch durch Eigennutz zu einer Handlung getrieben würde, während das Pflichtgefühl ihm mit ganz gleichem Nachdrucke genau das Gegentheil davon anriethe, so würde sich ein solcher Mensch

in einem moralischen Gleichgewichtszustande befinden und ein entscheidender Entschluß ihm unmöglich werden. Würden die Antriebe in gleichem statt in entgegengesetztem Sinne wirken, würde er mit verdoppelter Schnelligkeit in Bewegung gesetzt; zögen sie ihn aber in divergirenden Richtungen mit ungleicher Gewalt, so würde er eine mittlere Schwenkung machen, die sich indeß mehr dem der energischen Kraft entsprechenden Sinne annäherte."

„In gleicher Weise verhält es sich mit beliebig vielen Kräften. Ihre Combination erzeugt immer eine einzige Kraft mit einer bestimmten Richtung. Auch ein Mensch, der die Beute aller seiner Leidenschaften geworden ist und nur seinem Eigennutze und jeder beliebigen Einflüsterung Folge leistet, wird eine gewisse Linie des Betragens inne halten. Seine Vernunft kann wenigstens in gewissen Grenzen als active Kraft dieses Resultat und seine Richtung modificiren."

„Manchmal ist die Summe aller auf den Menschen einwirkenden Kräfte gleich Null; wir haben alsdann den Stand des Gleichgewichts. Es giebt in solchem Falle keinen Antrieb, sich mehr in einem, als in anderem Sinne zu verhalten.

„Es kann vorkommen, daß das Zusammenwirken der Kräfte ein in den moralischen Schwerpunkt fallendes Ergebniß liefert; dann wird der Mensch eine regelmäßige Haltung annehmen, wenn aber das Ergebniß nicht in diesen Schwerpunkt fällt, so wird er sich auf einer Stelle drehen; so wird ein Mensch, der gleichzeitig von Geiz, Liebesschwäche, Ehrsucht oder andern

Leidenschaften, die in ihrer Richtung nichts mit einander gemein haben, getrieben wird, möglicherweise sich auf einer Stelle drehen, etwa wie ein Kreisel unter den Händen des Kindes oder eine Wetterfahne unter dem leisesten Windhauche."

„Um ein Ziel sicher zu erreichen, muß man es fest im Auge behalten und namentlich kein zu sehr entlegenes Ziel wählen. Die geringste Lateralkraft, die uns in die Quere käme, zwänge uns einen mehr oder minder weiten Bogen zu beschreiben, der möglicherweise zur geschlossenen Curve wird, die uns beständig um das ersehnte Ziel herumführt und es nie wirklich erreichen läßt."

„Wenn die Erde ihrem natürlichen Antriebe folgte, stünde sie längst über der Sonne; einem Seitenanstoß dankt sie's, daß sie sich ewig um ihre Achse dreht und sich um das glänzende Gestirn im Kreise bewegt, gegen das sie sich gestoßen fühlt. Wie viele Menschen hat eine unpassende Heirath, ein verkehrtes Betragen oder auch nur eine Grille, als Seitenkraft wirkend, ewig um eine glänzende Position, die der Gegenstand aller ihrer Wünsche war, sich unaufhörlich drehen machen."

„Der Weise forscht von selbst nach den Kräften, die auf ihn einwirken, um willkürlich deren Resultaten Richtung und Maß geben zu können. Bei solchem Verfahren geht er stets, wohin er gehen will und bewegt sich nur in gewünschter Schnelligkeit; Meister seines frei geregelten Ganges, folgt er beim Uebergange von einer Stellung zur andern immer der geraden

Linie und als strenger Anhänger des Princips, das von dem höchsten Wesen in den kleinsten Dingen befolgt wird, wird er aller Kräfte zu spotten suchen, die ihn vom rechten Wege abführen oder auf der Stelle drehen könnten. Bei den Bewegungen seines Zeitalters wird er im Centrum seinen Platz einnehmen und während die Ehrgeizigen auf die Höhe des Glücksrades zu klimmen suchen, wird er sich ruhig auf die Axe placiren, um nicht wie Jene bei der ersten Bewegung des Rades zermalmt oder in den Staub geworfen zu werden."

„Jeder Körper participirt an der Bewegung derjenigen anderen, zu denen er gehört oder auf welchen er ruht. Diese Wahrheit wird von allen denen nicht beachtet, die plötzlich aus einem in rascher Bewegung begriffenen Fahrzeuge springend den Hals brechen, oder auch, indem sie einen politischen Strudel (an dessen Bewegung sie Theil genommen) rasch verlassen wollen."

„Um von einem Punkte zu einem andern zu gelangen, wäre die gerade Linie der kürzeste Weg, sagten wir oben; aber sie ist nicht auch die abschüssigste, die von einer Position zur andern führt; die letztere ist eine Curve und die Geometrie lehrt, daß der Fall an dem Punkte am fühlbarsten ist, wo er beginnt."

„Welchen Weg man von einem Punkte zu einem andern über eine Reihe abschüssiger Ebenen hinweg einschlagen mag, man kommt immer mit derselben Schnelligkeit an; am raschesten wird der befördert, der über eine einzige Ebene in gerader Linie geht. Das ist der kürzeste Weg und die Abschüssigkeit unveränder-

lich dieselbe. Uebrigens giebt es bei den Uebergängen von einer Ebene zu einer anderen jähe Wechsel, die stets mit einem Verlust lebender Kräfte verbunden sind, so daß man immer tiefer anlangt, als wenn man auf einer und derselben Ebene angekommen wäre."

„Wenn der Zielpunkt auf gleicher horizontaler Linie mit dem Ausgangspunkte liegt und bei diesem die Schnelligkeit gleich Null war, so ist sie es auch bei jenem; so ist es auch bei den beiden Endpunkten des Lebens. In welcher Weise man auch seine Laufbahn zurückgelegt haben mag, man steigt wieder eben so weit herab, als man hinauf gestiegen war, wenn man in's Grab kommt. Man steigt, wenn jähe Wechselfälle vorgekommen sind, sogar noch tiefer herab, als man hinaufgestiegen war, so daß der Grundsatz Azai's nicht immer wahr bleibt; es findet keine vollständige Ausgleichung statt; alles, was beim Falle verloren wird, hatte man nicht beim Emporsteigen gewonnen."

„Weil denn doch, ob man steige oder falle, Gewinn und Verlust sich da ausgleichen, wird der Weise auch hier noch bei der Wahl seines Weges der geraden Linie folgen in der Ueberzeugung, daß er mit möglichst wenigen Erschütterungen möglichst hoch ankommen werde."

„Was man an Kraft gewinnt, verliert man an Zeit und umgekehrt. Dieser Grundsatz spricht zwar nicht sehr zu Gunsten der Methoden, die in wenigen Lectionen eine Wissenschaft lehren wollen."

„Ich will diesen Stein hier bewegen; ich kann ihn mit der Hand oder dem Fuße schleudern, oder auch ihn mittelst Hebelgewalt von der Stelle bewegen.“

„Will man auf einen Menschen einwirken, so kann man dies unmittelbar thun, oder durch Vermittlung von Agenten, deren man sich, wie des Hebels oder der Winde bedient. Man kann auf sie sogar die Regeln der Statik anwenden. So bedarf es auch, wenn man seinen Stützpunkt ganz nahe bei dem zu überwindenden Widerstandspunkt nimmt, fast gar keiner Anstrengung zum Gelingen und ein gewandter Bittsteller läßt auf eine einflußreiche Persönlichkeit mit guter Manier einen Anverwandten, Freund oder besser noch eine Maitresse für sich wirken.“

„Wendet man Behufs Verstärkung der Kraft Maschinen an, so ist in der Regel ein mehr oder minder beträchtlicher Zeitverlust damit verbunden.

„So darf bei Anwendung von Maschinen auch nicht vergessen werden, die Stärke des dabei benutzten Strickwerkes, die durch Reibung verloren gehende Kraft, den Widerstand der Mittelglieder ꝛc. in Anrechnung zu bringen. Trotz aller dieser Hindernisse kann man begreiflicherweise, bei richtiger Wahl und Bedienung der Maschine, mit mäßigem Kraftaufwande große Wirkungen erzielen, muß aber Geduld haben und keinen Zeitverlust scheuen; namentlich muß man zu rechter Zeit die Räder schmieren, damit sie nicht pfeifen.“

„Ein kluger Mann wird mit größter Aufmerksamkeit die Beweglichkeit aller Triebräder, die er in Bewegung setzt, prüfen und sich wohl hüten, einen wurmstichigen Stock als Hebel zu benutzen, der ihm in der Hand zerbrechen würde. Er wird nicht genug Sorgfalt anwenden können, um sich der Tüchtigkeit seiner Agenten zu versichern."

Dritter Abschnitt.

Von den intellectuellen Eigenschaften.

Erstes Capitel.

Was der Wissenschaft und was den natürlichen Anlagen zuzuschreiben ist. Intellectuelle Eigenschaften*).

Die Abschätzung der intellectuellen Eigenschaften des Menschen bietet die größten Schwierigkeiten; es scheint geradezu an Allem zu fehlen, was unserm Urtheile eine feste und sichere Basis zu geben vermöchte. Wir sind eben so wenig über das, was moralisch gut, als über das, was körperlich schön zu nennen sei, irgendwie einig. Man verfällt alle Augenblicke in neue Verstöße: die auf den höchsten Punkt gediehene und auf eine schwierige wissenschaftliche Frage concentrirte Intelligenz wird nahezu für eine fixe Idee gehalten, und der Mann von Genie, der eine große Entdeckung verfolgt, läuft oft Gefahr, als Narr angesehen

---

*) S. Riecke a. a. O. Einleitung S. 21 ff. u. S. 408 ff. Anm. d. Uebers.

zu werden. Die Menschen gewöhnlichen Schlages zumal, die an Alles über den Kreis ihrer gewohnten Anschauungen Hinausgehende gern ihren persönlichen Maßstab anlegen, pflegen sich selbst höher zu stellen und sind deshalb geneigt, jede Ueberlegenheit, die ihre Urtheilskraft übersteigt und von ihnen darum für chimärisch gehalten wird, zu verwerfen. Wenn man Lafontaine nur nach seinen Werken beurtheilt, so ist er einer der ersten französischen Schriftsteller, und für den, der ihn nur persönlich gekannt hätte, wäre er im besten Falle als ein guter Mensch so hingegangen. War er es nicht, von dem der Krankenwärter zu Pater Poujet sagte: „Ach! quälen sie ihn nicht so; er ist mehr dumm als böse, und Gott wird ihn nicht verdammen wollen.“ Wenn es sich aber um wissenschaftliche Werke handelt? Dann ist die Beurtheilung eine eben so unsichere. Der große Haufe urtheilt nicht nach feststehenden Principien, sondern nach Modegeschmack und den Namen einiger Leute, die das Urtheil der Anderen bestimmen. So haben sich z. B. die heutigen Literaten in zwei Lager getheilt, um deren Banner sich das Publikum schaart. Soll man nun mit den Einen Racine fortgesetzte Bewunderung zollen oder mit den Anderen sie ihm entziehen und die Urtheilssprüche unserer Vorfahren cassiren?

Bei einer allgemeinen Betrachtung der Entwicklung der Intelligenz kann man sich nicht einmal wie bei den moralischen Anlagen auf eine größere Anzahl von Beobachtungen stützen, die alle zufällige Beimischung in den gesammelten Thatsachen ausgleichen. In moralischer Be-

ziehung offenbaren sich doch alle Menschen durch gute oder schlechte Handlungen; nicht alle Menschen liefern aber literarische Erzeugnisse, Gemälde, musikalische Compositionen und philosophische Werke. So schwierig indeß auch hier die Untersuchung wird, für schlechtweg unausführbar halte ich sie nicht; ich glaube sogar, daß einige Streifzüge auf dieses neue Terrain mit Erfolg versucht werden können. Wir formuliren alltäglich vage Urtheile, Abschätzungen auf's Gerathewohl; vielleicht gelingt es uns doch, mehr Richtigkeit und Präcision in diese Beurtheilung zu bringen.

Wir sind Alle darüber einig, daß die Vernunft mit dem Alter sich entwickelt. Wo steht aber diese Entwicklung still? Giebt es darnach eine Lebensepoche, nach der die Vernunft sich abschwächt? Wo ist dieser Zeitpunkt, und welches sind die der Altersentwickelung entsprechenden Stufen der Vernunftentwickelung? Man beachte wohl die sich hier alle auf einmal bietenden Probleme; wird man sie jemals lösen können? Ich wage nicht, es jetzt schon in sichere Aussicht zu stellen; aber es wäre doch einmal ein Schritt vorwärts auf dieser Bahn gemacht, wenn man nur minder vage Notizen, als die bisher uns zu Gebote stehenden, zu erzielen vermöchte.

Es sind zuvörderst zwei Dinge bei unseren intellectuellen Anlagen zu unterscheiden: das nämlich, was wir der Natur und was wir der Bildung verdanken. Diese zwei Dinge sind sehr verschieden; sind sie bei einem Individuum vereint und in hohem Grade vorhanden, dann erzeugen sie Großes; sind sie nur isolirt

vorhanden, gebären sie nur Mittelmäßiges. Ein Schüler von heute weiß, wenn er die Schule verläßt, mehr als Archimedes wußte, wird er aber die Wissenschaft nur um einen Schritt fördern? Auf der andern Seite giebt es manchen Archimedes auf dem Erdboden, der niemals Aussicht hat, sein Genie an den Tag zu legen, weil ihm die wissenschaftliche Bildung hierzu abgeht.

Man müßte demnach Naturanlage und Wissen getrennt beurtheilen. Daraus können wir entnehmen, daß unter sonst gleichen Umständen es Talente giebt, die sich erst nach kürzerem oder längerem Zeitablauf bethätigen können, weil die Möglichkeit der Bethätigung von der Erlangung eines gewissen Maßes von Kenntnissen abhängt und daß deren Erlangung für die verschiedenen Arten von Talenten nicht dieselbe ist. Der Maler und Musiker z. B. haben geringere Vorstudien zu machen, als der Philosoph, um zum Culminationspunkte zu kommen. Raphael und Mozart waren kaum dem Jünglingsalter entwachsen, als sie ihre Meisterwerke schufen, während Molière erst bei voller Altersreife sich zur Höhe seiner vorzüglicheren Werke aufzuschwingen vermochte.

Zweites Capitel.

Abschätzung des wissenschaftlichen Bildungsgrades beim Einzelmenschen.

Da die wissenschaftliche Bildung eines der wesentlichsten Elemente für die Entwickelung der Intelligenz

ist, werden auch unsre intellectuellen Kräfte, je nachdem wir mehr oder weniger gebildet sind, auch mehr oder weniger entwickelt sein. Es ist danach von Wichtigkeit, bei dem einzelnen Menschen den Grad der von ihm erworbenen Kenntnisse constatiren zu können.

Es läßt sich nun aber diese Art Abschätzung ohne Mühe bewerkstelligen. Sie findet in zahlreichen Verhältnissen statt und leidet nicht blos auf Menschengruppen, sondern auch auf Einzelmenschen ihre Anwendung. Uebersehen wir nicht, daß die Methode der Fragestellung, die in mehreren Ländern behufs Zulassung zu den höheren Lehranstalten in Uebung ist, doch in der That auf der Möglichkeit beruht, den Grad der erlangten Kenntnisse in Ziffern auszudrücken. Man legt den Examinanden eine Reihe in die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige einschlägiger Fragen vor und schlägt dann den Werth jeder Antwort numerisch an: man bezeichnet z. B. durch die Zahl zwanzig die beste Antwort, durch Null eine ganz schlechte und durch die dazwischen liegenden Zahlen die verschiedenen sonstigen Nüancen der Antworten. Der mittlere Werth aller dieser Zahlen drückt dann sehr annähernd den Grad des Wissens des Examinanden in der bezüglichen Wissenschaft aus.

Diese Art der Schätzung verlangt allerdings eine gewisse Uebung, führt jedoch in der Regel zu exacteren Werthanschlägen, als wenn man ohne solche Werthberechnung der Antworten verfährt.

In der königlichen Schule zu Brüssel, wo dieser Examinationsmodus von den Professoren, Prüfungs

commissären und Repetitoren befolgt wird, kommt es nicht selten vor, daß sich eine vollständige Uebereinstimmung bei der Beurtheilung gleicher Schüler und Classification der bezüglichen Leistungen findet. Das von den Schülern eines ganzen Jahrgangs genommene Mittel giebt dann den Werth des Curses.

Diese Abschätzung ermöglichte die Ermittlung, daß seit der Entstehung der Schule der Werth desselben Curses in sehr engen Grenzen variire.

Noch ein anderes interessantes Resultat konnte festgestellt werden. Gewisse Unterrichtscurse werden abwechselnd bald von einem Professor, bald von einem Anderen geleitet. Nun zeigt sich aber, daß der Einfluß des Professors auf den mittleren Werth des Curses nahezu gleich Null gewesen ist, weil die vielen neben den eigentlichen Unterrichtsstunden herlaufenden Repetitorien und Interrogatorien da, wo sein Unterricht ausfiel, ergänzend eingegriffen hatten.

Diese verschiedenen Resultate sind in verläßlichster Weise festgestellt und beweisen mehr als alle möglichen Raisonnements, zu denen sich die wissenschaftliche Beurtheilung von Dingen dieser Art sonst versteigen mag. Die Schüler ihrerseits erlangen durch die Gewöhnung an solche Examinationen eine solche Uebung, daß sie nicht selten die ihnen ertheilte Ziffer zum Voraus errathen. Die Beurtheilung nach Ziffern kam auch bei mehren anderen unter den Auspicien der belgischen Regierung vor sich gehenden Prüfungen in Aufnahme; es ist nur zu bedauern, daß sie für die Promotionen bei den verschiedenen Facultäten nicht adoptirt worden

ist. Sie würde sicherlich die Discussionen der betreffenden Jurys bedeutend abkürzen.

Es bestehen in dieser Beziehung noch mannigfache Vorurtheile, die nur durch fortgesetzte Erfahrungen und von unbefangenen, blinder Routine entwachsenen Männern überwunden werden könnten.

Wären alljährig die vorzüglichen Examenleistungen in Zahlenangaben niedergelegt worden, so besäße man heute das kostbarste Material, um sich ein Bild von der Tüchtigkeit der Lernenden und der Gediegenheit der Lehrenden im höheren Unterrichtswesen machen zu können.

Man beschränkte sich jedoch bisher darauf, die Endresultate der Prüfungen festzustellen. Diese theilen die Candidaten in drei Classen, je nachdem sie zugelassen, zurückgewiesen, oder nur zurückgestellt sind. Nach einer achtjährigen Erfahrung (von 1836 bis 1843 inclusive) kommt man trotz der Kürze dieses Zeitraums schon zu ganz interessanten Schlußfolgerungen.

Man findet zunächst, daß zwei Drittel von den eingeschriebenen Zöglingen Seitens der verschiedenen Prüfungscommissionen angenommen worden sind. Die Ergebnisse der vier Universitäten zu Brüssel, Gent, Lüttich und Loewen übersteigen diese Durchschnittszahl, diejenigen des Privatstudiums dagegen bleiben bedeutend hinter derselben zurück; von den eingeschriebenen Zöglingen dieser letzteren Kategorie sind in der That nur die Hälfte zugelassen worden. Die angewandte Durchschnittsberechnung zeigt also hier eine

ganz augenfällige Ueberlegenheit des geregelten Lehrgangs dem ungeregelten gegenüber.

Die vier Universitäten lieferten, wenn man von einer Unterscheidung nach Facultäten absieht, nahezu eine ganz gleiche Anzahl von Admissionen. Eine derartige nahezu vollständige Identität beweist, daß das bemerkte Resultat nicht auf Zufall beruhen kann.

Diese Gleichheitlichkeit des Ergebnisses der vier Hochschulen macht aber einer ziemlich merklichen Verschiedenheit Platz, sobald man nach Facultäten unterscheidet, deren Einfluß sich dann nicht verkennen läßt.

Die von mir angeführten Beispiele, zu denen ich noch mancherlei in Frankreich gewonnene ähnliche Resultate fügen könnte, werden jedenfalls gezeigt haben, daß man die Zahlenbeurtheilung sehr wohl und mit Erfolg anwenden kann, um den Grad des individuellen Wissens zu ermitteln. Was noch bestritten werden könnte, ist nicht sowohl der Werth der Methode an sich, als vielmehr die jedesmalige Verlässigkeit der Beobachtungen.

Damit ist es aber hier, wie bei allen Experimental-Wissenschaften; man muß sich eben vor Folgerungen hüten, so lange man die Thatsachen nicht für ganz richtig halten kann.

Drittes Capitel.

Entwicklung der intellectuellen Anlagen. Wissenschaftliche, literarische und künstlerische Erzeugnisse.

Wenn die Phrenologie einmal ihre Verheißungen verwirklichen sollte, dann hätten wir das Mittel gefunden, die intellectuelle Beschaffenheit des Menschen unmittelbar zu messen; wir besäßen dann die Schlüssel zu einem unsäglich complicirten Probleme; wir wüßten alsdann, was jedes Individuum der Natur, und was es der Bildung verdankt; wir könnten dann sogar die Werthe dieser beiden Abtheilungen seines Geisteslebens in Zahlen ausdrücken; wir sind aber noch weit davon entfernt, auch nur die Möglichkeit eines solchen Endergebnisses abzusehen.

In Ermangelung von Mitteln, dieses Problem a priori zu lösen, muß man also zur Erfahrung und zu verläßigen Beobachtungen seine Zuflucht nehmen, um dann von den Wirkungen zu den Ursachen gelangen zu können, zufolge desselben Princips, das wir bei Schätzung der moralischen Eigenschaften angewandt haben; nur wird es schwer, wenn nicht unmöglich sein, die zwei Grundbestandtheile, aus welchen sich die beobachteten Thatsachen zusammenfügen, gehörig auseinander zu halten. Wir werden zu einer Schätzung nicht sowohl der Intelligenz, als vielmehr der Geschicklichkeit gelangen, welche letztere gleichzeitig von individuellen Anlagen und dem errungenen Wissen abhängt.

Unter allen Untersuchungen, die man über den Menschen anstellen kann, ist die der fortschreitenden Entwicklung seiner verschiedenen intellectuellen Eigenschaften eine der interessantesten; es müßte gezeigt werden, welche Fähigkeit sich zuerst kund giebt, dann wären der Zeitpunkt, wo sie alle ihren Höhepunkt erreichen und die bezüglichen Entwicklungsgrade auf den verschiedenen Altersstufen nachzuweisen.

Raphael zählte nicht mehr, als zweiundzwanzig Jahre, als er die Sacristei zu Sienna malte, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre unternahm er schon die Composition mehrerer seiner bedeutendsten Freskogemälde, wie die Disputa, die Schule von Athen, der Parnassus und die Jurisprudenz. Seine Pantasie war schon aufs Herrlichste entfaltet trotz der Zeit, die mit den Vorstudien zu diesen Hauptwerken hingegangen war. Dieser große Künstler hatte also schon im Alter von fünfundzwanzig bis zu siebenundzwanzig Jahren den Culminationspunkt seines Talentes erreicht.

Mozart begann noch jünger; im siebenten Lebensjahre lieferte er schon seine ersten Compositionen; im zwölften Jahre kam schon sein erstes dramatisches Werk: la finta Semplice; und im dreißigsten Jahre hatte er seine glänzende Laufbahn bereits vollendet. Blais Pascal, einer der außerordentlichsten Menschen, die jemals gelebt haben, war in seinem sechszehnten Jahre schon Mathematiker, zeigte sich nach und nach als scharfsinnigen Mathematiker, geistvollen Naturforscher Schriftsteller, Dialektiker ersten Ranges, und als tiefen Denker überhaupt; und dieses so glänzende Dasein

endete schon im neununddreißigsten Lebensjahre. Pascal hatte zwei Jahre länger als Raphael und drei Jahre länger als Mozart gelebt. Das zu frühe Ableben dieser Künstler läßt annehmen, daß eine zu rasche Entwicklung der Phantasie einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper geübt hat.

Viele Leute werden sich darüber wundern, daß sich eine so frühzeitige Entwicklung auch beim mathematischen Talente findet; es lassen sich jedoch zahlreiche Beispiele dieser Art anführen. Lagrange hatte sein originellstes Werk, die Berechnung der Variationen, im achtzehnten Jahre geschrieben. Newton war kaum vierundzwanzig Jahre alt, als er schon, so scheint es mindestens, die Entdeckungen gemacht hatte, die ihm in der Folge zumeist zu seinem Ruhme verhalfen. Man ist gewöhnt, die Mathematik als ganz außer dem Bereiche der Phantasie liegend zu erachten, während vielleicht kein Zweig unserer Erkenntnisse eine größere Entwicklung dieser Fähigkeit verlangt, um wichtige Entdeckungen zu ermöglichen. Andrerseits erheischt das Wissen, dessen ein glänzender Geist bedarf, um sich im Gebiete der exacten Wissenschaften mit Erfolg geltend zu machen, keine langen Vorstudien, namentlich, wenn es sich mehr um Entdeckungen, als um vollständige Lehrgebäude und Untersuchungen über eine schon mehr oder weniger angebaute Theorie handelt.

„Ich habe viel Zeit mit dem Studium der abstracten Wissenschaften verbracht,“ sagt der berühmte Pascal, „aber die Wenigen, mit denen sich darüber

reden läßt, haben wir den Geschmack daran verdorben. Sobald ich anfing den Menschen zu studiren, sah ich, daß die abstracten Wissenschaften ihm gar nicht angemessen sind und ich in deren Durchdringung mich mehr meiner Natur entfremdete, als die Anderen, die nichts davon wußten, und so verzieh ich ihnen gerne, daß sie sich überall nicht damit befaßten; — aber da, wo es ein Studium des Menschen gälte, dachte ich mindestens viele Studiengenossen zu finden, weil dieses Studium ihm doch angemessen ist. Es war ein Irrthum."

Wenn Pascal mit dem Studium der Mathematik begonnen, bevor er zu dem der Philosophie überging, folgte er dabei wohl minder dem Verlangen, den Menschen zu gefallen, als dem Gesetze seiner eigensten Naturanlage; denn ein so unabhängiger Geist, wie er, macht derartige Concessionen nicht. Pascal ließ zuvörderst seiner Phantasie freien Lauf, weil sich eben diese Fähigkeit zuerst bei ihm mit besonderer Entschiedenheit entwickelt hat; er wurde nachher Naturforscher und dann erst Philosoph, weil sein Beobachtungsgeist in ordnungsmäßiger Entwicklung vom Studium der D i n g e zu dem der M e n s c h e n überging.

Wollte man näher zusehen, würde man einen gleichen Stufengang in der Regel bei den hervorragendsten Menschen finden. Immer ist es zunächst die Einbildungskraft, die sich Bahn zu brechen sucht; sie entlehnt hiezu entweder die Sprache der Poesie oder die des Mathematikers, je nach der mehr oder minder strengen Richtung des Geistes. Der junge

De Candolle beschäftigte sich zuerst mit Dichtungen, bevor sein Beobachtungstalent ihm vollständig zu Bewußtsein kam.

Ebenso ging es bei d'Ampère, bei dem Poesieen und mathematische Untersuchungen das Vorspiel zu seinen tiefen physikalischen und philosophischen Forschungen bildeten. Jean-Jacques Rousseau brachte bei seinem ersten Auftreten in Paris nichts mit als Poesieen und mathematische Combinationen, die er in die musikalische Kunst einzuführen gedachte. Dergleichen Beispiele sind so häufig, daß man ihnen fast in allen Biographieen begegnet.

Dagegen findet man wenig Menschen, die philosophische Forschungen und Beobachtungswissenschaften aufgegeben hätten, um zu den Künsten der Phantasie, zur Poesie oder reinen Mathematik überzugehen.

Wenn ich einige junge Leute ausnehme, die von ihren Eltern in eine Carriere gestoßen wurden, die ihren natürlichen Geistesanlagen gar nicht entsprach, würde ich, wie mir däucht, mich vergeblich nach irgend bemerkenswerthen Beispielen solcher Uebergänge umsehen. Man wird sich vielleicht auf den geistvollen Verfasser von „Paul und Virginie" berufen, diesen eleganten Dolmetscher der Spiele und Harmonieen der Natur; man erlaube mir aber, daran zu zweifeln, daß Bernardin de Saint-Pierre sich ernstlich mit physischer Geographie und Länderkunde befaßt hat. Es bedarf dafür keiner weiteren Beweise, als seiner wunderlichen Anschauungen von der Form unsres Erdballs und der Entstehung von Ebbe und Fluth.

Mehrere Männer, die sich in dem Bereiche der Phantasie vorzugsweise hervorgethan, haben gleichzeitig die angrenzenden wissenschaftlichen Gebiete cultivirt. Ich führe als Beispiele nur Leonardo da Vinci, Michel-Angelo, Albrecht Dürer und Rubens an; diese großen Künstler waren nicht nur Maler, sondern beschäftigten sich gleichzeitig mit Dichtkunst, Mathematik, Musik, Architektur, Optik u. s. w. Albrecht Dürer und Leonardo werden den größten Mathematikern ihrer Zeit beigezählt*). Erst der neusten Zeit war es vorbehalten, sich in dem Satze zu ergehen, daß die Mathematik sich mit der Entwicklung der Phantasie nicht vertrüge.

Was nun diejenigen angeht, die ausschließlich die Dichtkunst, Mathematik oder die schönen Künste bebauen, so sieht man auch ihr Talent mit dem Alter sich verändern und Umwandlungen erleiden, die fast beständig in derselben Ordnung eintreten. So beginnt der Mathematiker mit Untersuchungen der reinen Mathematik, geht dann über zur angewandten Mathematik und Verbesserung der Methoden und nachher zur metaphysischen Prüfung dieser Methoden. Er handhabt zuerst kühn die Waffe des Calculs, prüft alsdann deren Schärfe, und begründet schließlich die Theorie davon. Es scheint das nicht die natürliche

---

*) Die deutsche Literatur besitzt von Albrecht Dürer nebst einer Abhandlung über plastische Anatomie auch ein Werk über Befestigungskunst, eine Unterweisung über die „Perspective" und eine solche über die „Messung mit dem Zirkel und Richtscheit" ꝛc. D. Uebers.

Ordnung der Dinge zu sein und doch geht man auch, ohne vorher die Gleichgewichtslehre erlernt zu haben.

Der Maler, der Bildhauer und der Musiker liefern in ihren Erstlingsprodukten mehr äußerlich glänzende als gedankentiefe und gediegene Werke; hernach befleißigen sie sich, ihren Compositionen mehr Styl zu verleihen; ihre Werke sind besser combinirt, mit mehr Sachkenntniß angelegt, aber nicht selten auf Unkosten der Wärme und Frische derselben.

Auch das dichterische Talent nimmt seinen mehr oder minder zaudernden Aufflug, je nach der gewählten Gattung der Poesie. Der Tragödiendichter, bei dem Leidenschaften und lebhafte Phantasie die wesentlichen Elemente des Erfolges bilden, kann früher zu einer vollständigen Entfaltung seines Talentes kommen, als der Dichter, der sein Genie dem höhern Lustspiel und dem Sittengemälde gewidmet hat. Für den Letztern reicht es in der That nicht aus, daß er über eine reiche Phantasie und sämmtliche Hilfsquellen der Sprache zu gebieten hat, sein Geist muß auch eine gewisse Kraft der Beobachtung haben, die mehr ein Vorzugsrecht des reifen Alters, als der Jugend ist. Selbst Molière brachte seine Haupterzeugnisse erst gegen sein sechsundvierzigstes Lebensjahr; da begann erst die Periode des „Misanthropen,“ „Tartuf,“ des „Geizigen,“ „edelmännischen Bürgers,“ und „die gelehrten Frauen“ ist eine Schöpfung, welche erst gegen das Ende seines Lebens kam. Die Einbildungskraft ist demnach eine der zuerst sich entwickelnden geistigen Anlagen, die Beobachtung und Reflection herrschen später vor und noch später offen=

bart sich das philosophische Genie, das nicht mehr bei der Untersuchung der rein materiellen Gegenstände stehen bleibt, sondern sich über die Gründe der Dinge Rechenschaft geben und sich in alle die weiteren metaphysischen Abstractionen vertiefen will.

Wir werden bald sehen, daß die Geschichte der Wissenschaften der Entwicklung des menschlichen Geistes im allgemeinsten Sinne betrachtet, dieselben Phasen vorzeichnet, wie der geistigen Entwicklung des Individuums. Das Gedächtniß ist vielleicht die von frühester Kindheit an am entschiedensten hervortretende Geistesanlage *). Gleichwohl werden wir, wenn wir unsre frühesten Erinnerungen uns vergegenwärtigen, finden, daß sie nicht über das dritte oder vierte Lebensjahr zurückreichen. Diese kostbare Fähigkeit ist eines der wesentlichsten Elemente zur Erlangung unserer Kenntnisse; sie ist zugleich eines der Elemente, die wir am spätesten verlieren. Das Namengedächtniß scheint uns zuerst zu verlassen; diese traurige Erfahrung machen viele Leute schon gegen das fünfundvierzigste Lebensjahr.

Das Gedächtniß entwickelt sich früher als die Phantasie, die gewissermaßen die Errungenschaften des Gedächtnisses reproducirt, um daraus entweder wissenschaftliche Entwürfe oder von der Literatur und den Künsten zu verwerthende Gebilde abzuleiten. Die Vernunft braucht längere Zeit zur Erlangung ihrer Reife.

---

*) S. Cotta a. a. O. S. 326 ff. D. Ueb.

Man könnte wohl die Behauptung aufstellen, daß die Entwicklung der geistigen Anlagen successive in stets gleicher Reihenfolge bei den verschiedenen Geschöpfen vor sich geht, daß sie aber je nach deren mehr oder minder vollkommener Organisation auch mehr oder minder vollständig ist. Man wird das Gedächtniß den Thieren nicht absprechen können, wohl aber kann man bei ihnen das Vorhandensein von Phantasie und namentlich der Denkkraft in Abrede stellen.

Viertes Capitel.

Einfluß des Alters auf die Entwicklung des dramatischen Talentes.

Ich habe in einer anderen Schrift *) den Entwicklungsgang des dramatischen Talentes einer besonderen Untersuchung unterworfen, sowie auch die Stufenfolge, die es successive bis zu seinem Höhepunkte durchläuft. Meine Untersuchung hatte vorzugsweise das französische und englische Theater zum Gegenstande und berücksichtigte nur diejenigen Stücke, die sich auf der Bühne erhalten haben.

Ich konnte so feststellen, daß in Frankreich das dramatische Talent sich erst nach dem zwanzigsten Lebensjahre kundgiebt, sich dann energisch bis gegen das

*) S. Riecke a. a. O. S. 418 u. f. D. Red.

dreißigste Jahr entwickelt, fortwährend wächst, ein Maximum erreicht und sich in ziemlicher Lebendigkeit bis gegen das Alter von funfzig bis fünfundfunfzig Jahren erhält; — darnach aber merklich abnimmt, namentlich rücksichtlich des Werthes der Erzeugnisse.

In England befolgt es beinahe ganz genau dieselbe Stufenfolge, nur daß es etwas frühzeitiger als in Frankreich sich bemerklich macht; die Dichter betreten da die dramatische Laufbahn etwas früher und erreichen dann auch eher die volle Entfaltung ihres Talentes. Dieser Vorsprung von einigen Jahren findet in der eigenthümlichen Volksbildung, in der Leichtigkeit, womit dramatische Erzeugnisse auf die Bühne gebracht werden können und vielen anderen Ursachen leicht seine Erklärung. Es läßt sich gleichwohl unschwer erkennen, daß die Entwicklungsstufen an sich dieselben sind, daß hier wie dort das productive Genie gegen das zwanzigste Jahr sich kund giebt und unmerklich gegen das fünfundfunfzigste Jahr abnimmt, nachdem es vorher einen Maximalpunkt durchlaufen hat.

Zwischen dem zwanzigsten und fünfundfunfzigsten Jahre haben so die Meisterwerke der französischen Bühne ihre Entstehung gefunden, außerhalb dieser Grenzen trifft man nur Werke zweiten Ranges an; und ebenso ist es in England. Diese fünfunddreißig Jahre bilden sonach gewissermaßen die Rennbahn des dramatischen Talentes. —

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß das Talent des Tragödiendichters früher zur Reife kommt,

als das des Lustspieldichters. Für Ersteren tritt das Maximum zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre ein und für Letzteren zwischen dem vierzigsten und fünfundfunfzigsten Jahre. Diese Beobachtung läßt sich nicht blos rücksichtlich der Fruchtbarkeit des Talents, sondern auch rücksichtlich des Werths der Erzeugnisse machen.

Die Methode, die ich bei Feststellung dieser Resultate befolgte, setzt schon eine gleichzeitige Berücksichtigung von Zahl und Werth der auf jeder Altersstufe erzeugten Werke voraus. Es ist das eine Methode, die der gesunde Verstand uns schon an die Hand gegeben, die Wissenschaft aber möglichst gut regulirt hat.

Diese Ergebnisse scheinen, sobald sie einmal erkannt sind, sich in der natürlichsten Weise zu erklären. Die Tragödie setzt mehr die Leidenschaften und Phantasie des Dichters in Bewegung, die Comödie erheischt aber einen mehr entwickelten Verstand, eine tiefere Menschenkenntniß und jene Ruhe der Beobachtung, die sich erst einstellt, wenn einmal das Spiel der Leidenschaften im eigenen Busen ausgetobt hat.

Fünftes Capitel.

Uebermaß schädlicher Arbeit. Zustand des Gleichgewichts. Irrsinn. Früher Tod.

Es ist ein Gleichgewicht zwischen unsern intellectuellen und körperlichen Kräften erforderlich. Ist

dieses vorhanden, dann produzirt der Mensch geistig Alles, was sich von einer glänzenden Organisation erwarten läßt, ohne daß durch Uebermaß oder Mangelhaftigkeit krankhafte Zustände herbeigeführt werden; wird dagegen das Gleichgewicht gestört, dann leiden seine Fähigkeiten und es tritt die Gefahr besonderer Krankheiten ein, die eben deßhalb eine strenge Untersuchung verdienen. Eine zu starke Entwicklung unserer Körperkräfte macht den Geist krankhaft und gebrechlich und eine zu schwache Entwicklung, namentlich bei überwiegendem Nervensystem, giebt unserm Geiste eine höchst nachtheilige Reizbarkeit. Mit Recht wird das Sprichwort aufrecht erhalten: mens sana in corpore sano.

Vorzüglich im Alter der Kindheit, in welches die Entwicklung unsrer kostbarsten Anlagen fällt, ist Besonnenheit und Sorgfalt vonnöthen; hier muß man darauf bedacht sein, dem Auge des Kindes einen richtigen Blick, dessen Gefühl die erforderliche Feinheit und seinem Ohre die nöthige Schärfe zu geben. Sind diese Organe gehörig ausgebildet, dann begreift auch das Kind mit größerer Leichtigkeit und seine Geistesanlagen treten harmonischer und kräftiger hervor.

Unbesonnenheit und Eitelkeit der Eltern schlagen aber in der Regel einen entgegengesetzten Weg ein. Man kann nicht schnell genug die ersten Kundgebungen der Geistesentwicklung sehen, begrüßt mit Jubel das Aufblühen des frühreifen Geistes und vergißt beinahe je-

bermal, um welchen Preis diese Befriedigung der Eigenliebe erkauft werden muß.

Die in allzuraschem Flug reifende Denkkraft zerstört den Körper. Die jungen Treibhauspflanzen bringen rasch ihre Früchte und welken eben so rasch, nachdem sie die allzu ungeduldige Neugier kurze Zeit befriedigt haben. In gleicher Weise endigten die meisten Wunderkinder als Fehlgeburten, nachdem sie kurze Zeit nur das übel verstandene Staunen der Welt erregt hatten, und diejenigen, deren geistige Begabung nicht vollständig stille stand, wurden durch frühen Tod dahingerafft. Man beleidigt nicht ungestraft die Gesetze der Natur! — Der Mangel aller Geistesbildung hat wieder andere Nachtheile im Gefolge; er giebt sehr häufig dem Körper ein verderbliches Uebergewicht und läßt dann wohl dem Gewühle der Leidenschaften freien Lauf. Der Mangel geistiger Entwicklung ist überhaupt auch der körperlichen Entwicklung hinderlich, sofern er im Gesichte den edleren Ausdruck, in den Gliedern die Geschmeidigkeit und Anmuth und in unserem Gange jene Sicherheit und Majestät nicht aufkommen läßt, die den König der Schöpfung verkünden. Mit Recht hat la Bruyère gesagt: „Nichts ist so fein, so einfach, so ungreifbar, daß es sich nicht in unsern Manieren ausprägte. Ein Dummkopf sitzt, geht und steht nicht auf seinen Beinen, wie ein geistvoller Mann" *).

*) Les Caractères, chap. II. S. L. Stein a. a. O. S. 92. D. Ueb.

Es giebt für jeden Geist eine gewisse Höhe der Entwicklung, die nicht überschritten werden darf. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß die drei Hauptelemente des Menschen: die physischen, moralischen und geistigen Anlagen derart verbunden, dergestalt von einander abhängig sind, daß man gar nicht gesondert auf dieselben einwirken kann.

Hier bietet sich eine Aufgabe von höchster Bedeutung, die darin besteht, zu ermitteln, in welchem Verhältniß im Allgemeinen die Fähigkeiten entwickelt werden müssen; ich sage: im Allgemeinen, weil dieses Verhältniß nicht dasselbe bei einer Person wie bei der anderen sein kann. Bei Diesem ist vorzugsweise die körperliche Entfaltung, bei Jenem mehr die moralische oder geistige zu fördern. Wollte man sich darauf beschränken, ein Element ohne Rücksicht auf die anderen zu entwickeln, würde man Gefahr laufen, die traurigsten Resultate zu erzielen. Eine garstige Krankheit befällt den Menschen bei zu schwacher oder zu gewaltiger Geistesentwicklung. Lange Zeit hat man unter dem Namen Irrsinn alle Störungen, die unser Geistesvermögen erleiden kann, zusammengefaßt; später hat man in richtigerem Verständniß die wesentliche Unterscheidung zwischen Blödsinn (Idiotismus) und Wahnsinn gemacht, welche gewissermaßen die beiden Extreme bilden, zwischen denen unser Geisteszustand hin- und herschwankt.

Der Blödsinn (Idiotismus) ist ein Fehler in der intellectuellen Entwicklung, der auch oft schon in einer

fehlerhaften körperlichen Organisation begründet ist; er unterscheidet sich dadurch von der Schwachsinnigkeit, d. i. der Geistesschwäche, die durch Alter oder Ausschweifung herbeigeführt ist.

Der Wahnsinn dagegen ist eine Ueberreizung, ein Geisteszustand, der die Tragfähigkeit unsres körperlichen Organismus überschreitet; ein Ueberreiz, der in der Regel um so heftiger wird, als er sich mehr auf einen Gegenstand concentrirt; daher dann die fixen Ideen, die Monomanie.

Wenn unsre Unterscheidung richtig ist, müssen sich der Blödsinn (Idiotismus) und die Schwachsinnigkeit an den beiden Endpunkten des Lebens begegnen: auf der einen Seite ist der Geist von Kindheit an vom Stoffe beherrscht und in der Folge kein Heilmittel mehr möglich; auf der andern Seite hört die geschwächte Geisteskraft ebenfalls auf, der Körperkraft das Gleichgewicht zu halten, und sieht sich demnach außer Stande, ihre Funktionen zu verrichten.

Was den Wahnsinn angeht, so findet man ihn oft bei den glücklichsten Geistesconstitutionen, im schönsten Lebensalter und bei rührigster Geistesthätigkeit. Nach den von mehreren Ländern mir vorliegenden Zusammenstellungen habe ich gefunden, daß der Wahnsinn mit der Verstandesentwicklung fast gleichen Schritt hält und gleichfalls zwischen dem dreißigsten und fünfundfunfzigsten Lebensjahre mit der größten Intensität auftritt und Krankheiten hervorruft, deren Heilung den größten Schwierigkeiten begegnet.

Diese Zusammenstellung ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth. Im Alter von fünfundvierzig Jahren zum Beispiel schwanken unsre Geisteskräfte zwischen mehr oder weniger weiten Grenzen; bald äußern sie sich nur sehr mäßig, bald mit größter Lebhaftigkeit und häufiger noch in sehr gleichmäßiger und mit unsrer Organisation in vollstem Einklang stehender Weise. Dieser letztere Fall findet sich bei der größeren Mehrheit der Menschen und je mehr man sich vom Normalzustande entfernt, desto seltener werden die Ausnahmen. Es wäre uns nicht wohl möglich, eine große Anzahl von Menschen nach der Größe der Abweichungen ihrer Vernunft im Verhältniß zu dem Normalzustande zu gruppiren, aber Alles läßt uns annehmen, daß wir auch hier eine Classification wiederfinden würden, die der vom Gesetze der zufälligen Ursachen gegebenen analog wäre. Man begreift indeß, daß die Abweichungen nur eine relative Schätzung zulassen. Was für den Einen eine Abweichung, ist für den Andern ein sehr gemäßigter Zustand; es verhält sich hierin mit den Geisteskräften ganz ebenso, wie mit den körperlichen.

Das Gesetz der zufälligen Ursachen bestünde darnach so gut für die Geistesanlagen, wie für die des Körpers. Jedes Individuum böte eine mehr oder minder große Abweichung im Verhältniß zum Mittelzustande und die Summe dieser Abweichungen wäre dem Gesetze der Stätigkeit (Continuirlichkeit) unterworfen, dem wir bereits in allem Dem, was unsere Gattung betrifft, begegnet sind. Selbst der individuell

genommene Mensch hat eine mehr oder minder hervortretende Geistesentwicklung, von der er in jedem Augenblicke mehr oder weniger abweicht; aber diese Abweichungen sind im Allgemeinen nur schwach und stehen unter dem Einflusse zufälliger Ursachen, deren Gesetz sie auch unterliegen.

Es ist hinsichtlich der extremen Geisteszustände eine wichtige Unterscheidung zu machen. Unter der Gesammtheit der Geborenen finden sich wahrscheinlich eben so Viele, die ohne alle Geistesanlagen und bestimmt sind, Idioten zu bleiben, als Andere mit dem entgegengesetzten Fehler und zu starker Tendenz, den Geist über den Körper prädominiren zu lassen; Diese unterliegen ihrem Gebrechen durch Frühreife und meist bald nach der Geburt, während Jene zu vegetiren und ein thierisches Dasein zu fristen bestimmt sind. Betrachten wir den Menschen während seines Lebenslaufes, so wird sich uns dieselbe Bemerkung aufdrängen. Manchmal weicht seine Geistesanlage um ein Bedeutendes von diesen gewöhnlichen Grenzen, sei es in mehr, sei es in weniger ab; nun bemerkt man aber bei den äußersten Abweichungen nach unten keine üblen Folgen, während umgekehrt die Abweichungen in mehr, die Gehirnkrankheiten, Geisteszerrüttungen und manchmal selbst den Tod herbeiführen.

Bei dem Antagonismus des animalischen und intellectuellen Lebens, der überall da hervortritt, wo sie aus ihrem natürlichen Einklang heraustreten, findet nicht dieselbe Wahrscheinlichkeit der Folgen nach beiden

Richtungen statt. Bei ihren Abweichungen in weniger ertödtet die Intelligenz den Körper nicht, wie sie es ziemlich allgemein bei ihren Abweichungen in mehr thut. Beruht dies etwa darauf, daß wir bei Ueberschreitung unserer natürlichen Grenzen auf der einen Seite noch lebenden Wesen begegnen, deren animalisches Leben wir theilen, während wir nach der anderen Seite hin nichts mehr wahrnehmen, was etwas gemein mit uns hätte, wir müßten denn aus der Menschheit heraustreten und uns über die Kette der Wesen erheben, welche die irdische Schöpfung umschließt?! —

Zweites Buch.

Von den Gesellschaften.

Erster Abschnitt.

Vom physischen Zustande.

Erstes Capitel.

Bande, welche die Menschen aneinander knüpfen.

Der Mensch findet sich fast beständig unter der Herrschaft zweier entgegengesetzten Empfindungen: dem Bedürfniß der Zuneigung und Beihilfe nämlich, das ihn zu anderen Menschen hinführt und dem Egoismus, der ihn unabläßig zu isoliren trachtet.

In diesem Antagonismus erlangen in der Regel die Anziehungskräfte, welche die Individuen zur Vereinigung mit einander treiben, ein schließliches Uebergewicht, wodurch verschiedene Arten von gesellschaftlichen Verbindungen hervorgerufen werden*).

---

*) Vergl. R. Mohl: Gesch. d. Staatswissenschaft B. I. S. 72ff. u. S. 263 u. f. Es ist bemerkenswerth, wie in unserm Dichterkönig Schiller schon der heutige Gesellschaftsbegriff tagte. „Dieser Orden," sagt er in seiner Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens, „ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondere Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz er öffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchisch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschie-

Die einfachste und natürlichste ist unstreitig die Familie; man findet sie zu allen Zeiten und bei allen

---

denen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck, oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen?

So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staats-Organisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen — **Naturgeschichte**, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Principien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist &c." — Es erhellt weiter auch aus dessen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, sowie aus der Abhandlung über die erste Menschengesellschaft &c., worin er die biblischen Sagen, ähnlich wie Ewald in seiner Geschichte des Volkes Israels (Bd. I.), als eine personificirte Socialgeschichte der Urzeit behandelt, wie nahe Schiller unserer Gesellschaftslehre gekommen ist. Ebenso läßt sich bei Goethe und Herder der in jener Genialitätsepoche schon aufkeimende Zug naturgeschichtlicher Culturforschung leicht nachweisen, wie aus der Geschichte der Farbenlehre bei Ersterem und den Ideen z. Gesch. &c. des Letzteren zu ersehen ist. D. Uebers.

Völkern *). Manchmal gestalten sich die Familienbande mit solcher Intensität, daß sie bis zu einem gewissen Punkte das Individuum absorbiren und sein freies Handeln ganz gefangen nehmen. Die Vendetta der Corsen zeigt, zu welchem Grade der Herrschaft und Tyrannei die Verwandtschaftspflichten getrieben werden können.

Ich werde mich nicht bei der Untersuchung aufhalten, welches die verschiedenen denkbaren Gattungen menschlicher Vergesellschaftung und deren Entstehungsgründe sind, sondern mich auf Besprechung der für unseren vorliegenden Zweck wichtigsten Vereinigung, nämlich der in einem Volke, oder besser in einer Nation gebotenen, beschränken. Die Gleichheit der Abstammung, Sitten, Sprache, Religion, historischen Erinnerungen, die Gemeinschaft des Wohnsitzes, der Gefahren, das Bedürfniß wechselseitiger Hilfeleistung, das sind in der Regel die hauptsächlichsten Grundlagen einer derartigen Vereinigung.

Eine Nation ist also ein aus gleichartigen Elementen, die einheitlich ihre Funktionen verrichten und von demselben Lebensprincipe beseelt sind, zusammengesetzter Körper. Derselbe entsteht, entwickelt sich, durchläuft die verschiedenen Phasen, die sich bei allen organischen Wesen finden, und zahlt, wie diese, dem Tode seinen Tribut. Um ihn richtig zu erfassen, muß man ihn, ganz so, wie wir den isolirten Menschen betrachtet haben, unter dem dreifachen Gesichtspunkte seiner phy-

*) Vergl. W. H. Riehl: Die Familie. D. Uebers.

fischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften untersuchen *).

Wir hätten demnach zu betrachten, wie die Völker entstehen und wachsen; aus welchen Anzeichen sich auf ihren mehr oder weniger glücklichen Zustand schließen läßt, wie ihre physische und moralische Kraft zu ermitteln, welches die jede Altersstufe charakterisirenden Eigenthümlichkeiten sind und endlich, durch welchen Zeitraum ihre mittlere Lebensdauer begrenzt ist.

Ich bin nicht so anspruchsvoll, diese verschiedenen Probleme lösen zu wollen, aber unsre Prüfung wird zweifelsohne einige interessante Beiträge hiezu liefern können.

Zweites Capitel.

Was ein Volk, eine Nation und einen Staat bildet **).

Sobald eine Nation auftaucht, hat sie in sich schon das erforderliche Lebensprincip, ihre Existenz zu sichern und im Nothfalle zu vertheidigen.

Eine Nation bildet sich nicht immer aus gleichartigen Elementen; ziemlich oft ist sie im Gegentheil nur das Resultat einer Invasion und Vermengung von Siegern und Besiegten. Auf den Ueberresten eines untergegangenen Volkes bildet sich ein neues. Die Geburt kannmehr oder weniger langsam und schwierig

*) Vergl. Planta: Die Wissenschaft des Staates B. II. S. 120 ff.

**) Vergl. J. v. Eötvös: Einfluß der herrschenden Ideen rc. 1. Th. S. 75 u. f. D. Uebers.

sein; die Zeit muß ausreichen, um die Leidenschaften zu beruhigen und die Demarcationslinie zwischen Unterdrückern und Unterdrückten zu verwischen. Alsdann läßt sich wohl Jeder bereit finden, zum Vortheile des Ganzen einen Theil seiner Individualität zu opfern.

Was er dabei aufzugeben hat, giebt er mit um so größerer Pünktlichkeit hin, als er vom Gefühle der Nothwendigkeit durchdrungen ist, die Einheit zu erhalten und der Regierung Kraft genug zu verleihen, um gemeinschaftlichen Gefahren begegnen zu können. Ein solcher Vertrag wird nicht in solenner Weise abgeschlossen; er macht sich gewissermaßen ohne Vorwissen der Contrahenten selbst. Jeder will das, was er hat und die zurückbehaltene Portion Freiheit ruhig genießen. Nur, wenn man dieser Garantieen sicher ist, erkaltet der Gemeinsinn und die Selbstsucht tritt wieder hervor; dann geht auch eine Nation, des ihr von jedem ihrer Bürger geschuldeten Tributs beraubt, allmälig ihrer Kräfte verlustig und ihrem immer wahrscheinlicher werdenden Untergange rasch entgegen.

Eine Nation kann, ohne ihre Existenz aufzugeben, ihre Regierungsform wechseln; so folgten bei der römischen Nation Königthum, Republik und Kaiserreich aufeinander; sie kann sich auch in verschiedene Staaten zerspalten, wie ehedem die griechische und neuerdings die deutsche Nation. Zuweilen ist die Gestaltung eines Staates das Resultat politischer Anordnungen, an denen das Volk nicht den geringsten Antheil genommen hat. Ein so neugebildetes Volk, das fremden Händen oder irgend einem Unterdrücker seine Einheit verdankt,

ist auch weniger geneigt, diese seine nationale Einheit zu respectiren; die natürliche oder auf gemeinschaftlichem Ursprunge beruhende Einheit dagegen, die recht eigentlich die Nation begründet, übt einen weit tieferen und nachhaltigeren Einfluß aus. Das griechische Volk theilte sich in verschiedene Staaten, bildete aber immer nur eine einzige Nation; auch die italienische Nation hat bei aller Zerstückelung stets eine Tendenz zur Wiederherstellung ihrer Einheit bewahrt.

Der Selbsterhaltungstrieb, der die menschlichen Vereinigungen und den ersten Keim der Nationalität bildet, verbindet zuweilen auch verschiedene Völker miteinander, Angesichts eines gemeinschaftlichen Feindes, der ihre Existenz bedroht. So haben sich im Mittelalter die christlichen Völker verbündet, um den Einfall der Saracenen zurückzuweisen und ebenso später, um die Fortschritte des Islamismus selbst zu bekriegen.

Zur Machtentfaltung einer Nation ist erforderlich, daß alle Theile dieses großen Körpers in strengem Gleichgewichte ihre Funktionen verrichten, die einzelnen Glieder müssen harmonisch wirksam sein, sobald die leitende Geisteskraft sie in Bewegung setzt. Nur durch eine solche kräftige Constitution gelang es der griechischen Nation, trotz ihrer numerischen Schwäche, nach und nach alle die asiatischen Heerschaaren, die ihr Land zu überschwemmen gedachten, zu überwinden und ebenso ist Rom die Gebieterin der Welt geworden.

Eine der ersten Bedingungen eines dauernden Bestandes bei einem Volke ist die Regierungsform.

Begreiflicherweise giebt es unter all den politischen Combinationen stets eine, die ihm mehr als alle anderen convenirt und mit möglichst wenigen Opfern für die Einzelnen, Diesen alle nur wünschenswerthen Garantieen bietet. Je nachdem der Gesetzgeber sich davon mehr oder weniger entfernt, macht er den Fortbestand der Nation, deren Geschicke ihm anvertraut sind, auch mehr oder weniger problematisch.

Da alle Völker nicht gleiche Bedürfnisse haben, haben sie folglich auch nicht alle gleiche Opfer zu bringen. Diese hängen vielmehr von dem bewohnten Territorium, von dem Grade der Reife, zu der sie gelangt, von ihrem besonderen Charakter und unendlich vielen sonstigen Ursachen ab.

Es giebt in dieser Beziehung nichts Absolutes; eine Verfassung, die einem Volke convenirt, würde einem anderen wesentlich schädlich sein *); noch mehr: sie kann einem im Entstehen begriffenen Volke ganz und gar anpassend sein und ihm in einer anderen Lebensepoche nicht mehr entsprechen. Völker, wie Individuen, wechseln je nach dem Lebensalter ihre Bedürfnisse.

Die Erfahrung scheint zu beweisen, daß die monarchische Regierungsform die einer entstehenden Nation am meisten entsprechende ist. Die ganze Lebensthätigkeit concentrirt sich während der Jugend mehr auf einem Punkte. Die ältesten Reiche, namentlich das assyrische und ägyptische, sind während der ganzen langen Dauer

*) Montesquieu Espit des lois, livre I, ch. 3.

ihres Bestehens von Königen regiert worden. Auch die griechischen Republiken hatten mit der monarchischen Regierung den Anfang gemacht und ebenso ist es mit der römischen Nation gewesen.

Die ersten Lebensepochen der modernen Völker zeigen dieselbe Regierungsform; die Macht findet sich gewöhnlich in einer Hand vereinigt; bei einigen strebt in vorgerücktem Alter die Gewalt, sich zu theilen; die constitutionellen Regierungen bilden eine Zwischengattung zwischen der Monarchie und Republik. — Man wird mir vielleicht einwenden, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika mit der republikanischen Form debutirten; man vergesse aber nicht, daß das dortige Volk kein eigentlich neues gewesen, sondern als ein Bruchtheil der englischen Nation anzusehen ist, der nach erlangter Volljährigkeit sich vom Mutterlande emancipirt und gewaltsam losgerissen hat.

Wenn ein Volk altert und in Verfall geräth, dann bemerkt man an ihm dieselbe Schwäche und gleiche Bedürfnisse, wie bei der Kindheit. Die Gewalt legt sich wieder in eine Hand. Rom endigte, wie es begonnen hatte, mit Anerkennung von Herrschern unter anderen Namen.

Ich habe bereits bemerklich gemacht, daß Jeder als Mitglied des Staates einen Theil seiner individuellen Freiheit aufopfert; der Theil ist größer oder kleiner und für das dargebrachte Opfer wird der Schutz eingetauscht, den man für Person und Eigenthum gewinnt. Soll der Contract ein billiger sein, so muß die erlangte Wohlthat dem gezahlten Preise entsprechen.

Man begiebt sich eines Theils seiner Freiheit, um mit Sicherheit der übrigen genießen zu können.

Was kann mir daran liegen, unter einer freien Regierung zu leben, wenn die Freiheit an Zügellosigkeit streift, wenn Jeder, ähnlich, wie im Naturzustande, mich benachtheiligen kann, ohne daß die Gesetze die nöthige Kraft haben, mir Schutz zu verleihen! —

Auf der andern Seite kann der mir für Person und Eigenthum geleistete Schutz ein sehr nachdrücklicher, meine individuelle Freiheit aber bis zu völliger Vernichtung eingeschränkt sein.

In den Repräsentativverfassungen hat man unter dem Namen von Deputirten, oder Volksrepräsentanten, und von Pairs oder Senatoren der Executivgewalt Vertheidiger des demokratischen Elementes und Privateigenthums an die Seite gesetzt. Ihres Amtes ist es dann, in gerechter Weise abzuwägen, was jeder Einzelne der Regierung schuldig ist.

Ein Staat mit unumschränkter individueller Freiheit ist undenkbar. Wenn indeß auf der einen Seite der natürliche Selbsterhaltungstrieb uns vorschreibt, uns den Gesetzen zu unterwerfen und nur eines Theils unsrer Freiheit in unserem eigenen Interesse uns zu entäußern, so gebieten uns aber auf der andern Seite auch Natur und Menschenwürde dafür zu sorgen, daß dieser Bruchtheil so klein als möglich sei. Auf diese Minderung müssen also alle unsre Anstrengungen gerichtet sein, nöthigenfalls auch gegen den Willen der Staatsgewalt. Es ist auch nothwendig, daß ein Staat nicht allein stark im Innern, sondern auch nach

außen angesehen ist; denn hievon hängt die Achtung ab, welche die Einzelnen, von denen er gebildet wird, in der Fremde genießen. Es ist damit bei Völkern, wie bei Familien: man schließt sich ihnen dann nur wahrhaft an, wenn es eine Ehre ist, ihnen anzugehören. Diejenigen, die nicht durch Macht, Reichthum oder stolze Vergangenheit sich auszeichnen können, müssen durch Entwicklung der Industrie, Künste und Wissenschaften sich Achtung zu erringen suchen. Die mächtigsten Völker der Erde duldeten nie eine Verletzung ihres Banners, weil sie wohl fühlten, daß eine Schwächung ihrer moralischen Macht eines der sichersten Bande ihres ganzen Bestandes lockern würde.

Was nützt es, daß ein seidener Lappen, an die Spitze einer Stange gesteckt, ein Bischen höher oder niedriger als ein anderer gestellt wird? Wenn aber dieser Lappen das Bundeszeichen eines Volkes ist, verhält die Sache sich anders, zumal, wenn man mit dem Aufgeben auch nur einer Zollbreite davon Tausende von Menschen opfern und die schönsten Provinzen der Verwüstung aussetzen würde. So mächtig ist die Meinung und so sehr will sie geachtet sein.

Drittes Capitel.

Größe der Staaten.

Wenn sich ein Staat in den günstigsten Umständen erhalten will, muß er sich in den richtigen Grenzen

halten. In einem zu großen Körper circulirt das Leben nur mit Mühe bis in die Extremitäten; die Verwaltung wird schwer; die Regierung sieht sich außer Stande, allen Bedürfnissen gerecht zu werden, sie muß eine beträchtliche Menge vermittelnden Triebwerks anwenden, wodurch die Maschine complicirt und an harmonischer und rascher Verrichtung ihrer Functionen behindert wird.

Auf der andern Seite kann ein zu kleiner Staat seine Mitglieder nicht mit dem erforderlichen Nachdruck schützen; er wird in mannichfacher Beziehung seinen Nachbarn zinspflichtig, so daß die Wohlthaten, auf welche die Einzelnen ihm gegenüber begründeten Anspruch haben, mit einem Male problematisch und mit großen Lasten verknüpft werden.

Dazu kommt, daß die Staaten von zu kleiner Ausdehnung sich in die Unmöglichkeit versetzt sehen, große Dinge auszuführen, die außer den Vortheilen, welche die Einzelnen daraus ziehen, der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft dienen.

„Sowie die Natur dem Wuchse eines gesunden Menschen gewisse Grenzen gesetzt hat, außer denen sie nur Riesen oder Zwerge hervorbringt, so giebt es auch," sagt Rousseau*), „rücksichtlich des bestmöglichen Staatskörpers gewisse Grenzen seines Umfangs, auf daß er weder zu groß werde, um gut regiert werden zu können, noch auch zu klein, um sich selbst erhalten zu können. Für jeden politischen Körper besteht ein gewisses Maß

---

*) Contrat social, chap. IX.

von Kräften, das nicht überschritten werden darf und aus Vergrößerungssucht gar oft verletzt wird. Je mehr aber das gesellschaftliche Band ausgedehnt wird, desto schlaffer wird es, und im Ganzen ist ein kleiner Staat verhältnißmäßig stärker, als ein großer." —

Die Beweise, die der Philosoph von Genf für diese seine Ansicht zusammenträgt, sind scharf und schlagend auseinandergesetzt. Uebrigens wäre es begreiflicherweise ein Ding der Unmöglichkeit, ein absolutes Maß festzusetzen, das gleichmäßig auf alle Staaten sich anwenden ließe. Eine solche Gleichförmigkeit der Völker wäre noch naturwidriger, als eine gleichförmige Größe bei den Einzelmenschen, da hiebei außer den natürlichen Maßverhältnissen auch noch andere Elemente, wie Wohnsitz, Sitten und Religion, in Betracht zu kommen haben.

Ein Volk, das am Meeresufer wohnt, und mit Hülfe der Schifffahrt sich gewissermaßen in's Unendliche ausdehnen kann, wird weniger das Bedürfniß fühlen, seine Grenzen nach der Landseite hin vorzurücken. Ist sein Territorium von Bergen eingeschlossen, wird es sich mit diesen natürlichen Grenzen begnügen und sich nicht bemühen, dazu noch willkürliche Grenzen zu fügen, deren Erhaltung weniger sicher wäre.

Walteten blos zufällige Umstände bei der Formation der Staaten und deren Begrenzung, so würde man zu der bemerkenswerthen Consequenz gelangen, daß in Wirklichkeit eine den menschlichen Bedürfnissen angepaßte Mittelgröße existirte, und alle Staaten von diesem Normalterritorium nur in a priori

bestimmbaren, entweder darüber hinaus gehenden oder darunter bleibenden Differenzen abwichen. Ihre Ausdehnung würde dann durch das Gesetz der zufälligen Ursachen geregelt, dessen Anwendung bei allen Erscheinungen der Natur und Gesellschaftsordnung sich so ergiebig zeigt. Aber ein solcher Stand der Dinge kann in der Wirklichkeit nicht gedacht werden. Der Staaten sind zu wenige und die zufälligen Ursachen, wodurch ihre Grenzen bestimmt werden, zu mannigfach, als daß ihre Wirkungen sich ausgleichen könnten.

Die vortheilhafteste Form wäre scheinbar noch ein Bund von zahlreichen kleineren Staaten, wenn die Erfahrung nicht zeigte, daß ein Bund nur bei durchaus gleichartigen Völkern und da, wo das Bedürfniß der Vereinigung auch deren Stärke erhält, möglich ist. Im Uebrigen bilden sich dergleichen Verbindungen nur um den Preis gewisser Opfer und es muß sich dann die individuelle Freiheit statt einer einfachen Abhängigkeit schließlich eine doppelte gefallen lassen.

Viertes Capitel.

Mittlere Dauer der Nationen und Staaten.

Alle organische Wesen haben im Kreislaufe ihres Daseins fast dieselben Phasen zu durchlaufen. Der Kreislauf eines jeden derselben ist länger oder kürzer und steht scheinbar in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Größe, oder irgend einer ihrer son-

stigen physischen Eigenschaften. Ganz ebenso ist es bei Völkern; ihre Lebensdauer ist sehr ungleich: die einen tragen von Geburt schon den Keim ihres nahen Verfalls in sich; andere dagegen, mit starker Constitution begabt, trotzen kräftig jeder drohenden Zerstörung. Betrachtet man jedoch die Völker unter einem allgemeinen Gesichtspunkte, so wird man finden, daß sie eine mittlere Lebensdauer haben, die sich bestimmen läßt. Ich werde hier diese Berechnung nicht zu begründen suchen, so viel Interesse es auch haben mag, sondern mich darauf beschränken, einen flüchtigen Blick auf die Lebensdauer der hauptsächlichsten Reiche zu werfen, um damit versuchsweise einen Schritt zur Lösung dieser interessanten Aufabe zu machen.

Ich will zunächst zwei der ältesten Reiche betrachten, deren die Geschichte Erwähnung thut, da ihr Ursprung nahezu bis zur Zeit der Sündfluth hinabreicht, ich meine: das assyrische und das ägyptische Reich.

Die Gründung des ersteren Reiches wird Assur, dem Enkel Noë's, zugeschrieben und auf das Jahr 2347 vor Christi Geburt zurückgeführt*). Nach einer Dauer von 1580 Jahren wurde dieses Reich von Arbaces zerstört, der den Sardanapal gezwungen, sich in Ninive einzuschließen und sich selbst zu entleiben.

Die Thronfolge der ägyptischen Könige geht nach Rollin**) bis auf Menes oder Mesraïm, den Sohn

*) S. d. Anm. 3 in d. Rechtsencyclopädie v. Ahrens B. I. S. 222. Anm. d. Ueb.

**) histoire ancienne, tome 6. p. 662.

Cham's, um das Jahr 2188 vor Christi Geburt zurück. Andrerseits weiß man, daß das ägyptische Reich nach dem Tode des Königs Psammenit zerstört wurde und nach einer Dauer von 1663 Jahren unter die Herrschaft der Perser gerieth *). „Ein solcher sechszehn Jahrhunderte überdauernde Bestand ist," wie Bossuet **) bemerkt, „eine ziemlich schöne Lebensdauer."

Die zwei ältesten Reiche, deren Trümmer noch vorhanden sind, haben also fast eine gleiche Lebensdauer und waren beide ununterbrochen von Königen regiert ***).

Das jüdische Volk seinerseits verdient eine besondere Aufmerksamkeit, sowohl wegen seines hohen Alters, wie auch wegen der Rolle, die es in der Geschichte gespielt hat †). Vierzig Jahre nach seinem Auszuge aus Aegypten und 1451 Jahre vor Christi Geburt ließ es sich in dem Lande der Verheißung nieder, begründet daselbst einen Staat und Josua wird, unter dem Titel eines Richters, sein erster Führer. Nachdem es mehrfache Umwälzungen erfahren hatte und sein Landesgebiet in eine römische Provinz

*) S. dazu die Anm. in Ahrens Rechtsencyclopädie B. I. S. 218. Anm. d. Ueb.

**) Discours sur l'Histoire universelle, 3e partie, ch. III.

***) S. Hinrichs: die Könige u. Fr. v. Callot: der Orient u. Europa, Leipz. 1854. Th. VI. Anm. d. Ueb.

†) S. Deutsche Vierteljahrschrift Jahrg. 1848. 4. Hft. Jost: Allgem. Geschichte d. Israeliten B. I. S. 1 ff. u. Salvador: Gesch. d. mosaisch. Institut. B. I. das Vorwort. Grätz: Gesch. d. Juden, Einleitung. Anm. d. Ueb.

verwandelt war, empörte sich das jüdische Volk und wurden seine Angehörigen einundsiebzig Jahre nach Christi Geburt als Sclaven verkauft, so daß man auf die Dauer seiner nationalen Existenz 1522 Jahre rechnen muß.

Das griechische Volk constituirte sich als Staat etwa um dieselbe Zeit wie das jüdische Volk. Die Gründung des Königreichs der Athener fällt in das Jahr 1556, die des lacedämonischen Königreichs in das Jahr 1520 vor Christi Geburt. Gegen dieselbe Zeit verließen auch Cadmus Phönizien und Pelops Kleinasien, um sich in Griechenland niederzulassen, so daß man wohl in diesen entfernten Zeitpunkt die Entstehung der griechischen Nation zurückverlegen kann, deren Gebiet dann im Jahre 146 vor Christus in eine römische Provinz verwandelt wurde. Griechenlands Bestand als selbstständiger Staat dauerte demnach 1410 Jahre.

Das römische Reich, das sich so gewaltig entfaltete und bestimmt schien, alle übrigen Reiche zu verschlingen, hat nicht einmal so lange gedauert. Seine Entstehung fällt in das Jahr*) 654 (??) vor der christ-

---

*) Weßhalb Quetelet hier das Jahr 654 und nicht 754 a. C. als das Jahr der Entstehung des römischen Volkes annimmt, ist nicht recht einzusehen. Die Annahme eines Druckfehlers ist durch die für die Dauer des römischen Volkes angegebene Zahl von 1129 Jahren ausgeschlossen.

Nach Mommsen's römischer Geschichte B. I. in der Einleitung muß übrigens die römische Aera überhaupt als unhaltbar betrachtet werden. Anm. d. Uebers.

lichen Zeitrechnung und sein völliger Untergang in das Jahr 475 nach dieser Zeitrechnung. Es hat demnach eine Dauer von 1129 (?) Jahren gehabt.

Wenn man nun 1580 Jahre auf die Dauer des assyrischen, 1663 auf die des ägyptischen, 1522 auf die des jüdischen Reiches, 1410 auf die Griechen und 1129 auf die Römer rechnet, so wird man 1461 Jahre als die mittlere Zeitdauer dieser fünf am stärksten in der Geschichte wiederhallenden Reiche herausfinden. Ein eigenthümliches, rein zufälliges Zusammentreffen ist es wohl, daß diese Zeitdauer mit der Sothiakischen oder Hundsstern-Periode der Aegyptier genau übereinkömmt; in die Zeitdauer dieser letzteren Periode war auch die Lebensdauer des Phönix eingeschlossen. Dieser Vogel bildete in der Wiedergeburt aus seiner Asche das Emblem des jedesmaligen Zusammentreffens der ägyptischen und indischen Zeitrechnung.

Die Nationen haben nothwendig eine längere Dauer als die Staaten; sie gehen in der Regel durch Invasion fremder Völker und, wenn sie anderen Gesetzen unterworfen werden, unter. Es kann auch vorkommen, daß eine Nation ihren selbstständigen Bestand verliert, ohne daß das Volk untergeht. Das jüdische Volk ist davon ein Beispiel; es hat alles das bewahrt, was eine Nation constituirt, wenn auch nicht seine Magistrate, Gesetze und sein Landesgebiet, das es aufgeben mußte.

Griechenland hat zwei Staatsformen durchlaufen; es hat 556 Jahre lang unter Königen und 854 Jahre lang unter der Republik gelebt.

Rom hatte 145 *) Jahre das Königthum, 478 Jahre die Republik und 506 Jahre das Kaiserreich.

Das jüdische Volk sah gleichfalls drei Regierungsformen aufeinander folgen: die der Richter 476 Jahre, die der Könige 920 und die der Republik 121 Jahre lang. Die drei Reiche, die sich auf den Trümmern des altassyrischen Reiches gebildet haben, dauerten alle drei 211 Jahre, bis zur Zeit nämlich, wo Cyrus das persische Reich gründete, welches seinerseits 206 Jahre dauerte **).

Die mittlere Dauer der zehn zuletzt besprochenen Regierungen beträgt 448 Jahre, also etwas über ein Drittheil des Bestandes einer jeden der zuerst besprochenen Nationen.

Werfen wir einen Blick auf die so glanzvoll im Alterthum auftauchenden Städtegründungen, so begegnen uns nacheinander Tyrus, Carthago und Syracus.

Nun giebt uns Rollin's Geschichtswerk folgende Anhaltspunkte:

Das alte Tyrus, das im Jahre 1252 vor Christi Geburt gegründet worden war, wurde von Nebucadnezar, König der Assyrer, 572 vor Christus, folglich nach einer Dauer von 680 Jahren, zerstört. Die Einwohner zogen sich auf eine benachbarte Insel zurück, wo sie eine neue Stadt bauten, die von Alexander dem Großen und Antigonus genommen wurde. Letzteres

*) 245 (?) A. d. Ueb.

**) Rollin, Histoire ancienne, tome 6, tableau chronologique, p. 672.

Ereigniß fand im Jahre 259 vor Christus statt. Es brach die Macht dieser Stadt, vernichtete sie aber nicht.

Carthago, im Jahre 846 vor Christus gegründet, wurde von Scipio nach 701jährigem Bestehen zerstört, und ließen die Römer da auch nicht das geringste Denkmal stehen.

Syracus, das 709 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gegründet worden war, wurde 501 Jahre nachher von Marcellus erobert und dem römischen Reiche einverleibt.

Diese drei merkwürdigen Städte haben eine mittlere Lebensdauer von 627 Jahren gehabt, eine geringere Dauer also, als die zwei Republiken, die in neuerer Zeit dieselbe Rolle gespielt haben; ich meine Venedig und Genua. Die Inseln von Venedig, die bis zum Jahre 697 durch Tribunen regiert worden waren, vereinigten sich um diese Zeit unter einer gemeinsamen Regierung und wählten Paul Anafest zum Chef derselben. Das war der Anfang dieser so mächtigen, durch elf Jahrhunderte fortdauernden Republik. Genua machte sich von ihr im neunten Jahrhundert unabhängig und diese Nebenbuhlerin von Venedig unterlag mit ihr gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, so daß auch diese Republik neun bis zehn Jahrhunderte gedauert hat.

Die Lebensdauer der Städte ist dem regelmäßigen Spiele der zufälligen Ursachen nicht mehr unterworfen, als die Dauer oder Ausdehnung ganzer Nationen; man kann auch ihnen einen mittleren Werth beilegen, wie dem Leben des Menschen; jede

besondere Stadt aber trägt in sich selbst die speziellen Bedingungen von Tod und Leben. Man könnte also höchstens für die Städte eine den menschlichen Sterblichkeitstabellen analoge Tabelle anlegen; eine solche würde aber nicht viel Aussicht auf Genauigkeit haben. Zunächst ist die uns von der Geschichte gebotene Zahl von Beobachtungen äußerst gering, und andrerseits sind Anfang und Ende einer Stadt nicht in so scharf markirter Weise vorliegend, wie die beiden äußersten Punkte des Menschenlebens.

Fünftes Capitel.

Bevölkerungstheorie *).

Das höchste Wesen konnte, indem es die verschiedenen Thier- und Pflanzengattungen schuf und sie seiner harmonischen Weltordnung einfügte, nicht daran denken, ihnen nur ein flüchtiges Dasein zu schenken, wie es bei den Individuen, aus denen sie zusammengesetzt sind, der Fall ist. In jeder Gattung trägt vielmehr Alles das Gepräge der Fortdauer an sich.

*) Riecke a. a. O. S. 287 u. f. und L. Stein a. a. O. S. 85 ff. Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, S. 434 ff. M. Wirth: Grundzüge der Nationalökonomie S. 448 ff. Marlo: System der Weltökonomie B. II. S. 353 ff. u. S. 376 ff. Bernoulli a. a. O. und Grundsätze der polit. Oekonomie rc. v. J. S. Mill in der deutschen Ausgabe von Soetbeer Auf. II. S. 511 ff. D. Ueb.

Thiere und Pflanzen werden in aufsteigender, zum Theil sehr rascher Progression wiedererzeugt. Wäre es anders, so würden diese Gattungen bald ganz verschwinden, selbst wenn jedes Individuum zwar seines Gleichen erzeugen, aber nie von diesem Gesetze, weder in mehr noch in weniger abweichen dürfte, und würde in der That dann jeder vorzeitige Todesfall nothwendig einen unwiederbringlichen Verlust verursachen.

Ganz dasselbe gilt von der menschlichen Gattung. Erfahrung und Vernunft zeigen übereinstimmend, daß eine natürliche Tendenz zur Fortpflanzung, und zwar in aufsteigender geometrischer Progression, uns innewohnt. —

Dieses seit lange erkannte und in zahlreichen Schriften, insbesondere von Malthus erwiesene, Gesetz ist noch von Keinem ernstlich bestritten worden *).

Wie kommt es nun, daß das menschliche Geschlecht nicht seit lange schon die ganze Oberfläche der Erde bedeckt? Dieselbe Frage könnte man aber auch bezüglich aller anderen lebenden Wesen der Schöpfung aufwerfen; denn sie alle haben, wie gesagt, eine gleiche Tendenz, sich in geometrischer Progression zu vermehren und einige derselben haben diesen Naturtrieb in

*) S. dagegen: Journal des Economistes B. 35. S. 133, 286, 428 u. 430; Zeitschrift des Statistischen Bureaus des Königl. sächsischen Ministeriums des Innern No. 9 und Elémens de Statistique humaine ou Démographie comparée, par A. Guillard, Paris 1855, p. 321 ff. D. Ueb.

unendlich höherem Grade, als der Mensch. Und doch sehen wir alle Arten numerisch in Grenzen bleiben, die sie niemals überschreiten.

Diese Grenzen bestehen auch für den Menschen. Es muß demnach eine Ursache vorhanden sein, welche gegen die Wirkungen des obigen Gesetzes ein Gegengewicht bildet und unsre Gattung verhindert, sich in's Unendliche zu vermehren. Nach der Annahme der größeren Mehrheit der neueren Oekonomiker und Statistiker läge dies in der Schwierigkeit begründet, sich Subsistenzmittel zu verschaffen. Eine fortschreitende Aufklärung und ein rationeller Betrieb der Landwirthschaft kann, wie sie meinen, die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhen, aber die Vermehrung der Bodenerzeugnisse auf einer gegebenen Bodenfläche wird niemals mit der Geschwindigkeit, in der sich die auf ihr lebende Bevölkerung vermehrt, gleichen Schritt halten. Da indeß die Ausdehnung der Erdoberfläche ihre Grenzen hat, so muß doch ein Zeitpunkt eintreten, wo die Erde nicht genug mehr für ihre Bewohner erzeugen kann, wenn diese immerfort ohne Aufenthalt sich fortpflanzen würden.

Die Störung des Gleichgewichts kann sich schon zeigen, ohne daß man über die europäischen Grenzen hinausgeht. Diese Prinzipien konnten so lange bestritten werden, als Kriege und die übrigen Geißeln, durch welche die Menschen decimirt wurden, dem Wachsthum der Bevölkerung hinderlich genug waren, um jede Furcht vor den Folgen des Mangels auszuschließen.

Seitdem aber ein tiefer Friede den verschiedenen

europäischen Bevölkerungen freie Entwicklung gestattet, ist man an manchen Orten zur Einsicht gekommen, daß man nicht mehr weit von dem Punkte sei, wo es an den erforderlichen Subsistenzmitteln fehlen könnte *).

Die Unzulänglichkeit der Produkte macht sich insbesondere dann fühlbar, wenn Mißwachs die Ernten unter den Normal-Ertrag herabdrückt. Was zu erhöhten Preisen aus dem Auslande etwa importirt wird, reicht lange nicht aus, die Ausfälle zu decken; die Entbehrungen der unbemittelten Classen raffen nun ihre Opfer hinweg und die Ueberanstrengungen, welche die Arbeit machen muß, um sich auch nur den nothdürftigsten Unterhalt zu verschaffen, untergräbt vollends die kräftigsten Constitutionen und erzeugt eine reißende Sterblichkeit.

In Ländern, wo die Bevölkerung zu einer so verhängnißvollen Höhe herangewachsen ist, muß natürlich das Gefäß überlaufen, und der Ueberschuß zu Grunde gehen. Es lassen sich nur zwei Wege denken, einer solchen Krise vorzubeugen: entweder muß der Bevölkerung ihre Tendenz, sich über ihre Grenze hinaus zu vermehren, genommen, oder es müssen die Subsistenzmittel vervielfältigt werden. Darunter verstehe ich aber nicht blos, daß der Boden ergiebiger als vorher gemacht, sondern auch alle sonstige Produktion erhöht werden müßte, um auch dem Volke die Mittel zu geben, im Nothfalle zu erhöhten Preisen die

*) S. Ducpetiaux im Bulletin de la Commission Centrale de Statistique t. VI. p. 524 u. f. D. Uebers.

Nahrungsmittel kaufen zu können, die etwa aus dem Auslande zur Deckung des inländischen Mindererertrags bezogen werden.

Wenn die Bodenerzeugnisse allein die Bevölkerung regelten, würden die Krimm und die übrigen Länder, die Europa mit Getreide versehen, bald eine so unmäßige Bevölkerung haben, daß sie an keine Ausfuhr mehr denken könnten; der lebendige Mensch braucht aber noch andere Dinge, als Brod. Das eine oder andere Binnenland von Europa könnte vielleicht keinen Hektoliter Weizen erzeugen und doch mehr produciren, als die Krimm.

Welche Anstrengungen der Mensch aber auch machen mag, gegenüber seiner reißenden Tendenz zur Fortpflanzung muß jedes Heilmittel sich bald als ungenügend erweisen.

Diese Tendenz ist also zunächst zu bekämpfen *); Krieg, Hungersnoth, Epidemieen, Beschränkungen der Freiheit und Aufklärung, wodurch die Bevölkerungen verdünnt werden, und viele andere Geißeln haben in barbarischen und auch in, uns nicht gar so fern liegenden Zeiten diese Aufgabe übernommen. Seitdem es an solchen Ableitungskanälen fehlt, haben sich manche Völker durch Auswanderung zu helfen gesucht. So wandern aus Deutschland jährlich sechszig bis achtzig Tausende **) seiner Bewohner nach Nordamerika aus.

---

*) S. Roscher a. a. O. S. 258 u. ff. D. Ueb.

**) Im Jahre 1847 sogar 109,000 und im Jahre 1851 112,000 nach Gäbler in Hübner's „Jahrb f. Volksw. u. Statistik I. S. 263 ff.; aus Irland im J. 1852 368,000 Seelen. S. Roscher a. a. O. S. 497. A. d. Ueb.

Aber diese Auswanderungen verursachen manche Kosten und sind nur vorübergehende Palliativmittel gegen das Uebel, dessen Lauf sie im Grunde doch nicht aufhalten können.

In Bayern suchte man unüberlegte Heirathen gesetzlich zu verhindern *), indem man die Eingehung der Ehe allen Denen untersagte, die gewisse Bedingungen nicht erfüllen konnten. Um aber ein Uebel zu heilen, hat man ein anderes, viel größeres hervorgerufen. Hat man damit nicht geradezu die Familie zerstört? in der That kommt dort die Anzahl der unehelichen Kinder nahezu der der ehelichen gleich **).

Die Gründung von Klöstern zur Beförderung eines beschaulichen Lebens, unter der Verpflichtung zum Cölibate, würde gleichfalls auf das in Rede stehende Uebel heilsam einwirken.

In China ***), das schon seit längerer Zeit an Uebervölkerung leidet, nahm man zu abscheulichen Mitteln gegen das einreißende Uebel seine Zuflucht. Man weiß, welch beklagenswerthes Geschick die Neugeborenen

---

*) S. Roscher a. a. O. S. 258. D. Ueb.

**) Diese Angabe dürfte denn doch auf einem Irrthum beruhen, s. Horn a. a. O. S. 273 u. f. und Herrmann, Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern Heft III. D. Ueb.

***) S. über dessen Bevölkerungsverhältnisse: Sacharow, Histor. Uebersicht der Bevölkerung von China im ersten Bd. der Veröffentlichungen der russischen Mission. Ausland 1853. S. 1170. A. d. Ueb.

erwartet, wenn deren Anzahl eine beunruhigende Höhe erreicht *).

Die Griechen hatten trotz ihrer unaufhörlichen Kriege und zahlreichen Colonieen ebenfalls gegen die Gefahr der Uebervölkerung Vorsorge getroffen. Wiewohl in der glücklichsten physischen Lage von der Welt, erkannten sie doch die menschliche Tendenz, bei der Fortpflanzung die durch die Bodenfruchtbarkeit gezogene Grenze zu überschreiten; und bei ihnen waren Abtreiben der Leibesfrucht, selbst Kindermord noch keine Verbrechen, wie in der christlichen Gesellschaft. Aristoteles, einer ihrer größten Philosophen, übernahm sogar die Vertheidigung dieser Präventivmittel, die in unseren Tagen von der Moral und Justiz gleich sehr geächtet sind. Auch durch Schändlichkeiten, die unglaubhaft wären, wenn nicht die vorzüglichsten Dichter derselben sie gefeiert hätten, strebten sie in den Gang der Natur einzugreifen **).

Man sieht also, daß man zu allen Zeiten und aller Orten sich mit den Gefahren beschäftigt hat, welche die übermäßige Fortpflanzungstendenz der Menschen nach sich zieht und derselben durch die verschiedensten Mittel entgegenzuwirken gesucht hat.

Trotz der Erfahrungen der Vergangenheit und der

---

*) Die Zahl solcher ausgesetzten Kinder wird für Peking allein auf 2000 im Jahre angegeben. S. Die gegenwärtige Staatenwelt von Dr. Hugo Eisenhart B. 1. S. 123 ff.
D. Ueb.

**) S. Roscher a. a. O. S. 451 und die Anmerkung daselbst. D. Ueb.

Fortschritte der Gesellschaftswissenschaften aber läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß selbst heute noch die Schwierigkeit eines genügenden Heilmittels gegen dieses Uebel keineswegs gehoben ist. Den besten Beweis dafür liefert wohl das schwankende Verhalten der ökonomischen Schriftsteller in dieser Beziehung.

Wir haben sittliches Gefühl und Religion genug, um nicht in die abscheulichen Ausschreitungen der alten Völker zu verfallen, nicht genug aber, um die Tugenden zu üben, die uns am Rande des Abgrunds noch retten könnten. Die Vorsicht müßte vorerst uns die Verpflichtung auferlegen, unbesonnene Verbindungen zu vermeiden und uns wohl zu hüten, keinen Kindern das Leben zu geben, die wir nicht zu ernähren im Stande wären. Man wird vielleicht sagen, daß es unzulässig sei, einen natürlichen menschlichen Trieb und den uns zur Fortpflanzung treibenden Instinkt zu unterdrücken. Ist das aber ein ernstlicher Einwurf und tritt etwa die katholische Kirche durch das priesterliche Cölibat mit der Moral in Widerspruch? Es kann sich übrigens nicht darum handeln, gesetzliche Eheverbote in's Leben zu rufen; es genügt schon die Mahnung zur Vorsicht und die Empfehlung des Cölibats an Diejenigen wenigstens, die sich außer Stande glauben, für ihren und ihrer Familie Unterhalt zu sorgen; es ist nur ein Akt der Menschlichkeit, der verlangt wird. Man wird sich übrigens nur an Leute wenden dürfen, die religiös und sittlich genug sind, sich nicht in andere noch sträflichere Exzesse zu stürzen.

Die Alten ließen Abtreibung und Kindesmord

zu; einige Neuere wollten der Natur freien Lauf lassen, ohne daß solche verbrecherische Mittel nothwendig würden, um die allzugroße Zunahme unsrer Gattung zu beschränken; — sie wollten nämlich die Heirathen erlauben, aber nur unter der Bedingung, daß deren Consequenzen vermieden würden. Wenn es gilt, dem Uebel näher an der Wurzel beizukommen, sind dann ihre Präventivmittel wesentlich von denen der Alten verschieden? Sie haben jedenfalls lebhafte Reklamationen hervorgerufen, die gleichzeitig gegen Diejenigen gerichtet waren, die sich darauf beschränkten, ein absolutes Cölibat für alle Die zu verlangen, die keine Familie ernähren könnten. Wie dem auch sein mag, man hat bei den wohlhabenden Familien eine minder große Fortpflanzungstendenz wahrzunehmen geglaubt, als bei dem niedern Volke. Läßt diese Verschiedenheit auf größere Sittlichkeit schließen, oder auf mehr Vorsicht? Dies wäre schwer zu sagen. Gewiß ist nur, daß bei den Volksklassen, wo das Elend Muthlosigkeit und Gesunkenheit erzeugt hat, Heirathen und Geburten im Ganzen sehr häufig sind; aber die Kinder steigen allerdings nur so zu sagen aus der Wiege in's Grab; neben großer Fruchtbarkeit findet man eine maßlose Sterblichkeit *).

„Von allen Gründen, die man bis jetzt für diese kurze Lebensdauer angeführt hat," sagt Benoiston de

---

*) S. Bernoulli a. a. O. S. 246 u. f. Roscher a. a. O. S. 441, Anm. 5 und Eisenhart a. a. O.
Anm. d. Ueb.

Châteauneuf bei Besprechung der Adelsfamilien *), „sind die ganz natürlich durch die Thatsachen gebotenen die allerwahrscheinlichsten . . . nämlich zunächst der Militärstand und dann der geistliche Stand; von diesen beiden Berufsarten, denen der größte Theil des Adels angehört, verpflichtet sie die eine, selbst das Leben zu lassen, und die andere, es Keinem zu geben. Ich kann diesen beiden Ursachen noch eine dritte hinzufügen: ich meine die große Menge von Kindern, die sie verloren, oder die, zum Mannesalter gelangt, unverheirathet gestorben sind" **).

Um in gleicher Linie mit dem übrigen Theile der Gesellschaft zu bleiben, müßten die großen adligen Familien stationär bleiben oder nur leichten Zuwachs bekommen. Bedenkt man aber, daß der Rest der Bevölkerung nur durch Beiziehung der unehelichen Geburten in diesem letzteren Stadium verharrt, so wird man begreiflich finden, daß, unter sonst gleichen Umständen, die adligen Familien, und überhaupt alle Familien, die sich nur durch legitime Geburten fortsetzen, wenig Chancen der Fortdauer haben. Das Niveau der Bevölkerung kann sich in der That nur durch eheliche und uneheliche Geburten erhalten; je zahlreicher nun aber diese letzteren Geburten sein werden, mit desto mehr Schwierigkeiten wird es unter sonst gleichen Verhältnis-

*) De la durée des familles nobles de France p. 792, tome 2 des Mém. de l'Académie royale des sciences morales et politiques.

**) S. Roscher a. a. O. S. 445 Anm 10. D. Ueb.

sen für die Familien verbunden sein, sich nur in direkter Linie fortzupflanzen.

Es muß, um es kurz zusammenzufassen, also ein Gleichgewichtsstand angenommen werden, gegen den sich fortwährend Gegentendenzen von Seiten der Bevölkerung geltend machen. Ist dieser Stand der Population erreicht, so consumirt ein Volk jährlich alles das, was es durch seine Arbeit produziren kann; und da es stets eine Tendenz zur Zunahme behält, so zaudert es nicht, falls es ihm an Vorsicht gebricht, die Grenze zu überschreiten, wo dann zur gewöhnlichen Sterblichkeit noch der Verlust des Ueberschusses hinzukommt, der sich gebildet hat. Diese Ueberschüsse gehen mehr oder weniger rasch zu Grunde, je nachdem die Jahrgänge mehr oder weniger Calamitäten mit sich führen.

Sogar schon vor Erreichung des Gleichgewichtsstandes zeigt die Bevölkerung eine merkliche Abnahme ihrer Vermehrungstendenz; sie schreitet zwar noch vor, aber ihr Gang wird schwieriger, wie wenn sie ein im Wege liegendes Hinderniß erst zu überwinden hätte.

Man kann sogar sagen, daß, je mehr die Vermehrungstendenz sich vergrößert, desto mehr auch die sich entgegenstehenden Hemmungen an Bedeutung gewinnen *). Es verhält sich hiemit, wie mit den übri-

---

*) Verhulst (Mémoires de l'Academie royale de Bruxelles t. XX.) glaubte die Hypothese aufstellen zu können, daß die Hindernisse der Bevölkerungszunahme sich im Verhältniß des Bevölkerungsüberschusses zur Totalbevölkerung vermehren.

gen Naturerscheinungen: Alles weist darauf hin, daß die Hindernisse wachsen, gleich wie die Quadrate der Geschwindigkeit, womit die Bevölkerung steigt. Es muß sich damit begreiflicherweise folgendermaßen verhalten: Die Bevölkerung erhält ihren Zuwachs durch eine Anzahl von Kindern, die einerseits einer erhöhten Sterblichkeit ausgesetzt sind und andrerseits zur Production der Subsistenzmittel nicht nur nichts beitragen, sondern diese sogar vermindern.

Sechstes Capitel.

Beschaffenheit einer guten Bevölkerung. Mittlere Lebensdauer. Maßstab der Bevölkerungskraft.

Der Staat hat das größte Interesse, von der jährlichen Anzahl der Geburten und Sterbefälle auf's Genaueste unterrichtet zu sein. Diese beiden Ziffern geben allein die ersprießlichsten Aufschlüsse über den Stand und physischen Werth der Bevölkerung.

Sind diese beiden Ziffern nämlich jedes Jahr einander gleich und alle Lücken, die der Tod gerissen, durch die Geburten ausgefüllt, so nennt man die Bevölkerung stationär. Ich setze dabei natürlich voraus, daß Ein- und Auswanderung im Gleichgewicht stehen; die Differenz der Ein- und Auswanderungsziffer ist übrigens in den verschiedenen Ländern in der Regel nur eine schwache.

Uebersteigt die Anzahl der Geburten diejenige der Sterbefälle, so ist die Bevölkerung eine wachsende, im entgegengesetzten Falle ist sie eine abnehmende.

Welcher Bevölkerungsstand von diesen dreien ist nun der beste? Welcher deutet am meisten auf Wohlbefinden und welcher spricht am meisten zu Gunsten der Regierung?

Im vorigen Jahrhundert noch nahm der beredte Verfasser des „gesellschaftlichen Vertrags" keinen Anstand, sich für eine zunehmende Bevölkerung zu erklären.

„Ich für meine Person," sagte Jean-Jacques Rousseau*), „wundre mich immer, daß man ein so leichtes Merkmal verkennen kann, oder doch nicht aufrichtig genug ist, es zuzugestehen. Was ist das Ziel der bürgerlichen Gesellschaft? Die Erhaltung und Wohlfahrt ihrer Mitglieder; und was ist das sicherste Zeichen ihrer Erhaltung und Wohlfahrt? Ihre Anzahl und ihr Bevölkerungsstand. So suche man denn nicht länger nach diesem so vielbesprochenen Anzeichen. Wenn, bei sonst gleichen Umständen, unter einer Regierung das Volk ohne fremde Beihilfe, ohne Ansiedelungen, ohne Colonieen immer mehr zunimmt, so ist diese Regierung zuverlässig die beste; diejenige dagegen, unter der die Bevölkerung abnimmt und zu Grunde geht, ist die schlechteste: Rechenmeister, eure Sache ist es also; rechnet, messet und vergleichet!" —

*) Le contrat social, livre III. ch. IX.

Man kann nicht wohl verständlicher reden. Hat jedoch der Genfer Gelehrte die Sache scharf genug in's Auge gefaßt, und war die Statistik zu seiner Zeit schon weit genug gediehen, um die Frage mit solcher Sicherheit zu behandeln? Es läßt sich zweifelsohne nicht in Abrede stellen, daß eine thatsächliche Zunahme der Bevölkerung im Allgemeinen ein Zeichen von Wohlbefinden ist; es ist aber zuweilen auch ein Zeichen von Elend, Leichtsinn und Nachlässigkeit. Ein rasches Wachsthum der Bevölkerung zeigte sich in letzter Zeit gerade bei Völkern, die mit Riesenschritten dem Pauperismus anheimfielen.

Es begreift sich ohnehin leicht, daß eine ununterbrochen zunehmende Bevölkerung ihrem Untergange unausweichlich entgegengehen und alsbald bei der Grenze anlangen wird, wo die Subsistenzmittel fehlen müssen.

Eine beständig abnehmende Bevölkerung wäre aber um nichts weniger zu beklagen; denn sie müßte gleichfalls zu Grunde gehen und würde nur ein rasches Ende nehmen, während erstere in schleichendem Elende dahinsiechte.

Man ist zur Einsicht gekommen und Francis d'Ivernois, der Landsmann Rousseau's, hat es nachgewiesen, daß der günstigste Bevölkerungsstand der stille stehende ist, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen.

Eine Bevölkerung kann allerdings in verschiedener Weise stille stehen, weil es hiezu genügt, daß die Zahl der Abgehenden der Zahl der Zukommenden gleich

komme, und nicht ganz gleichgiltig ist, daß Einer in jüngerem Alter abgeht, als ein Anderer.

Es muß also die mittlere Lebensdauer, d. i. die Anzahl von Jahren, die der Einzelne durchschnittlich erreicht, in Anschlag gebracht werden *). Zu dem Ende muß man die Summe aller von sämmtlichen Gestorbenen wirklich durchlebten Jahre mit der Anzahl der Gestorbenen theilen.

Um wahrhaft stationär genannt werden zu können, muß eine Bevölkerung also auch die längstmögliche mittlere Lebensdauer aufweisen. In diesem Sinne schrieb auch wohl J. B. Say **): „Diejenige Vollzähligkeit des menschlichen Geschlechts, die sich mit weniger Geburten und Sterbefällen herstellt, ist ihm die zuträglichste. Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von alten Völkern spreche, die nahezu ihren Gleichgewichtsstand erreicht haben; denn für ein neuentstandenes Volk, das noch nicht Zeit genug gehabt hat, sich in dem Maße zu entfalten, als es sein Landesgebiet verträgt, wäre es sogar mit Nachtheilen verknüpft, wenn es zu bald stationär würde.

*) Unter diesem Gesichtspunkte ragen die Juden ganz besonders hervor und liefern damit ein glänzendes Beispiel solider Lebensweise und moralischer Enthaltsamkeit (s. Bernoulli a. a. O. S. 357 ff. u. Hoffmann: Bevölkerung des preuß. Staats S. 81 ff.; insbesondere Bernoulli: Neuere Ergebnisse der Populationsstatistik S. 34 u. ff. und Horn a. a. O. S. 318 ff. D. Uebers.

**) Sur l'objet et l'utilité des statistiques, in der encyclopädischen Revue September 1827.

Auch das Verhältniß zwischen der Größe einer Bevölkerung und der Ausdehnung des von ihr bewohnten Gebietes hat sein Gesetz. Das betreffende Verhältniß erweitert sich nach Maßgabe der Bodenergiebigkeit und den jedem Lande zu Gebote stehenden commerziellen und industriellen Hilfsquellen. Stellt sich das Verhältniß wegen Unfruchtbarkeit des Bodens niedrig, so ergiebt sich daraus die Schwierigkeit, mit schwachen Mitteln ein zu ausgedehntes Gebiet zu schützen, und nebstdem ein mangelhafter Verkehr der Einwohnerschaft. —

Ich sagte oben, daß wir in der mittleren Lebensdauer ein kostbares Element hätten, um den materiellen Werth eines Volkes beurtheilen zu können; dieser Maßstab verlangt jedoch eine genauere Prüfung und wird sich — vielleicht als unsres vollen Vertrauens nicht so ganz würdig erweisen.

Die mittlere Lebensdauer kann nämlich unter verschiedenen, nichts weniger, als gleich günstigen Bedingungen dieselbe bleiben. So wären dreißig Jahre die mittlere Lebensdauer für zwei Personen, wovon die eine zwei und die andere achtundfunfzig Jahre, oder die eine zehn und die andere funfzig Jahre, oder die eine zwanzig und die andere vierzig Jahre gelebt hätte. Diese verschiedenen Combinationen haben jedoch nicht gleiche Werthe, wie ich sogleich zeigen werde.

Das Leben des **Kindes** läßt sich nicht mit dem des **Erwachsenen** vergleichen; denn es ist mehr eine **Last**, als ein **Gewinn** für den Staat. Vom politischen Standpunkte aus betrachtet hat jeder Einzelne, wenn

er das Alter der Kindheit verläßt, eine Art Schuld von mindestens 2000 Franken contrahirt*), welche Summe von der Gesellschaft für das ihrer Mildthätigkeit überlassene Kind bezahlt worden ist**).

Es ist also von Wichtigkeit, die onerosen Lebensjahre nicht mit den productiven zu vermengen, wenn man den physischen Werth einer Bevölkerung abschätzen will; nun geschieht es aber, um es genau auszudrücken, bei der Berechnung der mittleren Lebensdauer gewöhnlich, daß man die Qualität der durchlebten Jahre gar nicht in Anschlag bringt, sondern lediglich die Quantität in's Auge faßt.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, habe ich vorgeschlagen***), die Zahl der nützlichen Menschen mit denen, die dies nicht sind, zu vergleichen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend theilte ich eine Bevölkerung in zwei Abtheilungen, in deren eine die unter funfzehn Jahren, und in die andere die über funfzehn Jahre Alten kamen. Diese Berechnung ist zwar genauer, als die bis dahin üblichen, läßt jedoch in manchen Beziehungen doch noch etwas zu wünschen übrig. Die mir am vernünftigsten vorkommende Methode ist die auf folgendem Maßstab beruhende: Das Maß der

*) S. Roscher a. a. O. S. 465. Note 1.
D. Uebers.

**) Recherches statistiques sur le royaume des Pays-Bas, par A. Quetelet, Bruxelles 1829. 1. vol. p. 9.

***) S. Riecke a. a. O. S. 314 u. f.; vergl. dagegen Horn a. a. O. S. 122 u. ff. D. Uebers.

physischen Bedeutung einer Nation liegt in dem auf sämmtliche dazu gehörige Individuen berechneten Verhältniß der Zahl der productiven zu der der onerosen Jahre. Wendet man dies als Basis der Berechnung auf die erste der oben angeführten Combinationen an, so ergeben sich zwei onerose Jahre für die erste und funfzehn für die zweite Person, im Ganzen siebzehn onerose Jahre, welche, mit den dreiundvierzig productiven Jahren, die der Letztere bis zum achtundfunfzigsten Jahre noch durchlebte, den Bruch $\frac{43}{17}$ oder 2,53 für den Werth der fraglichen Combination geben; ebenso bekömmt man 1,40 für den Werth der zweiten und nur 1,00 für den der dritten Combination. So hätten wir ganz verschiedene Werthe, an deren Stelle eine und dieselbe Ziffer tritt, wenn man die mittlere Lebensdauer einfach berechnet. Ich denke, diese Resultate zeigen zur Genüge die Nothwendigkeit, nicht bei der Ziffer der mittleren Lebensdauer stehen zu bleiben, wenn man für die physischen Hilfsquellen, die einer Nation zu Gebote stehen, einen genauen Maßstab haben will.

Der größeren Genauigkeit halber müßte man vielleicht auch noch die Jahre des Greisenalters in Anschlag bringen, und ihnen geringeren Werth beilegen, als wenn sie sämmtlich productiv gewesen wären, oder auch sie ganz und gar abrechnen.

Die so festgestellte Unterscheidung gewinnt noch eine besondere Bedeutung, wenn man mit den Oekonomisten den Menschen als ein Instrument der Pro-

duction ansieht. Was würde man auch von einem Geschäftsmann sagen, der, über die Bedeutung seines Geschäftes befragt, nicht nur die wirklich beschäftigten Arbeiter, sondern auch die im Verlaufe der Zeit arbeitsunfähig gewordenen, oder diejengen aufrechnen wollte, die in einer Verfassung sind, wornach sie ihm täglich mehr oder minder beträchtliche Ausgaben verursachen? *) —

Die Zahl der hundert Jahre alt Gewordenen, die man wohl hin und wieder in Betracht gezogen hat, ist für die vorliegende Untersuchung ohne alles Interesse. Benaiston de Chateauneuf, der sich speciell mit den Hundertjährigen beschäftigt hat, gelangte zu dem Schlusse**), daß mit allen Climaten, wie schädlich ihre Einwirkungen auch sein mögen, sich eine lange Lebensdauer verträgt, weil nämlich durch die verschiedenen physischen Nebenumstände doch alle schädlichen Einflüsse des Himmelsstrichs immer wieder auf die Bedingungen zurückgeführt werden, ohne welche die Menschen nicht unter ihnen leben könnten***). —

Unter die charakteristischen Kennzeichen der verschiedenen Bevölkerungszustände kann auch das usuale Bedürfnißmaß des Einzelnen gerechnet werden. Je höher dieses, desto günstiger der Stand der betreffenden Bevölkerung. Die am besten genährten Bevölkerungen

*) S. Bernoulli a. a. O. S. 51. D. Ueb.

**) S. Bernoulli a. a. O. S. 19. D. Ueb.

***) De la durée de la vie humaine dans les principaux Etats de l'Europe, Annales d'Hygiène, tome 36. 2. partie.

sind auch die lebenskräftigsten*). Es kommt gar viel darauf an, daß ein Volk in Mißjahren seinen gewöhnlichen Verbrauch auch einschränken kann; dasjenige, das sich auf die strengste Nothdurft beschränken müßte, würde zuversichtlich zu Grunde gehen.

Es ist deßhalb wünschenswerth, daß bei einem Volke mit dem Sinne für ein behagliches Leben die gehörige Vorsicht Hand in Hand gehe; in solchem Falle werden dann die Katastrophen vermieden, wie sie in Folge der Schwankungen im Vorrathe der Lebensmittel oder im Wachsthum der Bevölkerung leicht entstehen können. Man muß nicht die Bevölkerung bis zu dem Punkte anwachsen lassen, wo dann jede weitere Zunahme ein Unheil wäre.

Man erlaube mir, die Ansicht einer Autorität auf diesem Gebiete hier zur Unterstützung meiner Aufstellungen noch anzuführen. Villermé**) sagt: „In den Gegenden, wo Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheit und Elend auf der Einwohnerschaft lasten, findet man neben vielen Kindern nur wenig Erwachsene und Greise, weil der Tod hier jährlich eine reiche Ernte hält, die Generationen sich rasch verdrängen und die Geburten gewöhnlich sehr zahlreich sind. In den Ländern dagegen, wo Wohlstand und Wohlbefinden verbreitet ist, giebt es viele ausgebildete Männer neben

*) S. Max Wirth: Grundzüge d. Nationalökonomie, S. 303 u. 304. D. Uebers.

**) Mémoire sur la distribution de la population francaise, T. I. des Mémoires de la classe des Sciences morales et politiques p. 89.

wenigen kleinen Kindern, weil Geburts- und Sterbefälle hier nicht häufig sind." Diese Bemerkung läßt sich mindestens in unserm alten Europa machen.

Siebentes Capitel.

Auswanderung *).

Wenn in einem Lande Mangel an Subsistenzmitteln eintritt, muß die überschüssige Bevölkerung nothwendig entweder dem Todesengel verfallen, oder günstiger situirte Länder aufsuchen. Die Auswanderung und der Tod sind mit Aufrechterhaltung des verhängnißvollen Niveaus betraut; beide Extreme sind um so bedauerlicher, als sie das Uebel nur für den Augenblick stopfen, ohne es mit der Wurzel auszurotten. Mit jedem neuen Jahre nämlich, in dem so die menschliche Vorsicht bei Seite gesetzt wird, wiederholt sich dieselbe Vermehrungstendenz der betreffenden Nation

*) Vergl. W. Roscher: Kolonieen, Kolonialpolitik u. Auswanderung (Leipz. u. Heidelb. 1856.) R. Mohl in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft Jahrg. 1847 S. 320 ff. u. W. Roscher: Nationalökonomische Ansichten über die deutsche Auswanderung in der deutschen Vierteljahrsschrift 1848 Nr. 43. S. 96 ff. J. S. Mill: Priciples IV. ch. 5. 1. u. Beiträge zur Statistik des Königr. Bayern III. Marlo a. a. O. S. 413 ff.; Max Wirth a. a. O. S. 476 u. f. — Dictionnaire de l'economie politique, article sur l'émigration t. II. p. 675. u. Ducpetiaux a. a. O. S. 558 u. f. D. Uebers.

mit den gleichen Ueberschüssen, eine stets offene und fort und fort blutende Wunde.

Die Auswanderungen mit den sie begleitenden materiellen Opfern bilden nur eine weitere Schwächung des Staates, der in solchen Umständen oft genug alle Unkosten davon zu tragen hat.

Sind es dagegen wohlhabendere Familien, die das Vaterland verlassen, so ergeben sich daraus nicht minder reelle Verluste. Das Land wird nützlicher Menschen beraubt, die Vermögen und industrielle Kraft mit sich fortnehmen, um sich allen auf sie fallenden Lasten zu entziehen. Diese Lasten müssen dann von einer kleineren Menschenzahl getragen werden und zu den unproduktiven Consumenten, die zurückbleiben, gesellen sich neue Kindergenerationen, die überall sich rasch eindrängen, wo irgend eine kleine Lücke entstanden war.

Die Auswanderungen können übrigens auf verschiedenen Ursachen beruhen: **Die unseligsten vielleicht für einen Staat sind die, welche durch ungerechte und drückende Gesetze veranlaßt sind.** Der Widerruf des Edicts von Nantes ist eine Calamität für Frankreich, für Holland und die übrigen Länder dagegen, in welchen die vertriebenen Familien Aufnahme fanden, eine Quelle von Glück gewesen. Es fielen diese Wanderungen überdies in einen Zeitpunkt, wo in den meisten Gegenden Europas Bevölkerungslücken entstanden waren, deren Ausfüllung mit erwachsenen Menschen, die ihr Vermögen und mehre Industriezweige mit sich brachten, nur die wohlthätigste Wirkung haben konnte.

Man kann die Länder nur beklagen, wo die Auswanderung zur Nothwendigkeit geworden; denn es verräth dies immer, daß eine Nation an einer physischen oder moralischen Wunde krankt. Der Mensch zeigt in der Regel das größte Widerstreben gegen ein Aufgeben der Scholle, auf der er geboren wurde und er zieht nicht ohne die zwingendsten Umstände.

Wir haben schon gesehen, daß die günstigste Lage für ein Land darin besteht, daß die Bevölkerung etwa in gleicher Höhe mit dessen Subsistenzmitteln steht, und sich mit möglichst wenig Geburten auf dieser Linie behauptet. —

Die Lasten, wie sie auch heißen mögen, sind um so erträglicher, je mehr Personen in der Lage sind, solche tragen zu helfen. Ist aber das Niveau noch nicht erreicht, so bieten sich zwei Mittel, die vorhandenen Lücken auszufüllen: entweder sorgt die Natur dafür durch häufigere Geburten, oder der Mensch vermittelst der Einwanderung. Ebenso muß, falls das Niveau überschritten ist, der Bevölkerungsüberschuß, sei es in's Grab, sei es durch Auswanderung, einen Ausfluß erhalten. Die Mittel, zu denen im letzteren Falle die Natur greift, um der menschlichen Unvorsichtigkeit nachzuhelfen, sind zu grausam, als daß man nicht so zu sagen die Ueberzähligen der Bevölkerung dem Tode dadurch zu entreißen suchen sollte, daß man sie in andere Himmelsstriche verpflanzt. Die gewöhnlichste Menschlichkeit verpflichtet schon hiezu, ganz abgesehen von der Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit solcher Maßnahmen. Dagegen kann man über die Mit-

tel gegen Entvölkerung schon getheilter Ansicht sein, weßhalb diese Frage näher geprüft zu werden verdient.

Man wird zunächst zugeben müssen, daß es gefahrvoll ist, an den menschlichen Fortpflanzungstrieb zu appelliren und eine Fruchtbarkeit zu provociren, der man dann vielleicht nicht mehr Halt gebieten könnte. Ueberdies würden aus einem solchen Appell nur Kinder hervorgehen, die längere Zeit hindurch eine Last für den Staat wären.

Die Einwanderung dagegen bringt in der Regel nur Erwachsene, die sich unmittelbar nützlich machen können: und, wenn sie auch nur ihre Arme mitbrächten, sind sie doch schon eine wahre Wohlthat für die Nation, der sie einverleibt werden.

Neue Länder haben also allerdings ein Interesse, Menschenanleihen bei alten an Uebervölkerung leidenden Ländern zu machen. Beiden Theilen erwachsen Vortheile daraus: auf der einen Seite rettet man Menschenleben, auf der andern hat man Erwachsene statt Kinder. Bei gelungenen Colonisationen trifft dieser doppelte Vortheil für eine und dieselbe Nation zusammen. Das haben auch die civilisirteren alten Völker schon ebensowohl eingesehen, wie es von mehren neueren noch fortwährend in Ausübung gebracht wird.

Man braucht noch nicht einmal die belgische Landesgrenze zu überschreiten, um schon Bevölkerungen von ganz verschiedenem Bedürfniß zu finden. In den Provinzen Namur und Luxenburg fehlt es offenbar an Händen für die Bodenkultur und wiewohl die An-

zahl der Geburten diejenige der Sterbefälle da über-
steigt, wird sich doch ein solches Bedürfniß noch längere
Zeit fühlbar machen. Wäre es nicht besser, wenn die-
ses Uebermaß der menschlichen Fruchtbarkeit, wodurch
die Bevölkerung alljährig mit einem beträchtlichen Zu-
wachs von Kindern bedacht wird, durch Einwanderungen
flämischer Arbeiter ersetzt würde? An den so wün-
schenswerthen Ersatz würde sich zugleich ein Akt der
Menschlichkeit knüpfen, da man nämlich dem fast sichern
Tode Einhalt thun würde, dem sonst diese Unglück-
lichen entgegengehen, die durch ihrer Hände Arbeit
nicht mehr ihre Subsistenzmittel erringen können.
Bei dergleichen Versetzungen von Volkstheilen muß
übrigens mit um so mehr Vorsicht verfahren werden,
als die betreffenden Bevölkerungen in Sitten und Be-
dürfniß von einander abweichen.

Achtes Capitel.

Uebt die Heilkunde einen Einfluß auf die gesellschaftliche Ordnung aus?

Wenn es wahr ist, daß die Höhe der Population
durch diejenige der Produktion geregelt wird, was ist
dann die Aufgabe der Heilkunde? *)

*) Vergl. Marx: Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation: Abhandl. der Götting. Gesellsch. d. Wissenschaften, 1842—1844. u. Bernoulli a. a. O. S. 16 u. 17. S. 301 ff. D. Uebers.

antworte ich hierauf, daß sie nur die Einen auf Kosten der Anderen retten kann und daß, wenn es ihr mit Aufgebot aller Sorgfalt gelingt, von den hundert Pforten, durch die der Tod eindringt, einige zu verschließen, die übrigen sich nur desto weiter aufthun oder nöthigenfalls auch ganz neue entstehen, dann wird es den Anschein haben, als ob ich nicht ganz im Ernste spräche und doch hätte ich nichts, als die Wahrheit gesagt.

Jede Nation kann je nach ihren Produktionsmitteln und dem Bedürfnißmaß ihrer Angehörigen nur über eine gewisse Anzahl von Sitzen bei der Mahlzeit des Lebens verfügen*), und wenn aus irgend welchem Grunde sich Privilegirte darunter befinden, so kann dies nur auf Kosten der übrigen Mitbürger der Fall sein. Im Allgemeinen strebt Jeder, möglichst lange den darin eingenommenen Platz festzuhalten und wendet alle Mittel an, sich darauf zu behaupten.

Uebrigens ist es schon für sich ein großer Vortheil, daß der vorsichtige Mensch, dessen Erhaltung für Familie und Vaterland nothwendig ist, durch eine richtig verstandene Sorgfalt eines solchen Privilegs theilhaftig wird, und alle die Uebel bekämpfen kann, die, ohne ihn völlig zu vernichten, doch auf sein körperliches Leben sehr störend einwirken und sein Lebensglück schmälern; — oder, daß er doch mindestens sein

---

*) S. Villermé: Des épidemies sous les rapports de la statistique médicale et de l'économie politique.

Lebensende versüßen und auf weniger rauhen und schrecklichen Wegen zum Grabe gelangen kann.

Die Anstrengungen der Aerzte, um unser Leben zu verlängern, vermehren eigentlich nicht die Anzahl der Lebenden, wohl aber vermögen sie, uns mannigfaches Elend und viele Schmerzen ferne zu halten, wenn auch selbst diese Vortheile an schwere, nur selten beobachtete Bedingungen geknüpft sind. Ein geschickter Arzt wird uns die besten Mittel zur Wiederherstellung unserer Gesundheit angeben, aber sein Rath wird uns nichts helfen, da bei der kleinsten Abweichung davon seine Bemühungen erfolglos bleiben. Um nachhaltig wirken zu können, müßte er nicht nur mit unsrer ganzen Constitution und der Ursache unsres Uebels vollkommen vertraut sein, und das in jedem Falle richtige Heilmittel wissen, sondern er müßte auch die strenge Beobachtung der etwa vorgeschriebenen Diät genau controlliren können. Da es nun aber häufig an der einen oder anderen dieser Bedingungen gebricht und namentlich gegen die zuletzt erwähnte fortwährend Verstöße vorkommen, so können eben die Ergebnisse der Medicin nur sehr problematisch sein. —

Man könnte fast sagen, daß eine einsichtsvolle Ueberwachung der Kranken wirksamer ist, als die ärztliche Hülfe selbst. Der verschiedene Grad der Mortalität in Krankenhäusern beruht weit weniger auf einer Ungleichheit der ärztlichen Leistungen, als auf der Art der Ueberwachung und Pflege, die den Kranken geboten wird.

Diese Wahrnehmung gilt nicht blos von Menschen, die im Zustande der Krankheit beobachtet worden sind, sondern von allen Menschen überhaupt, die unter derselben Regierung zusammen leben. Eine der erforderlichen Einsicht entbehrende Verwaltung kann in Gefängnissen, Hospitälern, Armenhäusern, Werkstätten, Casernen, kurz überall, wo Menschen vereinigt wohnen, eine mehr oder minder rasche, zuweilen maßlose Sterblichkeit hervorrufen *).

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß eine wohlgeordnete Gesundheitspflege und vernünftige Verwaltung unendlich mehr Dienste leisten, als die medicinische Praxis der tüchtigsten Aerzte.

Fern sei von mir der Gedanke, die Heilkunst herabzusetzen; ich glaube vielmehr, daß ein kluger und unterrichteter Arzt innerhalb der Familien dem körperlichen Wohle dieselben Dienste zu leisten vermag, wie sie ein guter Geistlicher dem moralischen Befinden leistet; beide verdienen ob ihrer Berufsthätigkeit nur alle Ehre. Betrachtet man aber die Sache unter einem allgemeinen Gesichtspunkte und bringt alle die Mißgriffe, die sich schlecht unterrichtete und leichtfertigere Aerzte zu Schulden kommen lassen, in Anschlag, so darf

*) S. Riecke a. a. O. B. I. Abschnitt V u. VI.; — Wolowski, Cours de législation industrielle, introduction, p. 16, Ducpetiaux, mémoire sur le paupérisme dans les Flandres, Bruxelles 1850 u. De la legislation sur la durée du travail dans les manufactures en Angleterre im Journal des Economistes v. Jahre 1853. B. XXXV. S. 389 u. f.

D. Uebers.

man wohl annehmen, daß die Heilkunst für sich allein auf Natur und Dauer der Krankheiten einen sehr unbedeutenden und auf die Anzahl der Sterbefälle gar keinen Einfluß übt.

Ich sprach bis hieher noch nicht von der Medizin und Gesundheitspflege, insofern sie die Aufgabe haben, unsre Körperkräfte vortheilhafter zu entwickeln und unseren Organen mehr Stärke und Gewandtheit zu verleihen; denn in dieser Hinsicht trägt diese Wissenschaft ganz vorzugsweise zum Werthe der Einzelnen und folglich auch zu dem eines Volkes bei. Vermehrt sie auch nicht die Anzahl der Bürger, so kann sie doch deren Constitution frischer und kräftiger machen. Die Chirurgie ihrerseits kann überdies bei richtiger Wirksamkeit eine Population körperlich verschönern und es dahin bringen, daß sie weniger mißgestaltete und verkrüppelte Individuen hat.

Es bestünde also, um es kurz zusammenzufassen, die Mission der Heilkunst in ihrer weitesten Bedeutung, in einem Lande, dessen Bevölkerung vollzählig ist, etwa in Folgendem: Auf die Zahl der Sterbefälle influirt sie nur wenig, kann aber viel zur physischen Amelioration der Bevölkerung beitragen; nebstdem vermindert sie die Summe der Schmerzen und spendet zugleich milden Zuspruch.

Diese Aufgabe ist schön genug, um die Arzneikunst unter die wohlthätigsten Anstalten der Menschheit rangiren zu können.

Zweiter Abschnitt.

Vom moralischen Zustande*).

Erstes Capitel.

Sitten, Gesetze und öffentliche Meinung.

Die Sitten sind die Frucht der Erziehung und Religionsgrundsätze; zum großen Theil hängen sie auch von unserer Körperconstitution und Umgebung ab.

Man darf nicht Erziehung mit Unterricht verwechseln; jene ist auf die moralische, diese auf die intellectuelle menschliche Entwicklung gerichtet. Der Unterricht setzt uns erst in Stand, möglichst viel Nutzen aus der Erziehung zu ziehen; — man kann ihn bei richtiger Anwendung als ein den Werth des Menschen verdoppelndes Instrument ansehen, das unter Umständen aber auch zur gefährlichen Waffe werden und als Hilfsmittel zu Verbrechen dienen kann.

Unter dem Einflusse aller der verschiedenartigen Verhältnisse, in denen er zu leben gezwungen ist, entfaltet der Einzelne seine moralischen Anlagen und nimmt

---

*) Vergl. Guillard a. a. O. p. [illegible] ff. und Planta a. a. O. Th. 2. S. 98 ff. D. Uebers.

schließlich eine mehr oder weniger feste Haltung an, zu der er, wenn zufällige Ursachen ihn davon abgelenkt haben, immer wieder zurückzukehren strebt. Ebenso ist es bei ganzen Nationen; man kann ihren moralischen Werth nicht allein nach ihrer gewöhnlichsten Haltung, sondern auch nach ihren Schwankungen um diese mittlere Haltung herum beurtheilen.

Die Gesetze haben die Aufrechthaltung der Ordnung und Beachtung der Rechte Aller zum Gegenstande; ihr Zweck ist die Verhütung von Uebergriffen, aus denen dem Gesellschaftskörper Nachtheile erwachsen könnten. Sie treten also den Sitten da entgegen, wo diese die gebührenden Schranken überschreiten, ohne sich um das weiter zu kümmern, was innerhalb dieser Grenzen geschehen mag.

Es ist von höchster Wichtigkeit, daß Sitten und Gesetze eines Volkes im Einklange stehen; fehlt diese Uebereinstimmung, dann muß nothwendig der eine oder andere Faktor im Widerstreite weichen *).

Beschränken die Gesetze allzusehr die Grenzen, in welche die moralische Lebensweise einer Nation gewiesen ist, so muß diese entweder ihre Lebensweise ändern, oder die Schranken, die man ihr gesetzt, gewaltsam niederreißen. Es kann auch vorkommen, daß Gesetze in Folge häufiger Uebertretungen alle Kraft verlieren und gar nicht weiter respectirt werden.

---

*) S. Ahrens: Juristische Encyclopädie, S. 7 und S. 42 u. f. und desselben Rechtsphilosophie S. 215 ff.
D. Uebers.

Der Gesetzgeber muß deßhalb bis auf den Grund die Sitten des Volkes kennen, dessen Geschicke ihm anvertraut sind. Ihm liegt es ob, ein richtiges Gleichgewicht zwischen zwei stets gegenwärtigen Kräften herzustellen: zwischen der unablässig thätigen und fortwährend wechselnden moralischen Stärke des Volkes nämlich und der alle Abweichungen dieser letzteren unterdrückenden Gesetzeskraft. Es giebt indeß noch eine dritte, ziemlich verborgen liegende, launische und nicht immer gehörig gewürdigte Kraft von fast immer unbekanntem Ursprunge, die nichtsdestoweniger sehr häufig den beiden anderen den Rang abläuft und sie wesentlich modifizirt. Sie ist jederzeit ein mächtiges Hilfsmittel in den Händen derjenigen gewesen, die sich ihrer bedienten: es ist das die Kraft der öffentlichen Meinung. Auch der Weiseste und Gelassenste mag immerhin sich der strengsten Moralität und stricten Befolgung aller Gesetzesschranken befleißigen; — er muß dennoch fast unausweichlich davon abgehen, sobald die öffentliche Meinung es gebietet. So verbieten ihm ja auch Religion und bürgerliche Satzung das Duell und doch wird er Duellant werden, sobald die öffentliche Meinung es haben will, ja, auf ihr Geheiß wird er sich sogar mit einem Dolche bewaffnen und denjenigen ermorden, den er bei seiner Frau überrascht. Man sagt nachher, er habe seine Ehre gerettet und das Gesetz selbst zeigt sich ohnmächtig. Was haben die Verirrungen eines leichtfertigen Weibes oder die Verführungen eines Elenden mit seiner Ehre gemein? und wenn hier eingeschritten werden muß, ist es

Sache des beleidigten Gatten, das Schwert des Scharfrichters zu ergreifen?

Die öffentliche Meinung ist in diesem Falle absurd und grausam, trifft aber nur einige Wenige, während sie sonst in den meisten Fällen, auch wenn sie eine noch so verkehrte Richtung nimmt, selbst die Grundlagen der Sitte und des Staats zu untergraben trachtet.

Es genügt das Beispiel eines schlechten Fürsten, um ein Volk in Ausschweifung und Entsittlichung zu stürzen, das Familienleben zu zerrütten und alle Bande der Gesellschaft aufzulockern. Es ist in unseren modernen Gesellschaften nichts Seltenes, daß ein sogenannter Elegant oder Weltmann sich der verübten Verführungsstückchen, der entehrten Frauen geradezu rühmt und den Beifall eben derselben zu gewinnen sucht, die seinem Mörder, wenn es nämlich dem betrogenen Gatten gelungen wäre, ihn zu überraschen, ebensowohl zugejubelt haben würden.

Diebstahl ist kein Diebstahl mehr, sobald es sich um Staatsabgaben handelt; man ist sogar stolz auf den verübten Betrug. Man hat ja die Saufereien und anderen Laster gesehen, die eins nach dem anderen an der Tagesordnung waren und unter der Firma der Mode ließ man allen Extravaganzen eine günstige Beurtheilung widerfahren.

Jedoch kann die öffentliche Meinung, das läßt sich nicht läugnen, auch gute Resultate erzeugen und oftmals ergänzt sie sogar das Stillschweigen der Gesetze; sie züchtigt alsdann Laster, die kein gesetzliches Urtheil erreicht haben würde. In bedeutenden Situationen er-

hebt sie Menschen und Völker über sich selbst und macht sie zu den größten Dingen fähig.

Nicht ohne Grund verkündigte Pascal ihre Allmacht: „Wer spricht den Leumund frei," ruft dieser tiefe Denker *), „wer verschafft Personen, Werken und Großen Achtung und Verehrung, wer anders, als die öffentliche Meinung? Wie sind alle Reichthümer der Welt unzureichend ohne ihre Zustimmung! Die Meinung regiert Alles; sie macht die Schönheit, die Gerechtigkeit und das ganze Glück der Welt. Ich möchte wirklich einmal das italienische Buch lesen, das ich nur dem Titel nach kenne, der zwar allein schon viele Bücher aufwiegt, es heißt: „Della opinione regina del mondo." Eine andere schriftstellerische Größe hat die Aufmerksamkeit auf die wichtige Rolle gelenkt, welche die öffentliche Meinung in den socialen Angelegenheiten spielt. Nachdem er über die nothwendigen Wechselbezüge zwischen dem Staat und seinen verschiedenen Gliedern gesprochen, sagt J. J. Rousseau **) weiter: „Zu diesen drei Gesetzesarten kommt noch eine vierte, die wichtigste von allen, die sich weder in Marmor, noch in Erz, sondern nur in die Herzen der Bürger eingraben läßt, welche die eigentliche Verfassung des Staates ausmacht und mit jedem Tage neue Stärke gewinnt; die, wenn alle übrigen Gesetze veraltet, oder verloschen sind, sie neu belebt oder ersetzt, ein Volk

*) Pensées, I. Theil, art. VI. und t. II. p. 95 u. 189.

**) Du contrat social, liv. II. ch. 12.

im Geiste seiner Institutionen festhält und so unmerklich die Macht der Gewohnheit an die Stelle der Autorität setzt. Ich meine die Sitten, Gebräuche und namentlich die öffentliche Meinung; ein unbekanntes Gebiet zwar für unsre Staatsmänner, von dem aber der Erfolg auf allen übrigen Gebieten abhängig ist, und mit welchem sich der große Gesetzgeber im Stillen beschäftigt, während er äußerlich nur besondere Anordnungen zu machen scheint, die blos die Decke des Gewölbes bilden, dessen unerschütterliche Grundveste aber die nur langsam sich bildende Sitte ist." —

Niemand nimmt eine so vortheilhafte Stellung ein, um auf die öffentliche Meinung einwirken zu können, wie der Fürst eines Staates; er kann bei geschickter Lenkung einen mächtigen Hebel daraus machen, womit er sowohl die Sitten zu verbessern, wie Kraft und Ansehen der Gesetze zu erhöhen vermag. Diese in der Regel ganz verkannte Waffe hat schon Wunder in der Hand derjenigen bewirkt, die sie zu gebrauchen wußten, sie ist das sicherste Mittel, aus Verwicklungen aller Art siegreich hervorzugehen; es giebt keine politische Bewegung, deren Seele nicht die öffentliche Meinung wäre und keine obsiegende Partei, die ihr nicht ihren Sieg zu verdanken hätte. Was giebt aber der öffentlichen Meinung Maß und Richtung? Handelte es sich um den gegenwärtigen Moment, so ließe sich schwer hierauf antworten. Die Stimme, welche eigentlich der öffentlichen Meinung den Anstoß giebt, verliert sich unter tausend anderen, die ihr Echo bilden. Handelt es sich aber um die Nachwelt, so sind es immer

nur wenige Stimmen, die da längeren Wiederhall finden und zwar sind es immer die beredtesten und kräftigsten, welche zuletzt die Oberhand behalten. Der gewandteste Schriftsteller ist doch in Wirklichkeit nur der, welcher für Ruhm und Tadel tonangebend wird; denn er ist gewissermaßen der unabhängige souveräne Richter über Menschen und Völker. Die Fürsten, die ihr Interesse am besten wahrgenommen, haben sich immer bemüht, die Gunst derer zu erringen, die ihren Namen zu verewigen vermochten. Alexander der Große gestattete Apelles allein, sein Portrait aufzunehmen und sicherlich hat er darin seinen Nachruhm sehr richtig bedacht. Und doch hat der berühmteste Maler des Alterthums nicht so viel für Alexanders Ruhm gethan, wie Quintus Curtius, dessen Name doch sonst nicht einmal in erster Linie unter den Geschichtsschreibern glänzte.

Die größten Männer des Alterthums und der Neuzeit haben so sehr die Nothwendigkeit erkannt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, daß Einige sogar es für nöthig gehalten, selbst die Ereignisse zu berichten, woran sie Theil genommen haben. Xenophon, Thucydides, Cäsar und Napoleon liefern dafür bemerkenswerthe Belege.

Zweites Capitel.

Von der Demoralisation und dem Pauperismus. Wohlthätigkeitsanstalten *).

Eine Reihe von Uebeln lastet auf der Gesellschaft; eines namentlich richtet großes Unheil an und sind dessen Consequenzen noch nicht einmal aufmerksam genug in's Auge gefaßt.

Unmäßigkeit und Genußsucht findet sich zwar bei allen Classen, vorzugsweise aber bei den Bevölkerungen großer Städte, wo zügelloser Luxus der Entartung immer neue Nahrung giebt. Ein junges Mädchen aus den unteren Volksklassen erröthet nicht mehr ob einer unehelichen Geburt. Sie braucht vor den Folgen eines solchen Unglücks nicht zurückzubeben. Warum sich darob beunruhigen? Die öffentliche Meinung brandmarkt sie nicht und sie selbst hat sich nur einen Anspruch auf Alimentationsgeld erworben, oder auch wohl gar auf eine eheliche Verbindung, an die sie sonst nicht hätte denken dürfen. Was liegt ihr daran, daß in achtbaren Familien Verdruß und Uneinigkeit erregt wird, wenn sie nur in dieselben sich eindrängen kann. Wenn ihre selbstsüchtigen Pläne dann fehlschlagen, hat nicht

---

*) S. Moreau Christophe: Du problème de la misère etc. Paris 1851 und De subsistance, des salaires et de l'accroissement de la population etc. par M. Ed. Ducpetiaux im Bulletin de la Commission Centrale de Statistique t. VI. p. 440 ff. und die bei Soetbeer a. a. O. angeführte Literatur.
D. Uebers.

auch dann noch die Philantropie umfassendste Vorsorge für sie getroffen? Sie wird in ein Gebärhaus aufgenommen und da von Zuvorkommenheit jeder Art umgeben; — welche Sorge bleibt ihr noch? ihr Kind übergiebt sie der Fürsorge der Gesellschaft, die dessen Erhaltung übernommen hat. Die junge Mutter selbst wird natürlich ihren früheren gewohnten Lebenswandel wieder aufnehmen; sie hat von nun ab mit der Moral gebrochen, die Gesetze legen ihr kein Hinderniß in den Weg und die bürgerliche Meinung, die allein etwa noch ihren Wandel aufhalten könnte, verhält sich indifferent. So ist die gegenwärtige Verfassung unsrer Gesellschaft und dieser Stand der Dinge erzeugt jährlich ohngefähr 10,000 uneheliche Geburten in Belgien allein, und 70,000 ohngefähr für Frankreich *). —

*) „Ist dieses Urtheil auch richtig und unparteiisch?" fragt J. E. Horn a. a. O., „ist wirklich der Mann stets der unschuldige und verführte, das Mädchen der schuldige und verführende Theil? Wer sich genau auf Erden umsieht und das Leben und Treiben daselbst aufmerksam beobachtet, der wird keinen Augenblick anstehen, hierauf mit entschiedenem Nein zu antworten! Wir wollen die Existenz der Intriguantinnen nicht anzweifeln; aber so viel scheint gewiß, daß die Fälle, wo das Mädchen der verführende und der Mann der verführte Theil ist, wo sie ihren Fall muthwillig herbeiführt, um zu einer Heirath zu gelangen, „die sie sonst nicht hätte beanspruchen können," zu den seltenen Ausnahmen gehören; daß wenigstens unter neunzig von hundert Fällen, wo ein Mädchen zur Mutter wird, nicht die Gefallene in die „famille respectable" des Mannes, sondern dieser in die „respectable Familie" des Mädchens Wirren

Bedenkt man nun aber, daß diese Anzahl unehelicher Geburten beinahe den dritten

---

und Unordnung bringt, und oft auch noch „die Schande und das Elend;" daß meistentheils das Mädchen im guten Glauben und so zu sagen in aller Unschuld, der Mann hingegen leichtfertig und oft mit nichtswürdiger Vorausberechnung sündigt und der Befriedigung einer flüchtigen Laune, deren kurze Dauer er oft bereits aus eigener Erfahrung kennt, das Lebensglück eines angeblich geliebten Wesens leichtsinnig hinopfert. Nichtsdestoweniger müssen wir in den Tadel, welchen der sehr hochgeachtete Forscher (Quetelet) über die an den Opfern und an den Früchten unehelicher Liebe geübte Philantropie ausspricht, einstimmen; jedoch nur bedingungsweise und aus ganz anderen Gründen, als jene sind, welche Quetelet's Tadel dictiren. Jenem Gesetze gegenüber (La recherche de la paternité est interdite), das die Nachsuchung der Vaterschaft untersagt, finden wir diese Philantropie übel angewendet, weil sie die guten Folgen, die jenes Gesetz hier und da, freilich äußerst selten, haben könnte, indem es das Mädchen vom Falle zurückschreckte, dadurch stört, daß sie die übeln Folgen dieser Verlassenheit des Mädchens aufhebt, auch diesem gewissermaßen völlige Straflosigkeit gleich dem Manne sichert und so mit jenem Gesetze zur Vermehrung, nicht zur Verminderung der unehelichen Geburten beiträgt. Sollte sie gut angewendet und entschieden lobenswerth sein, so müßte ihr gleiche Strenge gegen den Mann zur Seite gehen. Wenn derart das Gesetz den Verführer erreichte, die öffentliche Meinung dagegen sich der Verführten und namentlich der unschuldigen Frucht der Verführung liebevoll annähme, dann wäre einerseits das Uebel in seiner Wurzel angegriffen und dadurch bald verringert, andererseits in den Fällen, wo es doch eintritt, wären die Folgen desselben für die Un- oder doch Minderschuldigen (Kind und Frau) gemildert. Also Strenge gegen den Verführer, Milde und liebe-

Theil *) des jährlichen Bevölkerungszuwachses überhaupt, d. i. jenes Elementes beträgt, das uns mit so reißender Geschwindigkeit dem Pauperismus in die Arme führt, so wird man wohl begreifen, daß hier nicht nur eine Frage der Moralität und Ehre vorliegt, sondern eine tiefe sociale Wunde klafft, die von Tag zu Tag sich verschlimmernd, zuletzt den rüstigsten Körper verzehren muß, wenn man nicht baldig zu Heilmitteln greifen will.

Es ist dies ein Krebsschaden, der sich vorzugsweise in den Städten fühlbar macht, und es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß daselbst der ganze

---

volle Behandlung gegen die Verführte und die Frucht der unehelichen Liebe wären die eigentlichen Mittel, durch welche die üblen Folgen des Leichtsinns und der Sittenlosigkeit verringert würden. Wie die Sachen aber heute stehen, wo das Gesetz dem Manne, die öffentliche Meinung dem Mädchen die Straflosigkeit sichert, scheinen beide sich nur dazu verschworen zu haben: die unehelichen Geburten möglichst zu mehren. Strenge gegen das Mädchen allein, wie das französische Gesetz sie schon heute übt und Quételet sie auch von der öffentlichen Meinung geübt sehen will, wird das Uebel nie und nimmer wesentlich verringern. Wenigstens haben wir noch von keinem Gesetze gehört, das durch Bestrafung des Bestohlenen (?) dem Umsichgreifen des Diebstahls Einhalt thun wollte; auch dürfte die öffentliche Meinung dies wohl noch nirgends verlangt haben." Siehe dagegen Zachariae's Abhandlung in der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft rc. Jahrg. 1838, 10. Bd. 1. Heft.
D. Uebers.

*) Das heißt denn doch allerdings „den Teufel schwärzer malen, als er ist!" Vergl. Horn a. a. O. S. 277 ff.
D. Uebers.

Bevölkerungszuwachs beinahe ausschließlich aus unehelichen Geburten hervorgeht. Auch sind es dieselben illegitim geborenen Kinder wieder, aus denen sich gewöhnlich die Bevölkerung der Armenhäuser rekrutirt. —

Hier liegt zum großen Theil die Quelle des Uebels, das seit lange schon das Nachdenken der Oekonomisten beschäftigt. Die tiefer Blickenden haben längst die Unzulänglichkeit der bestehenden Gesetze zur Bekämpfung dieses Krebsschadens der Gesellschaft erkannt, eine derartige Schwierigkeit fällt auch in der That nicht unter ihre Competenz; es handelt sich hier offenbar nur um eine Lockerung der Sittlichkeit *) undeinen groben Vorsichtsmangel, und die öffentliche Meinung thut eben nichts, um das Stillschweigen der Gesetze zu ergänzen.

Die Frage ist in einem Lande, wo der Pauperismus herrscht, eigentlich nur die, wer jenen Eindringlingen seinen Platz einräumen will, die so alljährlich durch ungesetzliche Eingänge hereinkommen, um die für die Bevölkerung selbst kaum ausreichenden Portionen vorwegzunehmen; denn es giebt hier keinen Mittelweg, — die Ueberzähligen müssen sich zu — Tod, oder Verbannung bequemen **).

Bei solchem Stand der Dinge muß man vielleicht doch zu den Gesetzen seine Zuflucht nehmen und von ihnen Garantieen verlangen, deren Nothwendigkeit der

*) S. dagegen: Bernoulli a. a. O. S. 129 und 130. D. Uebers.

**) Vergl. dagegen Horn a. a. O. S. 277—279 und Guillard a. a. O. S. 81 u. f. und W. L. Sargant: The Science of Social Opulence (London 1856) p. 216 ff. D. Ueb.

bürgerlichen Gesellschaft in der Folge immer dringlicher sich fühlbar machen wird. Kann es denn gebilligt werden, daß die Gesellschaft fortlaufend unter der Firma der Wohlthätigkeit das Laster ernährt und ermuthigt, und daß der Schuldige nicht nur jeder Strafe entgeht, sondern nicht einmal dazu angehalten wird, das von ihm hervorgebrachte Uebel zu mildern? —

Es sei fern von mir, auf eine Abstellung der wohlthätigen Sorgfalt zu dringen, womit eine Mutter im Gebärhause behandelt wird, oder gar zu verlangen, daß ihrem Kinde die erforderliche Hilfeleistung entzogen werde; nur soll diese Mutter auch wissen, daß sie eine Schuld der Gesellschaft gegenüber contrahirt und solche durch Fleiß und Vorsicht abtragen muß. Man muß hierbei alle mißverstandene Menschenfreundlichkeit abstreifen; wir brauchen starke Heilmittel, weil wir es eben mit großen Uebeln zu thun haben.

Die Philantropie hat, so achtenswerth ihre Intentionen auch sein mögen, gar manchmal ihr Ziel verfehlt, weil es ihr an der nöthigen Erkenntniß mangelte, um sich in delicaten Verhältnissen, in die sie sich einmischte, auch zurecht zu finden.

Ein Hauptgrundsatz, den man nie aus dem Auge verlieren sollte, besteht darin, daß die Gesellschaft sich wohl hüten muß, in allen Dingen der Vorsicht an die Stelle der **Einzelnen** zu treten.

Auf der andern Seite muß die Gesellschaft da, wo sie hilfreich dem Unglücke beispringt, gleich der Vorsehung handeln, so daß die gebende Hand unsichtbar bleibt.

Der Bürger hat gesetzlich kein Recht auf Beistand *); er kann nur im Namen der Moral und nicht in dem der Gesetze solchen beanspruchen, da diese ihm nur Schutz für ihn selbst und die Seinen schuldig sind.

Jedesmal, wenn die Staatsorgane die Wohlthätigkeit reguliren und in Gesetzen formuliren wollen, geschieht es, daß sie zu einem Ziele kommen, das demjenigen, wornach sie streben, direkt entgegengesetzt ist; sie schaffen auf gesetzlichem Wege den Pauperismus.

Ich begreife wohl, daß ein Land freiwillig eine Steuer erhebt zur Beseitigung einer Landesplage, wie Krieg, Hungersnoth, Epidemie, nicht vorherzusehende und mehr oder minder allgemeine Ueberschwemmung u. dergl. Ich begreife auch, daß man eine Einwohnerklasse, die durch internationale Verträge in ihren Interessen benachtheiligt wurde, oder deren Industrie zerstört worden ist, schadlos zu halten sucht; aber die Sorge für die Heilung rein privater Uebel, dächte ich, müßte den Einzelnen überlassen bleiben. Man kann allenfalls die Wege dazu erleichtern, indem man etwa angesehenere Leute veranlaßt, die Initiative zu ergreifen und sogar diesen bei Erfüllung ihrer Mission allen erforderlichen Vorschub leistet; aber hüten wir uns vor Allem davor, daß die Wohlthätigkeit ostensibel geübt werde; der Arme darf nicht genöthigt sein, zu

*) S. Roscher a. a. O. S. 178, insbesondere Anm. 3 und 4, und M. Wirth a. a. O. S. 464 ff. D. Uebers.

erröthen, wenn er empfängt, und diejenigen, die geben, dürfen nicht eine Steuer in's Leben rufen.

Sobald der Mensch übrigens seine Unfähigkeit einsieht, seinen eigenen Bedürfnissen und denen seiner Familie gerecht zu werden, schuldet er auch der Gesellschaft gewisse Garantieen als Ersatz für den Beistand, den er für sich in Anspruch nimmt, und die Gesellschaft kann ihm mit vollem Rechte gewisse Bedingungen auferlegen. Sollte man diese Anforderungen zu stark finden, so vergesse man doch nicht, daß sie in gar manchen civilisirten Staaten noch viel weiter gehen, wo der mit Freiheitsstrafen bedroht ist, der das öffentliche Mitleid anruft und zum Bettel greift. Man muß insbesondere vermeiden, daß der Arme Haus und Heerd im Stiche läßt und sich der Landstreicherei überläßt; denn dann ist er sicher verloren. Wenn er nur zwanzig Sous verdient und in Unglücksjahren fünfundzwanzig Sous nöthig sind, damit er sein Leben fristen kann, so muß ihm die Mildthätigkeit das Fehlende beisteuern, wenn sie nicht bald darauf das Ganze zahlen will, ohne die Aussicht, gleichen Gaben eine Grenze setzen zu können. Für diejenigen, die noch nicht in Noth, wohl aber bei dem Punkte angelangt sind, wo man anfängt, solche zu fürchten, muß durch alle erdenklichen Mittel die Vorsicht wach gerufen werden. Man muß sie zu Ersparungen für die schwierigen Verhältnisse, denen sie entgegen gehen, geradezu hinleiten; denn sind sie einmal in einem Fehljahre oder durch Krankheit von allen Hilfsmitteln entblößt worden, dann werden sie für immer zu Grunde gehen. Bei den

meisten Menschen ist vollständiger Ruin gleichbedeutend mit Demoralisation, welche letztere jene in der Regel begleitet.

Man kann gar nicht genug die Einrichtungen ermuntern, die eine Begünstigung kluger Voraussicht zum Gegenstande haben: derart sind die wechselseitigen Unterstützungsgesellschaften, die Sparkassen, und die Versicherungsgesellschaften, sofern sie nicht auf industrieller Speculation beruhen.

Man hat schon die Frage aufgeworfen, ob die Versicherungen, namentlich gegen Brandschäden, nicht vom Staate zu übernehmen wären und obligatorisch werden müßten. Die Wahrscheinlichkeitstheorie zeigt in der That, daß man, je größer die Zahl der Versicherten wird, auch desto mehr Chancen erhält, die durch die Erfahrungen der vorausgegangenen Jahre beanzeigten Resultate realisirt zu sehen. Auch sind die Garantien besser, als die von blosen Privatleuten gebotenen. Man kann jedoch gegen diese Art von Assekuranzen einwenden, daß die vom Staate geleitete Verwaltung kostspieliger, die von ihm geübte Controle minder rührig ist, als die direct betheiligter Privatgesellschaften, und daß man endlich aus kleinen Betrügereien sich weniger ein Gewissen macht, wenn man es mit der Regierung zu thun hat. In Kriegsfällen oder bei sonstigen Krisen könnte man auch, um dem Staate Verlegenheiten zu bereiten, die Feuersbrünste zu vermehren suchen. Andrerseits hätte in Friedenszeiten das Volk auch ein Interesse, den Staat aufrecht zu erhalten, der ihm seinen Schutz leiht und

seine Güter allen möglichen Unglücksfällen gegenüber sicher stellt.

Die Frage der Staats-Assekuranzen ist von hoher Wichtigkeit und verdient eine um so sorgfältigere Prüfung, als sie durch Lokalinteressen complicirt werden kann. Man muß sich folglich hüten, der Staatsverwaltung allzu viel aufzuhalsen und durch allzu große Ausdehnung ihrer Obliegenheiten derselben am Ende alle Wirksamkeit unmöglich zu machen*).

Drittes Capitel.

Verbrechen und Strafen**).

Wir haben gesehen, daß es beinahe unmöglich ist, zwei gleichzeitige Nationen hinsichtlich der Sittlichkeit mit einander zu vergleichen. Wenn man auch Parallelen zwischen den beiderseits constatirten Verbrechen ziehen wollte, so müßte jedenfalls die Verschiedenheit der Gesetze, Gerichtsorganisation, Justizthätigkeit und vieler anderen Dinge mit in Anschlag gebracht werden.

Immerhin hätte man auch dann nur ein einzelnes Element der Vergleichung und um gerecht zu ver-

---

*) S. M. Wirth a. a. O. S. 529 ff. u. Soetbeer a. a. O. B. II, S. 416 u. f. D. Uebers.

**) S. Beiträge z. Statistik d. Strafanstalten rc. in der Zeitschrift d. Stat. Bureaus des Königl. Sächs. Minist. d. Innern Nr. 6. D. Uebers.

fahren, müßte man den strafbaren Handlungen auch diejenigen, die zu Gunsten der verglichenen Völker Schlüsse zulassen, an die Seite setzen. Es wäre denkbar, daß man auf der einen Seite zwar mehr Verbrechen fände, solche aber durch eine noch größere Zahl tugendhafter Handlungen compensirt würden; das läßt sich wirklich häufig genug bei großen politischen Bewegungen und allen sonstigen Vorgängen, welche die Leidenschaften aufwühlen, wahrnehmen. Die französische Revolution hat, abgesehen von ihrer Bedeutung für die Geschichte der Völker, bei Einzelnen eine Menge heroischer Thaten hervorgerufen, die wohl geeignet sind, die Menschheit zu beruhigen und alle die blutigen Greuel, die im Gefolge dieser denkwürdigen Epoche waren, wieder vergessen zu lassen. Wenn es sich um Abirrungen eines Volkes von seinem Normalzustande handelt, darf man es nicht in einer seiner extremen Phasen allein in's Auge fassen, sondern man muß es auf der ganzen Linie, die es beschreibt, verfolgen.

Nun könnte man noch die Frage aufwerfen, ob nicht ein und dasselbe Volk eine solche Vergleichung bezüglich seiner verschiedenen Lebensepochen zuläßt? Ich gestehe, daß ich solche Vergleiche für zulässiger halte, zumal, wenn die Gesetzgebung keine wesentlichen Veränderungen und die Thätigkeit der Justiz keine Abschwächung erfahren hat. Aber auch hier darf man sich nicht darauf beschränken, die Vergehen selbst zu zählen, sondern man muß auch die Entstehungsursachen abwägen.

Wenn man in Frankreich fortfährt, die durch die

verschiedenen Gerichtshöfe veranstalteten Zusammenstellungen zu veröffentlichen, wird es recht interessant werden, später zuzusehen, ob gewisse Verbrechen häufiger geworden sind und die Ursachen der Veränderungen hierin zu ermitteln.

Ich will ein Beispiel anführen, um mich verständlicher zu machen. Ich gehe dabei von der Criminal-Curve, d. i. von der Linie aus, die für den gegenwärtigen Moment und für jedes Lebensalter den mehr oder weniger großen Hang zu Verbrechen ausdrückt. Wir haben schon gesehen, daß gegen das fünfundzwanzigste Lebensjahr dieser Hang seinen Höhepunkt erreicht und dieses Ergebniß von Jahr zu Jahr sich wiederholt. Ist nun anzunehmen, daß es auch nach einem oder zwei Menschenaltern mit gleicher Intensität so sein wird?

Die Schwankungen, die der Höhepunkt erleiden wird, erzeugen eine neue Curve, deren Auf- und Absteigen die Entwicklung des verbrecherischen Hangs bei der ganzen Nation ebenso ausdrücken wird, wie die uns schon bekannte es für die Einzelnen ausdrückt. Es ist dann nicht mehr der mittlere Mensch, den man durch die verschiedenen Lebensperioden hindurch verfolgt, sondern ein ganzes Volk in seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte. Auf diese Art werden wir ein Bild aller durchlaufenen Wandlungen gewinnen.

Wir können in gleicher Weise die Schwankungen der übrigen moralischen Eigenschaften des Menschen, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, figürlich dar-

stellen und dann den Ursachen nachforschen, die solche in den verschiedenen Zeitpunkten so oder so gestaltet haben.

Die Anzahl der Verbrechen ist nicht nur von der Moralität der Einzelnen und den vorhandenen socialen Zuständen abhängig, sondern auch von den Gesetzen, die in vollkommener Uebereinstimmung mit den Sitten und Bedürfnissen der Völker sein sollten. In der Regel beruhen aber eben auf dem Mangel dieser Harmonie die Anordnungen der Gesellschaft.

Zuweilen fließt das Verbrechen aus dem Nachahmungsgeiste, der dem Menschen in hohem Grade eigen ist und sich in allen Dingen kund giebt. Keine Handlung ist so extravagant, kein Verbrechen so schwer, daß es nicht Nachahmer fände, namentlich wenn das Publikum sich viel damit beschäftigt hat. Deßhalb ist es auch höchst bedauerlich, daß die Journale und sonstigen Schriften, die von dem Volke begierig gelesen zu werden pflegen, allen möglichen Schändlichkeiten, die in einem Staate vorkommen, zum Echo dienen. Ohne es zu wissen, werden sie eine reiche Quelle der Demoralisation. Mit einem dichten Schleier müßte man diese Schäden bedecken, nicht nur, weil sie den Gesellschaftskörper schänden und entstellen, sondern auch, weil sie ansteckend wirken.

Es ist mit den moralischen Krankheiten wie mit den physischen: es giebt darunter welche, die contagiös, andere, die epidemisch und wieder andere, die erblich sind. Auch das Laster pflanzt sich in gewissen Familien fort, wie der Skrophel und die Schwindsucht.

Die größere Mehrheit der Verbrechen, die ein Land heimsuchen, geht von einzelnen Familien aus, die eine besondere Ueberwachung und eine Isolirung erheischen, ähnlich, wie man sie über Kranke verhängt, in denen man die Keime ansteckender Krankheiten vermuthet. Was soll es, daß man in Frankreich der Verurtheilung und Bestrafung der Königsmörder eine so viel Aufsehen erregende Behandlung angedeihen läßt? Das Gepränge, das dabei Seitens der ersten Behörde des Königreichs entfaltet wird, wird zu einer Art Triumph, den viele Fanatiker um den Preis ihres Kopfes nicht zu hoch zu kaufen wähnen. Stirbt dann der Schuldige mit einer gewissen Kaltblütigkeit und geht dem Tode muthig entgegen, so liegt darin ein neuer Anreiz für Eitelkeit und Verbrechen. Es giebt Helden aller Art und jede gesellschaftliche Classe hat ihre eigenen. Der Mörder, der mit Festigkeit sein Haupt auf das Blutgerüste trägt, ist auch ein Held; er findet auch seine Bewunderer und oft genug auch eifrige Nachahmer.

Wenn man an die Nothwendigkeit der Todesstrafe glaubt, so gebe man sie doch mindestens nicht dem Publikum zum Besten. Nachdem das Verbrechen feierlich constatirt ist, und das Gesetz gesprochen hat, nun, so mag dann das Beil fallen, aber doch zwischen den Mauern des Gefängnisses. Entziehe man doch den Blicken des Volkes eine gräuliche Strafexecution, die die Einen mit Entsetzen erfüllt und Andere an solch blutigen Anblick gewöhnt*).

*) S. Fröbel, System der socialen Politik, Bd. 1. S. 138 ff. D. Uebers.

Die moralische Wirkung, die der Gesetzgeber erzielen will, würde durch das geheimnißvolle Stillschweigen, das die Strafexecution umgiebt, weit sicherer erreicht werden. Einige Zeugen müßten wohl beigezogen werden, um alle Garantieen zu bieten, welche die Gesellschaft in solchen Fällen verlangen kann.

Den Augen des Volkes müßten aber ein für allemal diese Blutgerüste entzogen bleiben, die abscheulichen Ueberbleibsel des Mittelalters, wo man den Menschen zum Gespötte von seines Gleichen macht, gleich einem wilden Thiere, an einen Schandpfahl gebunden, ausstellt, mit glühenden Eisen brandmarkt, oder ihn zuerst verstümmelt, und dann vollends tödtet.

Was hofft man denn mit der am wenigsten grausamen von allen diesen Strafarten zu erreichen? Glaubt man etwa damit einen tiefen Eindruck auf das Volk zu machen? Was diesem vor Allem einzuprägen ist, das ist doch nur die Gewißheit, daß kein Verbrechen ungestraft bleiben kann, und daß der Arm der Gerechtigkeit es sicher und rasch zu erreichen weiß. Die Mehrzahl derer, die das Schaffot besteigen, hatten auf Straflosigkeit gerechnet. Es ist also nur diese Hoffnung, die man ihnen rauben muß.

Was den Schuldigen selbst anbelangt, dem man die Möglichkeit der Besserung und dereinstigen Rückkehr in die Gesellschaft erhalten will, mit welchem Muthe wird der wieder in der Oeffentlichkeit erscheinen, zumal, wenn jenes Brandmal der Infamie ihn fortwährend

daran erinnert, daß eine unübersteigliche Scheidewand sich zwischen ihm und der Gesellschaft erhoben hat; daß alles Wohlwollen, dessen er sich noch würdig machen kann, von ihm nur um den Preis der Täuschung erlangt werden kann und durch sorgfältiges Verbergen eben jenes Brandmals, das ihm durch Henkershand aufgedrückt worden ist?

Ihr wundert Euch über die Menge der Rückfälligen, und Ihr selbst nur habt sie in's Leben gerufen! Wenn Ihr Einem zuerst das Schandmal aufgedrückt und ihn mit eigener Hand entwürdigt habt, dann verlangt Ihr noch, daß er in seiner ursprünglichen Reinheit wieder zum Vorschein komme! —

Die eifrigsten Forscher des Strafverfahrens haben die Nothwendigkeit erkannt, die Verurtheilten zu isoliren, und sogar zu verhindern, daß sie sich selbst unter einander wieder erkennen, um ihnen die Möglichkeit zu wahren, einmal wieder ihren früheren Platz in der Gesellschaft einnehmen zu können. Diese Forscher haben sich, wie man gesehen hat, in einem eigens zu dem Ende gehaltenen Congresse damit beschäftigt, eine besondere Tracht festzustellen, welche die Gefangenen innerhalb der Gefängnisse tragen sollen, und sogar die Form der Hüte vorzuzeichnen, welche am besten geeignet wäre, die Gesichtszüge derselben ihren Unglücksgefährten zu verbergen; und während hier diese urtheilsfähigen Leute an die Nothwendigkeit solcher Vorsichtsmaßregeln glauben, wovon manche vielleicht übertrieben sein mögen, wird der Verurtheilte auf der anderen Seite, noch bevor er das Gefängniß betreten, in dem er Gegen-

stand so ausgedehnter Sorgfalt werden soll, am hellen lichten Tage dem Hohne des neugierigen Publikums preisgegeben, — und wird von Seiten des Nachrichters alle Vorsicht angewandt, daß er derselben sich ja nicht entziehen kann. Wunderlicher Widerspruch! Was soll man von unseren im Angesicht des heutigen Standes der Doktrin erlassenen Strafbestimmungen nun halten?

Viertes Capitel.

Vom Antagonismus der Nationen*).

Ehe Bande des Wohlwollens und der Schutz der Gesetze die einzelnen Menschen geeinigt hatten, mußte Jeder allein auf seine Selbsterhaltung bedacht sein, Jeder schuf sich selbst seine Rechte und verschaffte ihnen, wenn er die Gewalt dazu hatte, auch Geltung, ohne daß ein Dritter die mindeste Rechenschaft über seine Handlungen verlangen konnte. Der Stärkste beraubte den Schwächeren, nahm, was ihm gefiel, insultirte und mordete den Nachbar und machte sich ungestraft Trophäen aus den Produkten seines Raubes.

Dank der vorgerückten Civilisation, dieser Zustand der Dinge existirt nicht mehr. Menschliche Gesetze haben die Rechte des Schwachen gegen Gewaltthat

---

*) S. R. Mohl: Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften B. I. S. 337 ff. und die dort angeführte Literatur. D. Uebers.

sicher gestellt; die Gerechtigkeit ist bei den Menschen eingekehrt. Das schwächlichste Wesen findet Schutz und Beistand für seine Person und Güter; und diese Bürgschaften sind auf so soliden Grundlagen aufgebaut, daß gewiß kein Mensch existirt, der nicht entrüstet wäre, wenn man deren Vorhandensein in seiner Nation in Abrede stellen wollte.

Wie kommt es nun, daß, während dieses Rechtsgefühl in den Gemüthern so tief Wurzel gefaßt hat wo es sich um Einzelmenschen handelt, man doch so verworrene Anschauungen hat, wenn es sich um ganze Völker handelt?

Wie? man findet, daß die Civilisation unermeßliche Fortschritte gemacht hat, und das internationale Recht liegt noch in vollständiger Barbarei befangen! Es soll nur einmal ein Staat durch industrielle Thätigkeit einen mächtigeren Nachbarstaat benachtheiligen, oder dessen Eifersucht rege machen; sogleich wird er von demselben unter dem nichtigsten Vorwande Handel und Flotte ruinirt und seine Städte verwüstet sehen. Er wird in eine so klägliche Lage versetzt werden, daß er sich lange Zeit von den erlittenen Schlägen nicht wird erholen können.

Die Stärkeren bereichern sich mit der Beute, die sie denen abgejagt, die sie ungestraft erdrücken können. Jede gelungene Dieberei wird ihnen zum Triumphe, und diese Erpressungen werden so lange fortgesetzt, bis sie eines Tages im Wettstreite um die oberste Gewalt sich selbst untereinander zerfleischen. So ist Rom Herrin der Welt geworden, nachdem es vorher alle

Völker, die noch Stand gehalten, besiegt und zu Grunde gerichtet hatte.

Es giebt Gesetze gegen Diebstahl, Zweikampf, Todtschlag und Mord, so lange es sich um Individuen handelt, aber es giebt deren keine, wenn es sich um Nationen handelt. Unter dem Namen des Völkerrechts ist man über einige Formalien übereingekommen, die nur dazu dienen, die Verbrechen, welche die Staaten gegen einander begehen, weniger gehässig erscheinen zu lassen. Es wird darin nur gewissermaßen das Ceremoniell geregelt, die Duellform für den Fall festgestellt, daß zwei Völker sich erwürgen wollen.

Man muß es zum Ruhme der Menschheit sagen, das neunzehnte Jahrhundert ist daran, einen neuen Weg einzuschlagen; es ist doch zur Einsicht gekommen, daß auch für die Völker Gesetze und Gerichte bestehen müssen und daß die in größerem Maßstabe verübten Verbrechen von Volk gegen Volk eben so hassenswerth sind, wie die Verbrechen von Mensch gegen Mensch.

Mehre größere Völker Europas haben eine glorreiche Initiative ergriffen und sich zu Richtern für vorkommende Differenzfälle aufgeworfen. Indeß kann ein so mächtiger Gerichtshof, der sich selbst die Oberhoheit in derselben Art beigelegt, wie etwa der Stärkste in neuentstehenden Staaten die oberste Gewalt an sich zu reißen pflegt, nicht wohl von vornherein den Weg strenger Gerechtigkeit einhalten. Mehr als eine Streitsache ist entschieden worden, ohne daß der angeklagte

Theil gehört worden war; mehr denn ein Urtheil ist von dem einen oder dem andern Richter ganz persönlich und zu Gunsten der eigenen Interessen gesprochen worden.

Wie lange wird es noch dauern, bis die Gleichheit vor dem Gesetze, die den Einzelnen zu Gute kommt, auch im internationalen Rechte Platz greift? Und wird es auch jemals möglich sein, Richter zu finden, die vollkommen unbetheiligt sind bei den ihrem Urtheile unterbreiteten Sachen?

Wenn man so die Haltung der Völker betrachtet, selbst diejenigen mit inbegriffen, welche die freundlichsten Beziehungen und die lebhaftesten Sympathieen zur Schau tragen, ist man geradezu geneigt, einen ewigen Kriegszustand derselben anzunehmen. Immer unter den Waffen, und sich gegenseitig belauernd, scheinen sie beständig im Begriffe zu sein, sich zu bekämpfen; Schildwachen aller Art bedecken ihre Grenzen und der friedliche Reisende kann ihre Linien nicht passiren, ohne von den Einen ausgefragt und belästigt und von den Anderen durchsucht und ausgezogen zu werden. In wie weit ein solches Schutzsystem politisch geboten sei, das mögen die Oekonomisten untersuchen. Es muß wohl eine Nothwendigkeit vorliegen, weil man dergleichen noch bei den civilisirtesten Völkern antrifft, die Nothwendigkeit muß sogar groß und eine allgemein gefühlte sein!

Von einem solchen Zustande der Dinge ist es freilich noch weit bis zu dem Kosmopolitismus, der von einigen Schriftstellern erstrebt wird und in einer vollständigen Nivellirung des Erdbodens bestünde, mit

Hinwegfall jedes Nationalgeistes. Ebensowohl könnte man bei dem Einzelnen jene wohlverstandene Eigenliebe ersticken wollen, jenes Gefühl der persönlichen Würde, das ihn über sich selbst erhebt und zu den großartigsten Handlungen und Unternehmungen fähig macht.

Man muß beide Klippen, die gleich unheilvoll werden können, wohl zu vermeiden suchen. Allzuwenig Nationalsinn erschlafft alle die Bande, die den Gesellschaftskörper zusammenhalten; zu viel Nationalsinn dagegen zieht eben diese Bande zu straff an, ertödtet die Individualität im Innern und erzeugt Isolirung nach Außen. —

Dritter Abschnitt.

Vom intellectuellen Zustande.

Erstes Capitel.

Wissenschaften, Literatur und Künste; Blüthezeit derselben.

Alles, was auf Erden mit einem Lebensprincipe begabt ist, hat ein Dasein von mehr oder minder langer Dauer, dessen Entwicklungsphasen im Ganzen sich gleich bleiben. So brauchen alle organische Geschöpfe eine bestimmte Zeit, um zur vollen Entfaltung zu kommen und tragen erst nach deren Ablauf ihre Früchte. Sobald sie sich dieser Periode der Fruchtbarkeit nähern, stattet sie die Natur mit ihren besten Schätzen aus und verleiht ihnen ein gesundes und festliches Aussehen, wie, um den Zeitpunkt, der die Unvergänglichkeit der Gattung sichern soll, recht feierlich zu begehen.

Auch die Völker folgen bezüglich ihrer intellectuellen Entwicklung diesen Gesetzen. Erst, nachdem

sie die zur Consolidirung ihrer Existenz erforderliche physische Kraft erlangt haben, und ihre Lebenskraft den höchsten Grad erreicht hat, beginnen die intellectuellen Anlagen sich geltend zu machen und Früchte zu tragen.

Die schönwissenschaftliche Literatur, Philosophie, Wissenschaften und Künste, sind für die Völker dasselbe, was die Blüthen und die Früchte für die Pflanzen; sie kündigen in verlässiger Weise die erlangte physische Reife und die nunmehrige volle Kraftentfaltung des betreffenden Volkes an.

In der Regel springt die Poesie diesem Zeitpunkte voraus und gesellt sich schon der Kindheit der Völker bei, wie denn die Einbildungskraft überhaupt die menschliche Kindheit beherrscht. Sie wirft auf die Laufbahn, die der angehende Mensch zu durchlaufen, sich anschickt, ihren verklärenden Wiederschein und umschwirrt ihn da mit ihren glänzendsten Illusionen.

Das erste Bedürfniß einer Nation ist das, sich zu consolidiren, sich eine unabhängige Existenz zu gründen und die Mittel zu beschaffen, um einige Behaglichkeit darüber ausbreiten zu können.

Dann erst, wenn es alle diese Vortheile sich angeeignet und sein materielles Wohlbefinden hergestellt, sucht es die Schätze des Geistes noch hinzuzufügen. Nun ist der Volksorganismus vollständig entfaltet, nun ist das Volk m a n n b a r. Literatur und Wissenschaft entwickeln sich bei ihm nur dann, wenn es selbst vollständig entwickelt ist und das Bewußtsein seiner Nationalität auch in sich trägt.

Sobald das physische Wohlbefinden zunimmt und eine gewisse Linie überschritten hat, lockern sich die socialen Bande, weil eben der Einzelne weniger deren Nothwendigkeit fühlt. Der Egoismus tritt an die Stelle der Bürgertugend, und die Geistesfrüchte werden seltener. Dies ist dann die dritte und letzte Lebensperiode der Völker. Sie gehen dann rasch ihrer Auflösung entgegen.

Das römische Volk hatte schon einen gewaltigen physischen Aufschwung genommen, als es nach dem Vorgange der Griechen sich anschickte, sich mit den Wissenschaften und Künsten zu beschäftigen. Die Früchte dieser seiner artistischen und literarischen Thätigkeit kamen langsam zur Reife und waren von kurzer Dauer. Sie verloren sich, sobald die Bande, die alle Theile des Reiches zusammenhielten, sich lockerten. Das neue Rom, das unter dem Schatten des Kreuzes in's Leben trat, stand an Macht seiner älteren Schwester nicht nach und auch seine Stirne zierte aller Zauber blühender Geistesproduction.

Es giebt kein Volk, an dem sich nicht die bezeichneten Entwicklungsphasen verfolgen ließen; man könnte sogar behaupten, daß diejenigen, die nicht so durch Spuren geistiger Entwicklung ein Lebenszeichen von sich gegeben haben, unvollständige Völker gewesen seien. Sie sind heutzutage auch größtentheils vergessen und die Erinnerung daran erweckt keinerlei Sympathie.

Das griechische Volk dagegen wird immerdar ein Gegenstand der menschlichen Bewunderung bleiben. Es hat die Befähigung und Kraft gehabt, große Dinge

zu vollbringen, sie dann würdig darzustellen und durch Denkmäler, die seine Genialität bekunden, ihnen die wahre Weihe zu geben.

Aber auch bei ihnen traten die Geisteserzeugnisse erst nach einer gewissen Zeitdauer zu Tage und verschwanden, sobald die Macht des griechischen Volkes zu wanken begann und dessen Patriotismus gesunken war.

Zweites Capitel.

Vom Prinzip der Association in intellectuellen Dingen*).

Wem anders, als der menschlichen Vergesellschaftung, als dem Prinzip der Association, verdanken wir die Entstehung der größten Dinge, welche die Erde gesehen hat? Wer betrachtet nicht mit Ehrfurcht die riesenhaften Arbeiten, womit die Römer ihre ausgedehnten Besitzungen bedeckt haben und die zum Theil uns heute noch Dienste leisten, nicht zu reden von unsern Eisenbahnen, die gewissermaßen die kühnsten Phantasieen der Alten verwirklicht haben; — ist in ihnen nicht in der That gleichsam das Feuer vom Himmel gestohlen, um den Menschen in Stand zu setzen, mit Blitzesschnelle den Erdball zu umkreisen; sehen wir

*) S. Roscher a. a. O. S. 90. Anm. 1. und Artikel: Akademie in Bluntschli's Staatswörterbuch H. 1.
D. Uebers.

nicht das Gesetz des Blitzes dazu angewandt, den menschlichen Gedanken in einem Augenblicke nach den größten Entfernungen zu tragen? Alle diese Wunder haben aufgehört, bloße Hirngespinnste zu sein, sie sind in die Wirklichkeit unsrer alltäglichen industriellen Thätigkeit herabgestiegen. Vor Allem charakterisirt es unsre Neuzeit, daß die Association überall da an die Stelle des Einzelnen tritt, wo dieser im gewöhnlichen Schlendrian alle Mittel und Wege der Wirksamkeit erschöpft hat. Dafür sprechen eine Menge von Beispielen auf dem Gebiete des menschlichen Forschens, namentlich auf dem der Erdkunde.

Es ist bekannt, wie die vereinigten Astronomen und Mathematiker der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris mit äußerster Hingebung die weitesten Reisen unternommen haben, um die Form der Erde zu erforschen. Während die Einen nach Lappland gingen, setzten die Anderen über's Meer und drangen in das Innere von Peru unter den größten Gefahren.

In unsern Tagen erst erließ die Akademie der Wissenschaften zu Paris einen Aufruf an die Astronomen Behufs einer Untersuchung der verschiedenen Himmelsgegenden, und diese riesenhafte Aufgabe wurde mit einem Eifer ausgeführt, der bereits zu den wichtigsten Entdeckungen geführt hat. Die Sterne wurden mit so minutiöser Sorgfalt registrirt,, daß sie nicht wohl mehr mit fremdartigen Körpern verwechselt werden können, die sich sonst unter ihnen eingeschlichen hatten. Auch ist es nicht mehr selten, daß neue Planeten, oder minder große Cometen, die dem allerschärfsten Späher-

auge zu trotzen schienen, gleichzeitig von mehreren vorgeschobenen Posten der Wissenschaft zugleich signalisirt werden, sobald sie in den Bereich der Teleskope treten.

Sollen wir noch der warmen Theilnahme gedenken, womit die Forscher fast sämmtlicher Nationen in unsern Tagen einen Aufruf der königlichen Gesellschaft zu London Behufs einer größeren Ausdehnung, die der Erforschung der Erscheinungen auf dem Gebiete der physischen Erdbeschreibung zu geben wäre, allerwärts begrüßt haben? Die fünf Erdtheile sind mit zeitweiligen Observatorien bedeckt, auf denen wissenschaftlicher Eifer Tag und Nacht, von Stunde zu Stunde mit äußerster Aufmerksamkeit die geringsten Andeutungen der Instrumente notiren, um in vereinter Anstrengung der Natur jene Geheimnisse abzulauschen, die auch dem unermüdlichsten Fleiße vereinzelter Beobachtung sicherlich entgangen wären.

Wo es sich um Wahrung der materiellen Interessen eines Staates handelt, ist Jeder berufen, seinen Antheil dem öffentlichen Schatze beizusteuern; nicht so aber, wo es sich um geistige Interessen handelt. Es wäre übrigens unnütz, einen General-Appell zu erlassen: die Meisten würden ihre Unfähigkeit erkennen, diejenigen aber, die sich für befähigt und unterrichtet genug hielten, um sich nützlich machen zu können, würden ohnehin zuletzt mit vereinter Anstrengung die Akademieen und gelehrten Gesellschaften zu Stande bringen, welche gewissermaßen die Intelligenz der ganzen Nation repräsentiren.

Uebrigens sind die meisten derartigen Körperschaften geneigt, sich innerhalb eines Staatsgebietes zu isoliren und ein abgesondertes Leben zu führen. Sie haben dann ebenfalls ihre Glanzperiode, Krankheiten, Altersschwäche und alle die verschiedenen Entwicklungsstufen, wie sie dem Dasein aller lebenden Wesen eigenthümlich sind.

Wenn auch die Wissenschaften keinem Volke insbesondere angehören, so würde doch eine wissenschaftliche Gesellschaft, die vom Staate begründet, und nicht der Ausdruck der Intelligenz dieses Staates und bestrebt wäre, das ganze Gebiet der Entdeckungen sich anzueignen, um die Hauptergebnisse um sich her nutzbar zu machen, ganz und gar ihren Zweck verfehlen. Sie müßte ohne Einfluß und bedeutungslos bleiben, da sie außerhalb des Gemeinwesens, dessen integrirenden Bestandtheil sie bilden sollte, ihre Stellung nähme.

Im Allgemeinen werden Associationen, was auch ihr Zweck sein mag, sobald sie sich im Staate isoliren, in der Regel demselben zuletzt mehr oder weniger schädlich, falls sie nicht ganz wirkungslose Institute sind. Solche Körperschaften unterscheiden sich vom Einzelmenschen eigentlich nur durch ihre größere Leistungsfähigkeit; wenn also der Einzelne dem Staatsgesetze nicht nur Gehorsam, sondern auch Beistand schuldet, um wie viel mehr müssen solche Verpflichtungen den Associationen obliegen!

Viele Dinge müssen von den Regierungen ausgeführt werden, nicht allein, weil diese stärker sind, sondern weil sie einen Charakter der Stätigkeit haben

und Garantieen bieten, wie es bei den Einzelnen nicht der Fall ist. Es könnten wohl auch einfache Privatleute gegen Vergütung die Polizeiverwaltung, Gesetzesüberwachung, das Unterrichtswesen, die Unterhaltung der Canäle und Wege und die Ausrüstung der Armee übernehmen, aber abgesehen von den geringen Garantieen, die damit geboten wären, wäre es begreiflicherweise auch unklug zu nennen, Dinge von so allgemeiner Bedeutung einem Einzelnen zu überlassen, der überdies einen gefährlichen und ganz abnormen Einfluß im Staate gewinnen müßte.

Nur dem ganzen Staate gebührt die Regelung solcher Interessen, und je mehr Lasten er hat, desto mehr Rechte darf er begreiflicherweise für sich in Anspruch nehmen. Es wäre deßhalb ganz thöricht, das Glück der Einwohner nach der Größe der Steuersumme, die sie bezahlen, beurtheilen zu wollen. Man darf sich wahrlich nicht darauf beschränken, blos die Steueransätze zu ermitteln; man muß auch zusehen, was Jeder für das bekommt, was er bezahlt. —

Man findet heutzutage, daß die aufgeklärtesten Staaten gerade diejenigen sind, wo der Steuerpflichtige am meisten bezahlt. Ist das ein Uebel zu nennen, wenn sie für's Allgemeine auch am meisten thun? Es ist deßhalb nicht nöthig, daß der Staat überall an die Stelle des Einzelnen tritt, sich in das unbedeutendste Detail einläßt, daß er seinen Bürgern Wohnungen besorgt, die Nahrung bereitet und austheilt, oder gar ihre Kleidung anfertigt. Dahin zielt wirklich die Meinung mancher Schriftsteller, die einem solchen Verfah-

ren gewiß Beifall zollen würden. Wir unsrestheils könnten darin nie etwas Anderes erblicken, als einen unseligen Eingriff der Gesammtheit in die Rechte des Individuums. Eines müßte zuletzt das Andere vernichten und ein solches Opfer wäre geradezu ein Raub zu nennen *).

Wo ist aber die Grenze, bei der die Thätigkeit des Individuums derjenigen eines höher stehenden Gemeinwesens, derjenigen der Nation nämlich, Platz machen muß? Diese Frage ist noch nicht erschöpfend behandelt worden und bis jetzt hat sich die Praxis weit mehr als die Theorie mit deren Lösung beschäftigt. So giebt es in Belgien Abgaben verschiedener Art, nämlich: Staats-, Provinzial- und Gemeindeabgaben, weil man eben erkannte, daß die Bedürfnisse nicht für die ganze Ausdehnung des Staates, so engbegrenzt er auch sein möge, ja nicht einmal im Umkreise einer Provinz sich gleich bleiben. Man folgt also nur den Regeln der gesunden Vernunft und Billigkeit, wenn man heutzutage bei Repartirung der Steuern die dafür einzutauschenden Vortheile zum Maßstabe nimmt.

*) S. J. St. Mill: Grundს. der polit. Oekonomie, deutsch v. Soetbeer (Hamburg, 1852), S. 416 u. ff. und Eötvös: Einfluß der herrschenden Ideen rc. Th. 2. S. 74 ff. und 236 ff. D. Uebers.

Drittes Capitel.

Wechselbeziehungen zwischen den Wissenschaften, welche den Einzelmenschen und den Wissenschaften, welche die Gesellschaft betreffen *).

Fassen wir das Vorstehende zusammen, so ist wohl ein Schluß zulässig auf das Vorhandensein eines nothwendigen Wechselverhältnisses zwischen den Wissenschaften, die den Menschen und denjenigen, die den Gesellschaftskörper behandeln.

Und zwar geht die hier stattfindende Analogie weiter, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; so ist Alles, was als organisches Wesen angesehen werden kann, alles mit Leben Begabte, aus verschiedenen wesentlichen Bestandtheilen zusammengesetzt, deren Studium eine eigene Wissenschaft, die Anatomie nämlich, bildet. Man spricht demnach von einer Anatomie der Pflanzen, der Thiere oder Menschen, je nachdem sie auf Pflanzen, Thiere oder Menschen angewandt wird. So hat auch der Gesellschaftskörper seine Anatomie, die man nicht ganz richtig als Statistik bezeichnet.

Zieht man eine Parallele zwischen den wesentlichen Grundbestandtheilen zweier Länder, so ist das vergleichende Statistik, wie es vergleichende Anatomie wäre, wenn man Vergleiche zwischen Organismen des Pflanzen- oder Thierreichs anstellen würde.

*) S. Riecke a. a. O. die Einleitung und IV. Buch.
D. Uebers.

Betrachtet man die Lebenserscheinungen selbst, so bestehen auch hier dieselben Analogieen; und die Wissenschaft, die von diesen Erscheinungen handelt, nennt sich Physiologie. Man spricht so, immer denselben Gedankengang verfolgend, von einer Physiologie der Pflanzen, Thiere und Menschen, je nachdem es sich um Pflanzen, Thiere oder den Menschen handelt. Wenn es sich aber um die Lebenserscheinungen des gesellschaftlichen Körpers handelt, welche Benennung würde hier wohl am Platze sein? Soll man auch von einer Physiologie der Gesellschaft sprechen? Denkt man an die beregten Wechselbeziehungen, so scheint es allerdings so sein zu sollen, und in diesem Sinne schrieb ich auch in einem andern Werke *), indem ich von der Gesellschaft redete: „Dieser große Körper besteht kraft eines feststehenden Naturgesetzes, wie Alles, was aus den Händen des Allmächtigen hervorgegangen ist; er hat ebenso seine Physiologie, wie das allerletzte der organischen Geschöpfe. Wenn wir auch auf der höchsten Sprosse der Leiter zu stehen glauben, so finden wir doch auch hier dieselben ehernen unwandelbaren Gesetze, welche die Himmelskörper lenken. Wir fallen unter die physischen Erscheinungen zurück, wo die menschliche Willensfreiheit gänzlich zurücktritt, um ungehemmt die reine That des Schöpfers walten zu lassen. Das Zusammenwirken dieser Gesetze, die über Zeit und menschliche Laune erhaben sind, bildet eine besondere Wissen-

*) Lettres sur la Théorie des probabilités p. 263.

schaft, der ich den Namen „Gesellschafts-Physik" glaubte geben zu dürfen."

Stellt man sich auf den Boden der Moralwissenschaften, so findet man, daß der Mensch zu mehrern wichtigen Untersuchungen Stoff bietet, wofür sich bei Pflanzen und Thieren keine Analogieen denken lassen. Die gerichtliche Medizin und öffentliche Gesundheitspflege existiren nur als nothwendige Ergebnisse der Civilisation; diese Wissenschaften haben ausschließlich auf den gesellschaftlichen Körper Bezug, und letztere beschäftigt sich mit dem Gesundheitszustand des Volkes, wie die Privatgesundheitspflege sich mit der Gesundheit der Einzelnen beschäftigt, aus denen das Volk zusammengesetzt ist. Es findet hier dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen der häuslichen und öffentlichen Wirthschaftslehre; jene untersucht die Mittel zur Sicherung der Einzelwohlfahrt und diese untersucht mit ausschließlicher Rücksicht auf den Staat die Entstehung, Vertheilung und den Verzehr der Reichthümer.

Man darf nicht die politische Oekonomie mit dem, was ich die Gesellschafts-Physiologie genannt, verwechseln; denn das hieße: die Prinzipien, wornach der Mensch seine materiellen Güter wechselt und vermehrt, mit den göttlichen Gesetzen verwechseln, welche die Erscheinungen seines Lebens regeln. Sie muß ebenso auch von der Gesellschafts-Physik wohl unterschieden werden: die fragliche Wissenschaft untersucht nur spezieller die Gesetze der Erhaltung, die den Menschen und die gesellschaftliche Ordnung zusammenhalten, und so eine zweite Mechanik des Himmels bilden, deren ge-

geheimnißvolle Grundlagen der Schöpfer so weise zu combiniren gewußt hat.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Erforschung und Anwendung der menschlichen Gesetze, die zu einem hohen Grade der Vollendung gediehen sind insoweit es sich um Einzelne handelt, noch die bedauerlichsten Lücken zeigen, sobald es gilt, die Rechte und Interessen der Völker zu regeln und sicher zu stellen. Beim Anblick dessen, was alltäglich vor unsern Augen geschieht, möchte man sich fragen, ob denn die Principien der Gerechtigkeit einen verschiedenen Charakter annehmen, je nachdem die Einen oder die Anderen in Frage stehen.

Dieselbe Frage läßt sich bezüglich der Moral stellen: Sind denn die Grundsätze, welche das Verhalten des einzelnen Menschen leiten, unverändert auch da maßgebend, wo ganze Völker in Frage stehen und ist dieselbe Wissenschaft gleich anwendbar auf den ganzen Körper, wie auf die einzelnen Bestandtheile desselben? In einigem Betracht kann hierüber gar kein Zweifel bestehen. Die Bande, welche die Individuen untereinander verknüpfen und die Gesellschaft begründen, müßten allerdings in dem Augenblicke zu existiren aufhören, wo nicht mehr volle Uebereinstimmung über die leitenden Grundsätze der Moral stattfände.

„Nach meiner innersten Ueberzeugung," sagt Vignon *), „würde es, wenn man der äußeren Po-

*) Sur la conciliation progressive de la morale et de la politique, tome I. des Memoires de l'Académie royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France.

litik eine der Moral und Gerechtigkeit, d. i. dem allgemeinen menschlichen Interesse angemessene Richtung gäbe, nicht nur ein für Volk und Geschichte ruhmwürdiges Werk, sondern zugleich ein weises, wohlverstandenes System zu nennen sein, das sicherlich der Regierung, die dazu fähig wäre, wahrhafte, solide und dauerhafte Vortheile einbringen würde, worauf sie mit vollem Rechte stolz sein dürfte.“ —

Die Gesetze, welche die allgemeine Entwicklung der Geistesanlagen des Einzelmenschen beherrschen, sind noch zu wenig erforscht, als daß der geringste Vergleich zwischen ihnen und den Entwicklungsgesetzen der Geistesanlagen der Völker, die sozusagen noch ganz und gar nicht untersucht worden sind, zulässig sein könnte. Doch würde im Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme eine solche Untersuchung vielleicht größeres Licht über die erstere Untersuchung verbreiten; mit noch größerem Rechte können wir Solches von den Untersuchungen behaupten, welche die Erforschung der Entwicklung der moralischen Anlagen zum Gegenstande haben.

Seit vielen Menschenaltern streitet man schon über die menschliche Willensfreihet, ohne zu einem positiven Ergebniß zu kommen. Die genialsten Köpfe haben dies schwierige Problem mit aller Kraft des Geistes und oft mit bewunderswerther Beredtsamkeit erörtert; haben sie gleichwohl uns volle Ueberzeugung beigebracht? Man möchte es bezweifeln, wenn man die Meinungsspaltungen sieht, die immer noch hier-

über selbst unter den hervorragendsten Schriftstellern herrschen.

Der enge Kreis, worin sie sich immer drehten, indem sie den Menschen isolirt betrachteten und auf den Einzelmenschen ihre Untersuchungen beschränkten, ließ sie nie die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung erfassen, noch auch erkennen, durch welche wunderbare Combinationen die Gottheit ihre Absicht bekundet, daß der Mensch sich frei innerhalb gewisser Grenzen bewege, die desto enger werden, je mehr dessen Thätigkeit sich in weitere Kreise auszudehnen strebt.

Sobald aber zwei Wissenschaften in Wechselbeziehung stehen, kann es nicht gleichgiltig sein, das Studium der einen dem der anderen vorausgehen zu lassen. Die Ziffern, die uns von der Moralstatistik an die Hand gegeben werden, stoßen sozusagen die Finger auf die engen Grenzen, innerhalb derer unsre Willensfreiheit sich bewegt, sobald sie sich der Gesellschaft und insbesondere den ewigen Gesetzen, die deren Gang bestimmen, gegenüber befindet. Die Kenntniß des Menschen leitet sich so von der Kenntniß des Gesellschaftskörpers ab. Keine Frage, daß dergleichen Beobachtungen, mit all der bei einer so wichtigen und schwierigen Materie erforderlichen Umsicht fortgesetzt, Thatsachen klar stellen würden, bei denen die Moralwissenschaften das höchste Interesse haben und die sonst auch bei den beharrlichsten philosophischen Forschungen, und wie lange man auch das Feld der Abstractionen durchkreuzen mag, doch nimmermehr bemerkt werden könnten.

Der von mir vorgezeichnete Gang ist zweifelsohne weniger kühn, aber er führt auch nicht so leicht ab: wenn man auch einen Augenblick vom richtigen Wege abkömmt, so darf man doch fast immer sicher sein, wieder darauf zurückzukommen. Dazu kömmt, daß die so gewonnenen Resultate mehr direct anwendbar und unmittelbar nützlich sind.

Drittes Buch.

Von der Menschheit.



Erstes Capitel.

Der intellectuelle Mensch hat immer mehr über den physischen Menschen die Oberhand gewonnen *).

Entrollt man die Annalen der Menschheit, so fesselt zunächst eine Thatsache unsre Aufmerksamkeit; der stets wachsende Triumph des intellectuellen Menschen über den physischen nämlich. Während Dieser auf einem Punkte stehen bleibt, ist Jener wesentlich fortschreitend, und ragt eben hiedurch unter allen Geschöpfen der Erde hervor.

In den ersten Zeitaltern der Welt betrachtete sich der Mensch als Herrn und König der Natur, er überhob sich gleichzeitig hinsichtlich seiner Bedeutung und Rangstellung im Universum. Es schien ihm, als ob Alles nur für ihn geschaffen wäre, die Elemente ihm tributpflichtig seien und nichts seiner materiellen Macht zu widerstehen vermöchte.

Lange Zeit hindurch war noch der Stärkste auch der Geachtetste und der persönliche Muth unter den Tugenden obenan gestellt. Zur Zeit selbst, wo Grie-

---

*) S. Riecke a. a. O. S. 572 ff. D. Ueb.

chenland die Blüthe seines Kriegsvolks gegen Troja sandte, ragte als Held derjenige am meisten hervor, der mit eigener Hand die größte Anzahl von Feinden zu erlegen vermochte. Ajax, Sohn des Telamon, war der Nebenbuhler des Achilles und stritt mit dem klugen Ulysses um die Waffen des Hektor. Und doch war Ajax gewissermaßen nur das Urbild der körperlichen Stärke, während Ulysses das der Weisheit und Intelligenz gewesen ist.

Durch sämmtliche poetische Gebilde des Mittelalters geht noch dieses Vorwalten der körperlichen Anlagen über die moralischen und geistigen Vorzüge. Roland ist die Verkörperung dessen, was den Menschen damals als das Höchste galt und wenn der mächtige Carl der Große anstandshalber ihm an die Seite gesetzt wird, so geschieht dies weniger deßhalb, weil er ein großer Gesetzgeber und Herrscher von glänzenden Geistesgaben, als vielmehr darum, weil er im Gefechte Niemandem an Kraft und Gewandtheit des Armes nachstand.

Man würde heutzutage einem Fürsten nicht viel Achtung zollen, der seinen Feinden nichts entgegenzusetzen hätte, als herkulische Stärke und erprobte Tapferkeit. Aber nicht allein im Gefechte sah der Mensch die körperliche Ueberlegenheit vor der geistigen zurückweichen; sobald er um sich blickte und den Rang bemaß, den er im Weltall einnimmt, mußte dieser sein Rang in seinen Augen in dem Maße zusammenschrumpfen, als seine Kenntnisse sich erweitert hatten.

Die Wissenschaft hat es ihm einleuchtend gemacht, daß der Erdball, wovon er einen Winkel nur inne hat, selbst blos als ein Staubkörnchen betrachtet werden kann, das in die Unermeßlichkeit des Weltalls sich verliert; daß da Millionen von Welten, gleich der unsern, in dem endlosen Raume schwimmen, in dessen Tiefe wir nur mit den Blicken unsres Geistes dringen können; sie ließ ihn indeß die Entfernungen von mehreren dieser Welten, ihre Bewegungen, ihr Gewicht erforschen und sogar die Gesetze der Schwere an ihrer Oberfläche bestimmen.

Der Mensch mußte zuletzt zur Erkenntniß kommen und seinem Stolze konnte es nur zur Genugthuung gereichen, daß, wenn auch seine physische Bedeutung beschränkt, doch seine G e i s t e s k r a f t u n e n d l i c h, und daß es ihm allein vergönnt ist, in das Geheimniß der Schöpfung einzudringen und deren Gesetze zu belauschen: ihm allein ist ja die Wissenschaft gegeben, ohne die kein Fortschritt möglich wäre und wir uns genöthigt sähen, ewig auf einem Punkte stehen zu bleiben *).

Seit der Erschaffung der Welt scheinen unsre physischen Anlagen sich nicht entwickelt zu haben; weder Auge, noch Arm sind mächtiger geworden. Es hat im Gegentheil den Anschein, als ob wir in körperlicher Hinsicht in dem Maße herabsänken, als wir uns vom Urzustande entfernen. Aus Mangel an Uebung

*) Oeuvres de J. Droz, t. III. p. 220., de la philosophie morale, ch. IX.

verliert das Auge seine Schärfe, das Ohr seine Feinheit, verlieren Geruch und Geschmack ihre instinktive Unterscheidungskraft und unsre Glieder ihre Geschmeidigkeit. Selbst unsre Geistesanlagen haben, als wirksame Kräfte betrachtet, vielleicht an Lebendigkeit verloren. Die neuere Poesie konnte die Gesänge Homers nicht in Vergessenheit bringen; unsre Skulptur und Architektur gratuliren sich, wenn ihnen eine Nachahmung der Alten glücklich gelungen ist; was die Musik betrifft, so sind wir leider außer Stande, ein Urtheil zu fällen, wenn wir aber dem Zeugniß der Alten Glauben schenken dürfen, so muß auch diese Kunst zu einer hohen Vollendung gebracht worden sein; wenigstens hat *sie* gerade die größten Wunder und Entzückungen bewirkt.

Nur mit Hülfe der *Wissenschaft* können die Neueren gegen die Alten in die Schranken treten; überall, wo sie auf ihre *natürlichen* Kräfte angewiesen sind, müssen sie oft deren Ueberlegenheit anerkennen; wie viel Macht giebt ihnen aber diese Stütze der Wissenschaft?! Jeder besonderen Anlage verleiht sie eine unschätzbare Tragweite, die noch täglich höher steigt.

So hat, um nur das eine Beispiel der Sehkraft anzuführen, die unter allen Kräften von der Natur mit ganz besonderer Vorliebe ausgebildet zu sein scheint, diese unsere Sehkraft vermöge der Fortschritte der Optik, ihrem Wirkungskreis eine wunderbare Ausdehnung gegeben. Nicht nur, daß sie Himmelskörper, die so weit entfernt sind, daß man nicht einmal ihr Vorhandensein ahnte, mit Hilfe der Teleskope zu erfassen vermochte,

hat sie auch die verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die deren Oberfläche zeigt, zu ermitteln gewußt.

Die Wissenschaft, die solchergestalt für den Menschen die von Natur sichtbaren Grenzen der Schöpfung hinausgeschoben, bemühte sich ebenso nach andrer Seite hin die Grenzen zu verschieben und die kleinsten Details der Körper zu erfassen, die in Folge ihrer Kleinheit ewig mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben zu sollen schienen.

Durch ihr unablässiges Vorrücken hat die Wissenschaft aber nicht allein die Tragweite unsrer körperlichen Fähigkeiten erhöht, sondern auch unsren moralischen und intellectuellen Fähigkeiten mehr Festigkeit gegeben, indem sie zu ihrer Wirksamkeit zahlreiche Stützpunkte verlieh. Von Tag zu Tag erweitert sich das Herrschaftsgebiet des Menschen und vermehrt seine Genüsse. Es geschieht auch nicht ohne Grund, daß ihre treuen Dolmetscher ebenso von Tag zu Tag im gesellschaftlichen Organismus eine zunehmende Berücksichtigung finden und die Achtung nur noch nach reellen Leistungen zugemessen wird.

Das Zeitendenkmal, das sich so erhebt und lediglich den wissenschaftlichen Arbeiten des Menschen zu verdanken ist, nimmt unablässig majestätischere Proportionen an, ohne daß sich absehen ließe, wo die Grenzen seiner Entwicklung sind, und welche Höhe es noch erreichen mag. Blickt man auf diesen stolzen Bau, das Werk so vieler Jahrhunderte und Anstrengungen, so fühlt man sich unwillkürlich zu einer schmerzlichen Reflection gedrungen, und fragt sich, indem man Schwäche

und Kühnheit des Menschen vergleicht, ob nicht dessen Geisteskraft denselben Thurm von Babel zu bauen sich bemüht, den er einst mit seiner Hände Arbeit zu erbauen sich vermaß.

Welche Zukunft aber auch diesem Riesenbau noch bevorstehen mag, der Mensch gehorcht, indem er daran arbeitet, nur einem unwiderstehlichen Instinkte, einer geheimen Kraft, die seinen Willen in Fesseln schlägt. Er allein ist in der Schöpfung zu solchem Werk berufen; es ist ihm aber nicht vergönnt, eine Abtheilung vor der anderen zu beginnen; jeder Stein muß zu seiner Zeit und an seinen Ort gebracht werden; Alles ist vorgesehen, Alles ist planmäßig angelegt und man kann wohl sehen, daß die Hand des großen Baumeisters des Weltalls den Plan gemacht und die Proportionen festgestellt hat.

Zweites Capitel.

Die intellectuelle Entwicklung der Menschheit befolgt dieselben Entwicklungsstufen, wie die des Individuums *).

Beobachte man einmal den einzelnen Menschen und beobachte in seiner Kindheit die Entwicklung seiner ersten Regungen; er ist von den unbedeutendsten Erscheinungen überrascht und im Unvermögen, sie sich zu

---

*) S. Riecke a. a. O. S. 574 ff. D. Uebers.

erklären und deren Ursache zu erkennen, schreibt er sie übernatürlichen Wesen zu.

Später richtet sich seine Aufmerksamkeit mehr auf die wirklich wahrgenommenen Dinge: er beobachtet sie, sucht die Thatsachen zu erneuern, um sie besser erforschen zu können, — er betritt den Weg der Erfahrung und nun sucht er für das, was ihn überrascht, natürliche Ursachen, deren Einwirkung er der Form und Intensität nach prüft. Selbst wenn sein Geist nicht genug wissenschaftlich gebildet ist, wird er durch Berechnung die erzeugten Wirkungen abzuschätzen sich bemühen, und den Thatsachen entgegenkommen, indem er sie als nothwendige Consequenzen theoretisch ableitet.

Denselben Gang befolgt auch der Geist der Menschheit, oder besser: so gestaltet sich auch die Geschichte der Wissenschaften. Der Mensch ist in der Reihenfolge der Jahrhunderte nicht anders fortgeschritten: er sah, — beobachtete die Erscheinungen, — suchte sie durch wiederholte Versuche zu erneuern, um sie besser von allen Seiten prüfen zu können; — er schätzte dann die Kräfte, die denselben zu Grunde liegen, oder modificirend darauf einwirken; und hat dann a priori alle Besonderheiten, die sie bieten könnten, berechnet. Diese Aufeinanderfolge der Operationen findet gleicherweise bei allen unseren Wissenschaften statt, nur sind nicht alle gleich weit vorgerückt und finden sich nicht alle in derselben Evolutionsperiode.

So war die Eigenthümlichkeit des Magnets schon im Alterthum, der jonischen Schule, 600 Jahre vor Christi Geburt, bekannt und hat wahrscheinlich schon

weit früher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Wir wissen nicht, welche Empfindungen in ihnen angeregt worden sein mögen beim Anblicke dieser aus der Ferne zwischen Körpern, die ganz unabhängig von einander sind, wirkenden Anziehungskraft, höchst wahrscheinlich aber, daß sie mehr als erstaunt waren und an übernatürliche Ursachen glauben mußten.

In der Folge sind diese Erscheinungen besser beobachtet und erkannt, und der Wissenschaft einverleibt worden; man reproducirte sie durch Experimente, hat künstliche Magnete angefertigt und Eigenthümlichkeiten festgestellt, die anfänglich der Beobachtung entgangen waren. Die Einwirkung der Erde auf den Magnet führte auf die Idee des Compasses und die Eroberung unsres Erdballs ist die Frucht dieser interessanten und ergiebigen Erfindung gewesen. Doch war man noch weit davon entfernt, die Wirkung des Magneten auf feste Gesetze zurückführen zu können. Die mathematische Theorie des Magnetismus gehört dem laufenden Jahrhundert an; vermöge dieser können wir nun von allgemeinen Gesetzen zu den besonderen Erscheinungen hinabsteigen und gewissermaßen dem, was etwa der Beobachtung entging, entgegengehen. Dies ist dann die letzte Stufe, die als sicheres Anzeichen der Vollendung einer Wissenschaft gelten kann.

Die Astronomie hat dieselben Phasen durchlaufen: ihre Erscheinungen haben ebenso bei den Menschen zuerst nur Erstaunen erweckt, und diese bei den unbedeutendsten Bewegungen am Himmel übernatürliche An-

lässe annehmen lassen. Ruhigere Beobachtung machte es möglich, die Dinge richtiger aufzufassen, ihnen den wahren Platz anzuweisen und deren ganz natürlichen Charakter festzustellen. Die Wissenschaft hat alsdann die Kräfte erkannt, die diesen verschiedenen Erscheinungen zu Grunde liegen, und die Mechanik des Himmels setzte dem Werke die Krone auf, indem sie von einem großen Principe nicht allein alle Bewegungen der Himmelskörper, die durch Beobachtungen festgestellt wurden, sondern auch die, welche ihren Forschungen entgangen waren, als nothwendige Folgerungen abgeleitet hat.

Während die Menschheit so festen Schrittes dem Ziele, das sie sich steckte, entgegenging, haben indeß nicht alle Völker, aus denen sie besteht, gleichen Antheil an dieser großen geistigen Bewegung genommen. Selbst heute noch finden wir sie ungleich vorgerückt auf der durchlaufenen Bahn. Die Einen sind erst auf dem Abgangspunkte und ohne alle wissenschaftliche Errungenschaft, gleich dem Kinde, das kaum sich selber kennt, oder wie die Menschen der Urzeit, wird in ihren Augen Alles erstaunlich und oft sogar zum Wunder.

Viele Andere wieder sind schon im Besitze durch Beobachtung und Erfahrung erlangter Ergebnisse, haben aber nicht die nöthige Energie gehabt, um weiter zu gehen und bis zu den äußersten Grenzen der Wissenschaft, die man kennt, sich aufzuschwingen. Diejenigen, welche diese Grenzen erreicht, sind die be-

vorzugten Völker, die man als die vorgeschobenen Posten der Civilisation betrachten kann*).

Die beiden Grenzlinien, zwischen denen die verschiedenen Völker sich einreihen, sind demnach äußerst weit und streben täglich noch weiter auseinanderzugehen in Folge weiterer Fortschritte der Wissenschaften. Wie vertheilen sich aber die Völker zwischen diesen Grenzen? Classificiren sie sich dem Gesetze der zufälligen Ursachen gemäß? Dies wissen wir eben noch nicht und wird wohl immer schwer, wenn nicht unmöglich zu erkennen sein!

Und wie sind bei einem und demselben Volke die Individuen zu classificiren? Einige hielten im Beginn der Bahn schon inne, während andere alle Abstufungen durchliefen, über welche die menschliche Intelligenz hinwegschreiten mußte. Von einigen auserlesenen Menschen ließe sich sagen, daß sie wären wie der Nil, dessen Quelle man nicht kennt. Es giebt wirklich welche, die mit solcher Raschheit in die Bahn hereinstürzen, daß man sie erst dann bemerkt, wenn sie in gleiche Linie mit den Vorgerücktesten gekommen sind.

Es giebt vielleicht keine zwei Menschen in einer Nation, die genau denselben Bildungsgrad und dieselbe Summe von Kenntnissen besitzen, und, so unmöglich es sein mag, sie in dieser Beziehung zu classificiren, wird es doch einleuchten, daß nur Wenige sich an den beiden äußersten Grenzlinien finden; die Meisten

---

*) S. M. Chevalier Du progrès (Journal des Econom. XXXI. p. 29—49). D. Uebers.

nähern sich einem mittleren Zustande, der für die verschiedenen Völker zwar nicht gleich ist, den man aber immer mehr zu ermitteln trachten muß. Nach dieser mittleren Bildung gerade muß nun aber die Nationalbildung beurtheilt werden*). Die wenigen Menschen, die sich an den höhern Grenzen finden, geben dann einen Maßstab dafür, was die betreffende Nation für den Fortgang der Wissenschaften leisten und zum Fortschritt des menschlichen Geistes beitragen kann.

Drittes Capitel.

Die Grenzen, zwischen denen die den Menschen betreffenden Elemente variiren, suchen sich zusammenzuziehen**).

Geht man auf den Ursprung der Dinge zurück und folgt dann der Menschheit in ihrem fortschreitenden Gange, so findet man in jeder Epoche eine scharf hervortretende Verschiedenheit der Elemente, aus denen sie zusammengesetzt ist. Eine vollständige Gleichheit hat unter den Menschen gar niemals existirt, weder in moralischer, noch in intellectueller Beziehung.

Wiewohl wir hierfür keine präcisen Anhaltspunkte besitzen, so haben wir doch gewichtigen Grund, zu

*) Vergl. oben S. 49 ff. D. Uebers.

**) S. J. v. Eötvös: Einfluß der herrschenden Ideen 2c. B. II. S. 430 ff. u. A. Guillard a. a. O. S. ch. IX. und X. D. Uebers.

glauben, daß von den entferntesten Zeiten bis zur Stunde die Menschen denselben Typus beibehalten haben und nur, sofern sie dem Gesetze der zufälligen Ursachen unterworfen blieben, von einander abweichen konnten. Eben dieses Gesetz beherrscht die ganze Natur und begründet gewissermaßen das Leben des Universums; es bringt die Bewegung und Mannigfaltigkeit hervor, unbeschadet jedoch der unverrückbaren *Grundformen* alles Daseienden.

So mögen, in physischer Beziehung, die Menschen zu irgend einer Zeit einmal an Größe und Stärke des Körpers unter einander ganz unähnlich gewesen sein, ohne daß der *mittlere* Werth dieser beiden Elemente deßhalb ein anderer, wie heute, gewesen ist. Damals, wie jetzt, haben sie sich nach demselben Gesetze um das *Mittel* herum, sei es darüber hinausgehend, sei es darunter bleibend, vertheilt; nur mögen die äußersten Grenzen, zwischen denen diese Schwankungen stattfanden, sehr verschieden gewesen sein.

Alles läßt uns also, für die *körperlichen* Eigenschaften mindestens, annehmen, daß der *mittlere Mensch* keine merkliche Veränderung erlitten hat, wohl aber die *Grenzen* fortwährend *enger* geworden sind.

Wenn man die Uebertreibungen in Abzug bringt, die bei den Anführungen der Alten mitunterlaufen, so deutet wirklich Alles darauf hin, daß heutzutage jene tiefen Scheidelinien zwischen den Menschen aus den unteren und denen aus den privilegirten Classen verschwunden sind. Die ersteren schleppten sonst, bei

schlechter Nahrung und Kleidung, sich krümmend unter drückender Sklaverei ein elendes Dasein hin, während letztere alle Sorgfalt auf die Ausbildung ihres Körpers verwandten, der ihnen Siege und Ansehen unter ihren Mitbürgern verschaffte. Die Helden des Homer classifizirten sich gewissermaßen nach Maßgabe ihrer körperlichen Ausbildung und die hierin am meisten Hervorragenden wurden sogar den Göttern an die Seite gesetzt.

Ebenso verhält es sich in moralischer Beziehung. Wir kennen nicht mehr jene schauderhafte Entsittlichung, wie sie von den Alten zum Theil ohne Erröthen eingestanden und sogar als Tugend gerühmt wird; wir sehen aber auch nicht mehr jene erhabenen Charaktere, jene edlen und festen Seelen, die über die Geschichte des Alterthums ein so hohes Interesse verbreiten. Ganz unmerklich sind wir in engere Grenzen gedrängt worden.

Was die Intelligenz betrifft, so ist hier eine wichtige Unterscheidung zu machen: es genügt nicht, die Verstandesfähigkeiten an und für sich zu betrachten; in absolutem Sinne genommen haben sie wahrscheinlich keine Veränderung erlitten; man muß aber den wissenschaftlichen Fortschritt mit in Anschlag bringen. Der auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stehende Mensch unterscheidet sich heutzutage weit mehr, als es zu irgend einer andern Zeit der Fall gewesen ist, von dem in tiefster Unwissenheit Verbliebenen, und das muß auch so sein, da ja für die zwischen ihnen bestehende Verschiedenheit die ganze Strecke, welche bi

Wissenschaften seit ihrer Entstehung zurückgelegt haben, den Maßstab bildet. Wenn man auf der andern Seite von diesen Extremen absieht, die doch nur seltene Ausnahmen sind, und nur den Mittelzustand in's Auge faßt, dann wird es interessant, zu untersuchen, ob die größere Mehrheit, oder, was man sonst den großen Haufen zu nennen pflegt, sich heutzutage mehr von diesem Mittelzustande entfernt, als in früherer Zeit. Nun glaube ich aber, daß man hier, wie bezüglich der körperlichen und moralischen Eigenschaften, ohne Gefahr allzuweit von der Wahrheit abzuirren, die Behauptung wagen kann, daß die Civilisation, während sie unmerklich das mittlere Maß der Bildung etwas in die Höhe getrieben, gleichzeitig auch die Grenzen, zwischen denen der intellectuelle Mensch variiren kann, zusammengerückt habe*).

Diese Annahme findet namentlich dann ihre Bestätigung, wenn man die politische Lage und das materielle Wohlbefinden der Völker in's Auge faßt. Einem natürlichen Antriebe folgend sucht der Mensch die Grenzen, zwischen denen die verschiedenen sozialen Stellungen eingeschlossen sind, zusammenzudrängen, und wo möglich eine vollständige Gleichheit herzustellen. Dieses Verlangen ist besonders bei der Jugend sehr ausgebildet, wo der Mensch seinen ersten Regungen folgt

*) Villerme: Sur les épidémies sous les rapports de la statistique médicale et de l'économie politique a. a. O. und Condorcet: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain a. a. O.

und die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft noch nicht kennen gelernt hat. Da ist für ihn dann die Republik von allen Staatsformen die allerwünschenswertheste.

Man wird indeß die Frage aufwerfen, ob denn dieses in's Unendliche fortgesetzte Zusammendrängen der Grenzen, zwischen denen die Menschen variiren können, als ein Glück anzusehen und ob ein solcher Zustand der Dinge überall möglich sei?

Die absolute Gleichheit würde, wenn sie ganz ausführbar wäre, die Gesellschaft wieder auf den Anfangspunkt zurückführen und, bei längerer Dauer, sie in vollständige Erschlaffung stürzen: aller Wechsel und alle Bewegung wären aufgehoben, die bunte Mannigfaltigkeit würde von der Erde gänzlich verschwinden, Künste und Wissenschaften würden brach liegen bleiben; was den Menschengeist am meisten ehrt, das würde preisgegeben und da Niemand einem Andern gehorchen oder sich unterwerfen wollte, müßten große Unternehmungen ganz unmöglich werden *).

Wenn nun auch eine absolute Gleichheit als ein Uebel bezeichnet werden muß, so ist es doch nicht weniger wahr, daß das Zusammenziehen der Grenzen bis zu einem gewissen Punkte eine wahrhafte Wohlthat zu nennen ist. Welches sind aber die passendsten Grenzen? Dieses eben so neue, wie schwierige Problem harrt noch seiner Lösung.

---

*) S. Roscher a. a. O. S. 81. D. Uebers.

Viertes Capitel.

Die Mittel und Grenzen erleiden nur durch die Wissenschaft Veränderungen.

Der des wohlthätigen Einflusses der Wissenschaft beraubte Mensch müßte nothwendig auf einem Punkte stehen bleiben, sagten wir oben; er unterläge dem Schicksale aller lebenden Wesen und zeigte in seinen verschiedenen Elementen Schwankungen, die ihre Entwicklungsstufen und Grenzen haben. Diese Schwankungen hätten aber seit der Entstehung der Welt keinerlei Veränderung erlitten, weil nichts uns zur Annahme berechtige, daß die Natur seitdem ihre Gesetze verrückt habe. Die natürlichen Ursachen, die auf Thiere und Pflanzen einwirken, sind, seitdem der Mensch sie beobachten konnte, unverändert dieselben geblieben. Ich spreche natürlich nicht von Zeiten, die von der Geologie noch nicht erforscht sind und auf das Vorhandensein von Ursachen deuten, die nach Gesetzen der Vorsehung modifizirt worden sein mögen.

Unter dem schönen Himmel Griechenlands befolgt aber der Olivenbaum noch immer bei seiner Entwicklung denselben Stufengang des Wachsthums, wie er zur Zeit des Kodrus beobachtet wurde. Der Baumtypus ist derselbe geblieben, nur unterliegen jetzt, wie damals, die einzelnen Bäume in ihren verschiedenen Bestandtheilen gewissen Schwankungen; so würde sogar die Anzahl der Blätter, wenn man sie zählen, ja die Größe eben dieser Blätter, wenn man sie messen könnte,

kurz Alles dasselbe Mittelmaß, dieselben Grenzen der Abwechslung, kurz Alles würde sich immer noch durch dasselbe Gesetz der zufälligen Ursachen geregelt zeigen.

Die einzigen Ursachen, die Abweichungen in die Naturgesetze bringen können gehen vom Menschen aus, der, auf die Wissenschaft gestützt, die Cultur umwandelt und so dahin geführt wird, die Mittelverhältnisse und Grenzen zu verrücken, während die Natur diesen störenden Eingriffen sich entgegenstemmt und immer die Tendenz bewahrt, den normalen Mittelzustand wieder herzustellen und in die Grenzen zurückzukehren, die man durchbrochen hat.

Die Thiere haben ebenso seit der Schöpfung nicht das Mindeste zur Umwandlung ihres Zustandes oder zur Ausbildung der Industrieen gethan, die ihnen von der Vorsehung gelehrt worden sind. Wie sinnreich die Ameise, wie geschickt im Bauen der Biber auch sein mag, sie arbeiten, seitdem sie beobachtet werden, immer in derselben Weise und ohne je einen Fortschritt zu bekunden. Die Biene hat ihren architektonischen Kenntnissen nichts Neues hinzugefügt; die Spinne wirkt ihr Gewebe nicht mit größerer Vollendung, als sie es zur Zeit unsrer ältesten Ahnen gethan hat.

Der Mensch allein hat in der Wissenschaft das Mittel gefunden, Abwechslung in die verschiedenen Elemente zu bringen, von denen er abhängt, sowohl bezüglich des Mittelzustandes, wie auch bezüglich der Grenzen, zwischen denen diese Elemente hin- und herschwanken können.

Selbst an unsrer Körperbeschaffenheit, so schwer es auch sein mag, hier Vergleiche anzustellen, da uns alle hierzu erforderlichen Anhaltspunkte fehlen, lassen sich leicht wichtige Veränderungen, die damit vorgegangen, wahrnehmen. Die Wissenschaft hat bis zu einem gewissen Punkte unsre Organe verbessert, sobald sie mangelhaft wurden. Große Unähnlichkeit zwischen den Menschen ist seltener geworden und während die Grenzen enger wurden, hat sich der Mittelzustand nach und nach gehoben.

Von den immensen Fortschritten, welche die Optik seit einigen Jahrhunderten gemacht, habe ich bereits gesprochen; sie hat das Gebiet des Gesichtssinnes für die Kurzsichtigen und Fernsichtigen ausgedehnt, indem sie ihn auf jede Entfernung zu sehen befähigt. Was sage ich? sie hat die Sehkraft in dem Maße befestigt, daß diese sich nun in Stand gesetzt sieht, die geringfügigsten Einzelheiten der Welt, die sonst der Analyse durch ihre Winzigkeit oder wunderbare Entfernung entgangen waren, in ihren Kreis zu ziehen. Auch die Unglücklichen, die vordem verdammt waren, weder das Licht der Sonne, noch das Schauspiel der Schöpfung zu sehen, können nun diesen Anblick genießen.

Ebenso hat die Akustik die Tragweite des Gehöres erhöht, und alle Menschen ohne Unterschied durften die Früchte dieser Entdeckungen mitgenießen.

Allenthalben hat die Wissenschaft ihren heilsamen Einfluß geübt; sie hat die Zahl der Körpergebrechen und überhaupt aller Schäden, die auf Verschlechterung unsrer Gattung abzielen, vermindert. Insbesondere

verdanken wir der Schutzpockenimpfung, der Ortopädie und Chirurgie, daß Mißgestalten heutzutage viel seltener geworden sind, während Gymnastik und Arzneiwissenschaft sich bemühen, unsren Körpern mehr Kraft und Geschmeidigkeit und allen unsren körperlichen Anlagen eine normale Entwicklung zu geben *).

Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaften ahben gewisse Krankheiten abgekürzt und schmerzloser gemacht und zur Verlängerung der mittleren Lebensdauer des Menschen beigetragen. Man darf deßhalb nicht mit Condorcet sich der Hoffnung hingeben, daß diese mittlere Lebensdauer sich in's Unendliche verlängern lasse. Die Sterblichkeit regulirt sich, wie wir bereits gesehen haben, nach ganz anderen Gesetzen, als solchen, wie man sie vom Fortschreiten der Heilkunde ableiten möchte.

Die Epidemieen sind seltener und die Wirkungen des Mangels minder verheerend geworden, und kommt eines der Nothjahre, die in früheren Zeiten so viel Menschen hinweggerafft haben, so bewirkt der allgemeinere Wohlstand, daß jetzt Jeder die Folgen solcher Calamitäten weniger zu fürchten braucht.

Auf der andern Seite strebt auch das Privatvermögen nach einer gewissen Gleichheit; in den meisten civilisirten Ländern sind die Gesetze derart eingerichtet,

---

*) S. Marx a. a. O., B. Smith a. a. O. u. Riecke a. a. O. S. 260 u. f. D. Uebers.

daß sich nicht weiter große Capitalien in den Händen einzelner bevorzugten Familien ansammeln können *).

Betrachtet man die Gesellschaft unter dem Gesichtspunkte der Moral, so findet man, daß Verbrechen und Entsittlichung abgenommen haben, die Kriege seltener und von weniger störenden Umständen begleitet sind; auch die Gefangenen werden mit mehr Menschlichkeit behandelt. Die Sclaverei ist längst schon im civilisirten Europa eine unbekannte Sache, und in mehreren Staaten sind sogar alle Menschen ohne Unterschied vor dem Gesetze gleichgestellt worden.

Jeder genießt jetzt einen größeren Schutz der Person und des Eigenthums; die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften suchen den Unglücksfällen, von denen der Einzelne betroffen werden kann, die Spitze abzubrechen, indem sie nach billiger Abwägung die Uebel, die sonst einen Einzigen getroffen haben, auf Alle vertheilen. Durch solche Vertheilung auf die Massen werden diese Uebel gewissermaßen abgeschwächt und wirkungslos.

In intellectueller Hinsicht strebt die Ausbildung des Unterrichtswesens ihrerseits, eine größere Gleichheit unter den Menschen herzustellen **); die Kenntnisse verbreiten sich mit Leichtigkeit unter allen Gesellschaftsklas-

*) S. Roscher a. a. O. S. 205, Note 7; deutsche Vierteljahrsschrift v. 1853, H. 1. S. 169; Jos. Garnier über die Gesetze der Bevölkerungszunahme im Journ. des Econ. 1853 und Roßbach Gesch. d. pol. Oekonomie S. 355 ff.
D. Uebers.

**) A. Guillard a. a. O. p. 211 ff. D. Uebers.

fen. Die Buchdruckerkunst vorzüglich hat eine solche unendliche Verbreitung der Aufklärung begünstigt.

Die Anlage der Eisenbahnen, die neuerdings die Berührungspunkte der Völker so sehr vervielfältigt, muß nothwendig ähnliche Resultate herbeiführen. Vermöge dieser merkwürdigen Erfindungen scheint der Erdball selbst seine Grenzen zusammengerückt zu haben.

Der Einfluß des Menschen beschränkt sich aber nicht auf seine Person; er erstreckt sich auf Alles, was ihn umgiebt, auf die Pflanzen, die Thiere und selbst auf das Clima, dessen Charakter er zu modifiziren weiß. Allenthalben sieht man die Wissenschaft die Grenzen aller der Abwechslung fähigen Elemente zusammendrängen und gleichzeitig die Mittelzustände erhöhen.

Fünftes Capitel.

Wie sich die Civilisation über die Erde verbreitet*).

Die Geschichte der Fortschritte des Menschengeistes bildet den schönsten Adelsbrief des Menschen; dieses

*) S. H. Passy: Des causes qui ont influé sur la marche de la civilisation dans les contrées du globe (Journ. d. E. VIII. 128—137; 219—231). Deutsche Vierteljahrsschrift XLI. (1848, 1—17); ebendas. Jahrg. 1850 S. 179 ff. The theory of human progression and natural probability of a reign of justice (Lond. 1850); A. Javary: de l'idée du progrès (Paris 1851) u. Planta a. a. O. S. 184 ff. D. Uebers.

Denkmal ist sein ungetheiltes Eigenthum. Wie hat sich aber die große Bewegung der Civilisation über den Erdball ausgebreitet und wo hat sie ihren Ursprung genommen? Ihre ersten Schritte sind in tiefes Dunkel gehüllt, Alles berechtigt indeß zur Annahme, daß sie zuerst in Asien aufgetaucht und dann nach Aegypten übergegangen ist. In Griechenland, wo die Civilisation nachher ihren Sitz aufschlug, leuchtete sie schon in hellstem Glanze bis zum Augenblicke, wo sie von den Besiegten sich abwendend den siegreichen Adlern des römischen Volkes folgte, das sie in ihrem Zufluchtsorte erst ersticken zu wollen schien, ihr zuletzt aber selbst tributpflichtig wurde. Nach langem Kampfe gegen die Invasion der nordischen Barbaren nahm sie einen neuen Aufschwung und nahm ihre Richtung nach eben den Gegenden, die ihre Existenz bedroht hatten. Es konnte dieser gewaltige Strom zwar von den Schranken, die sich entgegenstellten, in seinem Laufe hin und wieder aufgehalten werden, aber zu seiner Quelle kehrte er niemals zurück. Man kann auch wohl an der Hand der Geschichte seinen Lauf verfolgen, die Nebenflüsse die er aufgenommen, die Becken in die er sich gestürzt, erfahren, aber welches Auge wäre scharfblickend genug, um voraussehen zu können, welche Wege er nun noch einschlagen, um die Länder nennen zu können, die er noch durchlaufen und die weiteren Fortschritte bezeichnen zu können, die er noch inskünftige machen wird? Erst von da an, wo die Civilisation in Griechenland Fuß gefaßt, konnte man in regelmäßiger Weise ihre Entwicklung erforschen. „Griechenland," sagt Mignet

in einem vortrefflichen Werke über die Einführung Germaniens in die civilisirte Gesellschaft des Abendlandes*), „Griechenland, das in der unmittelbaren Nachbarschaft der orientalischen Länder die geeignetste Lage hatte, um deren Civilisation anzunehmen, wurde solche zuerst mitgetheilt. Von da ab wurde dieselbe dann nacheinander auf den europäischen Continent übertragen, und verbreitete sich da, wenn auch mit Unterbrechungen, weiter und weiter. Diese Unterbrechungen waren veranlaßt durch die wechselseitigen Einwirkungen und abwechselnden Triumphe zweier Völkermassen, von denen die eine civilisirt, die andere in Barbarei versunken war, und erstere selbst nach ihren Niederlagen immer Fortschritte machte, während letztere selbst nach ihren Siegen fortgesetzte Verluste erlitt."

Die Civilisation ist nicht durch regelmäßigen und ununterbrochenen Fortgang zu ihrer heutigen Höhe angewachsen; mehrmals trat Stillstand ein und einige Male empfing sie auch gewaltige und unerwartete Impulse. Man sollte glauben, der Friede sei die unerläßliche Bedingung ihrer Entwicklung; dennoch aber sah man sie fast jedesmal inmitten des Schlachtgetümmels sich aufraffen und ausbreiten.

Wir sagten oben, die Wissenschaft sei das mächtigste Element der Civilisation; was also jener Vorschub leistet, muß auch den Fortschritt des menschlichen Geistes beschleunigen. Man muß übrigens den Stand

*) Memoires de l'Institut de France, Académie des sciences morales et politiques tome III. p. 768.

der Civilisation nicht nach einzelnen hervorragenden Geistern beurtheilen, die doch immer nur in beschränkter Zahl vorkommen, sondern nach der Menge der unter dem ganzen Volke verbreiteten Kenntnisse.

Es kann sein, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst kein einziges Genie mehr in's Leben gerufen hat; aber indem sie eine Fluth von Bildung unter die Menschen ergoß, hat sie Unberechenbares geleistet. Einige Individuen gelten für nichts im Gesellschaftskörper, nur die mittlere Bildung aller Menschen kann in Betracht kommen, und so lange diese zu heben nicht gelungen ist, hat man für die Menschheit nichts gethan.

Wer es dahin brächte, eine universelle Sprache zu begründen, hätte dem Menschengeiste einen der größten Impulse gegeben, die er bekommen kann. Die Sprachverschiedenheit ist ein bedeutendes Hinderniß für den Austausch der Bildung und den Erwerb neuer Kenntnisse. Alle Philosophen, die sich mit dem Fortschritt des menschlichen Geistes beschäftigt haben, sind darüber einverstanden; natürlich kann man aber sehr wohl erkennen, was Noth thäte, ohne es deßhalb zur Ausführung bringen zu können.

Ein kleines Volk, das seine eigene Sprache hat und sich nicht bequemen wollte, wie andere zu reden, stünde heutzutage isolirt inmitten Europa's und würde sich bald der Civilisation ganz und gar entfremden. Nur durch vielfältigen Verkehr kann die Wissenschaft Ausbreitung unter den Menschen finden und die Civilisation sich befestigen. Deßhalb muß der Anwendung

des Dampfes als Beförderungsmittel und der Erfindung der Eisenbahnen einer der ersten Plätze in der Geschichte des menschlichen Fortschritts eingeräumt werden.

Sechstes Capitel.

Grundtypen des Schönen und Guten; Mißbildungen und Auswüchse*).

Die hier in gedrängter Darstellung zu entwickelnde Theorie nöthigt mich, auf einige Erörterungen meiner beiden früheren Schriften zurückzukommen, deren Inhalt in dem vorliegenden Capitel gewissermaßen übersichtlich zusammengefaßt werden soll. Ich werde mich indeß bemühen, mich in möglichst engen Grenzen zu halten.

Unsere verschiedenen Eigenschaften unterliegen mehr oder minder großen Schwankungen, die indeß nicht alle einen gleichen Charakter an sich tragen; mehrere derselben drehen sich um einen constanten Mittelpunkt und unterliegen nur dem Einflusse der zufälligen Ursachen. Diese werden uns hier zunächst beschäftigen.

In ihrem Normalzustande und so, wie sie uns die Natur gegeben hat, können sie als Typen der Vollkommenheit betrachtet werden; nur in ihren größeren Abweichungen vom Mittelzustande zeigen sie Mangelhaftigkeit, und je beträchtlicher die Abweichungen, desto unangenehmer auffällig werden die Anomalieen.

---

*) S. Riecke a. a. O. S. 566 u. f. D. Uebers.

Zu viel oder zu wenig Körperhöhe, zu viel oder zu wenig Dicke bringen körperliche Mißgestalten hervor. Wie wir bereits gesehen haben, bedarf es hiezu nicht einer Abirrung von der Gesammtform des Urbildes, sondern es genügt schon eine Störung der einzelnen Verhältnisse unter sich. So hat der Riese einen zu kleinen Kopf im Verhältniß zur Größe seines ganzen Körpers und der Zwerg umgekehrt einen verhältnißmäßig zu großen Kopf.

Jedes Glied des menschlichen Körpers hat ein normales Maß und steht mit dem Ganzen des Körpers im Verhältniß; sobald dieses Maß verletzt ist, werden wir unangenehm davon berührt, sei es, daß die Gewohnheit des Anblicks und Vergleiches uns die Vorstellung des Typus einprägt, oder daß diese Vorstellung von Haus aus uns innewohnt und sich deßhalb verletzt fühlt.

Ich betrachte also den mittleren Menschen als den körperlichen Typus der Schönheit*) und die Häßlichsten sind dann Diejenigen, die sich am meisten hiervon entfernen. Es ist selbstverständlich, daß der Typus nicht für jedes Lebensalter gleich ist.

Diese Bemerkung erleidet auch auf unsere einzelnen Sinne Anwendung. So hat unser Gesicht eine gewisse normale Tragweite und je nachdem diese überschritten oder nicht erreicht ist, haben wir einen fern- oder kurzsichtigen Menschen vor uns, Gebrechen, denen die Wissenschaft glücklicherweise nachzuhelfen verstand.

---

*) S. oben S. 44 ff. D. Uebers.

Ueberhaupt zeigt Alles, was am Menschen eine exacte Abschätzung zuläßt, — und bei seinen körperlichen Eigenschaften ist dies der Fall — augenscheinlich einen Normalzustand und mehr oder minder weit gehende Schwankungen um diesen Zustand herum. Diese Schwankungen sind, wie bemerkt, von einem und demselben Gesetze, dem der zufälligen Ursachen nämlich, abhängig.

Der Normalzustand einzelner unserer Eigenschaften ist leicht wahrnehmbar, wie derjenigen z. B., die unter den Gesichtssinn fallen; davon haben wir auch ein so tiefes Bewußtsein, daß es im Ganzen einer angeborenen Empfindung gleichkommt.

Nicht ganz so verhält es sich, wenn es sich um ein Urtheil über solche Eigenschaften handelt, die wir nicht so gewohnheitsgemäß von selbst abschätzen und mit einander vergleichen. Hier fehlt uns dann das Gefühl so gut wie die Erfahrung, um das Normale und Schöne von dem Anomalen und Häßlichen unterscheiden zu können.

Wer vermöchte zu erklären, warum die Tragweite des Gesichtssinnes im normalen Zustande, um ein genaues Bild zu bekommen, nicht über acht Zoll hinausreicht? Wer giebt uns den Grund an, weßhalb bei dem ausgewachsenen Menschen die Zahl der Pulsschläge auf siebzig steigt? Haben wir zum Voraus eine Idee von dieser Zahl oder derjenigen der Athemzüge? Gewiß nicht; und gleichwohl sind wir, sobald wir bei dem Einzelnen große Anomalieen in dieser Beziehung wahrnehmen, zur Annahme geneigt, daß hier

körperliche Mängel oder gar ein krankhafter Zustand vorliegen.

Man wird vielleicht einwenden, daß manche körperliche Eigenschaften, auch wenn sie das gewöhnliche Maß überschreiten, doch weit entfernt sind, als Fehler betrachtet zu werden und sogar häufig Gegenstand der Bewunderung werden, wie ja ein übermäßiger Wuchs, außergewöhnliches Gewicht und besondere Stärke die Aufmerksamkeit derart erregen, daß man sich beeilt, Menschen von solcher Eigenthümlichkeit zu beschauen. Es ist aber in einem solchen Falle mehr das Außerordentliche, als wirklich Bewundernswerthe der Sache, was uns reizt. Es sagt uns sogar jedesmal eine mit Bedauern gemischte unwillkürliche Empfindung, daß solche außergewöhnliche Eigenschaften fast immer auf Unkosten anderer kostbarerer, namentlich intellectueller Eigenschaften erworben sind. Es genügt nicht, daß eine unsrer Eigenschaften an und für sich schön sei, sie muß auch im gehörigen Einklang mit allen anderen sein.

„Jener Zustand," sagt Pascal*), „der die Mitte hält zwischen den Extremen, findet sich bei allen unseren Fähigkeiten. Unsre Sinne vertragen nichts Extremes, zu viel Lärm betäubt, zu viel Licht blendet uns, zu große Entfernung und zu große Nähe verhindern die Aussicht; zu viel Länge und zu viel Kürze verwirren ein Gespräch, zu viel Vergnügen wird lästig und zu viel Einklang ermüdet. Wir haben weder von extremer Wärme, noch von extremer Kälte Genuß.

*) Pensées, tome II. p. 80.

Gegen excessive Eigenschaften verhalten wir uns feindselig und fühllos. Wir genießen sie nicht mehr, sondern leiden nur darunter. Zu viel Jugend und zu viel Alter hemmen den Geist; zu viel und zu wenig Nahrung stören seine Thätigkeit; zu viel und zu wenig Unterricht schwächen ihn. Extreme Dinge sind für uns, und wir für sie nicht vorhanden: sie entschlüpfen uns, wie wir ihnen entschlüpfen."

Der Verfasser der „Gedanken" ist wiederholt auf diesen Grundgedanken der Mittelzustände zurückgekommen und hat ihn jedesmal mit seinem gewöhnlichen Scharfblick behandelt. Es kann uns jedoch Wunder nehmen, daß er geglaubt hat, „die Mitte verlassen, heiße die Menschheit verlassen*)." Die extremen Dinge gehören der Menschheit ganz ebensowohl an, wie die mittleren; sie ergänzen die Kette, die alle Menschen aneinander knüpft und jenes weitschichtige Ganze bildet, das man den Gesellschaftskörper nennt. Pascal selbst konnte dies nicht entgehen und er hat es sehr richtig ausgesprochen in dem folgenden Gedanken**): „Man zeigt sich damit nicht groß, daß man auf einer extremen Stufe sich befindet, sondern dadurch nur, daß man beide Extreme in sich zusammenfaßt und Alles dazwischen Liegende ausfüllt. Vielleicht ist dies nur ein plötzliches Umspringen der Seele von einem Extrem zum anderen, wobei sie in Wahrheit doch immer auf einem Punkte bleibt, wie der Feuerbrand, den

*) Pascal, Pensées, tome II. p. 143.

**) Pascal, Pensées, tome II. p. 148.

man wendet, es beweist aber doch mindestens die Gleichmüthigkeit der Seele, wenn auch nicht ihre Größe." Aristoteles stellte jede unserer Tugenden zwischen zwei entgegengesetzte Laster.

So wird die bis zum Uebermaß getriebene Freigebigkeit zur Verschwendung und in entgegengesetzter Richtung zum Geize. Der Muth ist eine glänzende Eigenschaft, während zu viel oder zu wenig Muth Verwegenheit oder Feigheit erzeugt*).

Diese Anschauungsweise unserer moralischen Eigenschaften hat bei den meisten Philosophen und Dichtern der Alten vorgeherrscht. In medio virtus war ihr Sprichwort, das sie in allen erdenklichen Formen in Anwendung brachten. Horaz, einer der geistvollsten und gewandtesten Beobachter, hat sich besonders zu dieser Doktrin bekannt und aufgestellt, daß das Uebel sich nur in den Abweichungen vom Mittelzustande von der aurea mediocritas findet. Er ereifert sich deßhalb gegen alle die, welche davon sich zu entfernen trachten.

Est modus in rebus: sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.
(Erste Satire.)

Dieses Maßhalten, das jedes Uebermaß zu vermeiden sucht, braucht uns indeß nicht erst von der Philosophie gelehrt zu werden, es räth uns die gesunde Ver-

---

*) S. Max Wirth a. a. O. S. 297 u. 304. Bezüglich der ethischen u. politischen Theorie des Mittelmaßes bei Aristoteles vergl. Voigt: Die Lehre v. jus naturale etc. (Leipz. 1856.) §. 24 ff. D. Uebers.

nunft schon dessen Befolgung an; die Natur selbst hat es zum Gesetze erhoben, und jede Abweichung von dem durch sie vorgezeichneten Wege hat körperliche Gebrechen und Krankheiten aller Art, und moralisch alle Laster, welche nur die Menschheit besudeln, im Gefolge.

Vor unsern Augen liegen die Typen alles Guten sowohl, wie alles Fehlerhaften; die Sache ist nur, gehörig unterscheiden zu können. Jede einzelne menschliche Eigenschaft hat mit allen Nüancen, die sie zwischen ihren äußersten Grenzen birgt, im Gesellschaftssysteme ihre Vertretung, und diese Nüancen zeigen sich nach Maßgabe des allgemeinen Gesetzes, das die Schwankungen aller den Menschen betreffenden Elemente regulirt, numerisch vertheilt. Zufolge dieses Gesetzes sind die meisten Nüancen für jede einzelne Eigenschaft in der Nähe des Normalzustandes; und in dem Maße, als man sich von diesem entfernt, werden die Mängel, sowie sie augenfälliger werden, auch seltener.

Nähme man an, daß die körperlichen und moralischen Anlagen stationär seien, so würde der Typus des Schönen für diese wie für jene einen constanten Werth haben. Dieser Werth hätte aber nichts Absolutes mehr, sobald man von einem Volke zu einem anderen überginge; jedes Volk ist nämlich ein eigenes Glied der Menschheit und bietet einen Typus, der speciell der von ihm gebildeten Gemeinheit angehört. Ganz dasselbe läßt sich bezüglich der intellectuellen Anlagen beobachten, man muß nur eine Unterscheidung machen zwischen unsren intellectuellen Anlagen an sich und in-

sofern sie an der Hand der Wissenschaft fortschreitend sind. Betrachten wir die Einbildungskraft, oder das Gedächtniß, so scheinen diese Fähigkeiten in der Aufeinanderfolge der Zeiten nicht veränderlich zu sein, wiewohl sie bei den Menschen eines und desselben Zeitraums mehr oder weniger ausgebildet sein mögen und wahrscheinlich den durch das Gesetz der Möglichkeit sich herausstellenden Schwankungen unterliegen.

Ein Uebermaß des Gedächtnisses kann ebenso Erstaunen erregen, wie ein Uebermaß von Körpergröße oder Stärke, aber diese an und für sich interessante Anomalie ist in der Regel auf Unkosten anderer kostbarer Eigenschaften erkauft und wird so zu einem wahren Gebrechen. Die überreizte Einbildungskraft streift sehr nahe an Wahnsinn und nach der entgegengesetzten Grenze hin nähert sie sich dem Idiotismus, sie wird nur dann zum wahrhaften Vorzuge, wenn ihre Thätigkeit durch die Vernunft geregelt ist.

Nicht im Ueberwiegen eines einzelnen Theils liegt die Vollkommenheit, sondern im Ebenmaß und in der Uebereinstimmung aller Theile untereinander. Doch bietet eine besondere Gedächtniß- oder Einbildungskraft insofern eine nützliche Seite, als sie zu wissenschaftlicher Leistung, einem wesentlichen Elemente alles Fortschritts, allerdings geschickter macht.

Handelt es sich um solche Eigenschaften des Menschen, die nothwendig stationär sind und nur zufolge zufälliger Ursachen variiren, dann kann, wie gesagt, das Mittel als Typus des Schönen angenommen werden. Anders jedoch bei den Eigenschaften, die pro-

gressiver Natur sind und sich durch die Wissenschaft vervollkommnen. Die obere Grenze darf hier nicht einem Fehler gleichgeachtet werden, weil alle unsre Anstrengungen im Gegentheil darauf gerichtet sind, daß das Mittel einmal bis zur Höhe dieser Grenze gesteigert werde.

Je mehr folglich die progressiven Elemente sich an die Wissenschaft anschließen, desto weniger sind ihre Abweichungen vom Mittel als Fehler anzusehen.

Das Wissen ist keine natürliche Eigenschaft des Menschen. Wenn solche also auch ein Mittel mit zwei Grenzen zuläßt, und man auch annehmen könnte, daß in einer Nation alle Zwischen-Räumen dem Gesetze der Möglichkeit gemäß durchlaufen worden sind, so darf man doch hier das Mittel nicht als den Typus der Vollendung ansehen; es constatirt nur den Grad der Verbreitung der Bildung und die obere Grenze bezeichnet den Grad des absoluten Fortschritts der Wissenschaft; weiter läßt sich davon nichts ableiten.

Beinahe ebenso verhält es sich mit dem Wohlstande der Einzelnen, den man auch so viel als möglich zu vermehren suchen muß unter gleichzeitiger Einschränkung der äußersten Grenzen*).

Tiefe Armuth bei den Einen und übermäßiger Reichthum der Andern sind Anomalieen, die man zu beseitigen suchen muß, wenn man sich auf einen politischen und allgemein menschlichen Standpunkt stellt. Soll damit indeß gesagt sein, daß ein großes Vermö-

*) S. Max Wirth a. a. O. S. 297. D. Uebers.

gen ein Uebel sei? Für den Einzelnen, der es besitzt, gewiß nicht, wohl aber für die Gesammtheit, die in wenige Hände einen Ueberfluß zusammenströmen sieht, der zur Existenz von Vielen nothwendig wäre.

Kurz, wir sehen das Wissen und den Reichthum, die von den Menschen am meisten erstrebten Güter, in höchst ungleicher Weise vertheilt und den größten Schwankungen unterworfen. Während die Einzelnen die obere Grenze zu erklimmen trachten, bemüht sich die Menschheit ihrerseits mehr und mehr den Zwischenraum der beiden Grenzen einzuschränken und das Mittel zu heben, so daß, wenn diese beiden Tendenzen ihre volle Wirkung äußern könnten, die Grenzen mit dem Mittel zuletzt zusammenfielen, die bestehende Ungleichheit unter den Menschen aufhören würde und diese ungehemmt auf der Bahn zur höchsten Vollkommenheit fortwandeln könnten.

Auch bezüglich der individuellen Eigenschaften können wir das Gesagte, wie folgt, zusammenfassen:

Die Schönheit, die physische und moralische, besteht in einem richtigen Gleichgewichte zwischen unsern Fähigkeiten. Alles, was diese Harmonie zu stören geeignet ist, muß fehlerhaft sein.

Wenn es wahr ist, daß unsre Fähigkeiten um einen constanten Mittelzustand oscilliren, so ist daraus zu schließen, daß der Typus des Schönen unveränderlich ist, und einen absoluten Werth hat.

Dieser Typus kann aber nur durch Beobachtungen an der ganzen Menschheit festgestellt werden; beschränkt man sich bei Ermittlung desselben auf einen Bruchtheil

dieses großen Körpers, auf ein einzelnes Volk zum Beispiel, so erhält man nur einen relativen Werth, der sich mehr oder weniger vom absoluten entfernt.

Das Schöne liegt ebenso bezüglich der Intelligenz in einem richtigen Gleichgewichte zwischen allen hiezu gehörigen Fähigkeiten. Keine kann hier im Uebermaß vorhanden sein, ohne Nachtheil für die anderen. Dieses Gleichgewicht kann aber verschiedenartig hergestellt werden; es ist nämlich denkbar, daß die intellectuellen Fähigkeiten des Menschen immer in vollkommen harmonischer Uebereinstimmung bleiben und doch mehr oder weniger ausgebildet sein können. Eine Intelligenz kann also in verschiedenen Abstufungen schön und bedeutend sein.

Siebentes Capitel.

Hervorragende Menschen*).

Ein hervorragender Mensch ist im Allgemeinen derjenige, der über die anderen Menschen eine gewisse Ueberlegenheit ausübt, sei es durch seine Intelligenz, sei es durch andere außergewöhnliche Eigenschaften. Diese Ueberlegenheit kann sich verschiedenartig manifestiren: manchmal weckt sie Ehrfurcht oder Bewunderung und manchmal auch giebt sie einem ganzen Volke den Anstoß, der es zu den größten Unternehmungen und Opfern fähig macht.

*) S. Riecke a. a. O. S. 577 ff. D. Uebers.

Man ist deßhalb noch kein hervorragender Mensch, weil man sich durch körperliche Eigenschaften auszeichnet, so schön diese auch sonst sein mögen: ebensowenig können eine besondere Vereinigung moralischer Eigenschaften genügen, wenn sie nicht mit der Intelligenz in Uebereinstimmung wäre. Gerade dieses letztere Element im weitesten Sinne genommen giebt die eigentliche Ueberlegenheit, mindestens in der modernen Gesellschaft. Die Rücksichten der Alten, die weit mehr Werth auf die körperlichen Vorzüge legten und diese sogar vergötterten, sind uns fremd geworden.

Nur der Intelligenz gehört heutzutage die Suprematie. Jene bevorzugten Menschen, die durch eine glückliche Harmonie aller ihrer Geistesfähigkeiten glänzen, selbst diejenigen, die als Typen intellectueller Schönheit gelten könnten, üben jedoch auch im Allgemeinen nur einen geringen Einfluß auf ihre Mitbürger, so lange sie von diesen in ihren Gewohnheiten oder durch die Art ihrer Geistesthätigkeit allzusehr abweichen. Man ehrt, ja, man bewundert sie, aber trotz der allgemeinen Bewunderung bleiben sie isolirt, gleich den aus einem Stein gefertigten Denkmälern der Alten, die den künftigen Jahrhunderten das Andenken großer zeitgenössischer Ereignisse überliefern sollten. Ihre Höhe giebt nur einen Maßstab für die intellectuelle Entwicklung der Menschheit zu der Zeit, wo sie eben lebten.

Es giebt jedoch einige Schriftsteller, die gewaltigen Einfluß auf die übrigen Menschen ausgeübt und tiefe Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben. Um aber solche Wirkungen zu ermöglichen, mußten sie

gleichzeitig auf die Moral und Intelligenz einwirken; sie mußten sich mit ihrer Umgebung in Uebereinstimmung setzen und ihre Sympathieen erwecken; denn die Menschen setzen sich weniger durch Geisteseigenschaften, als durch die des Herzens miteinander in Berührung. Nur bei solcher Uebereinstimmung kann der Schriftsteller, indem er der Dolmetscher der Gesammtheit wird, sicher sein, auch alle Stimmen für sich zu gewinnen und nach Gutdünken über die öffentliche Meinung zu gebieten, diese launische Macht, die gar oft an die Stelle der Gesetze tritt.

Im Allgemeinen bringt man es nicht dadurch, daß man, sei es auch in den glänzendsten Eigenschaften, den höchsten Punkt erreicht, und hier isolirt stehen bleibt, zur Herrschaft und freien Verfügung über ein Volk, sondern nur dadurch, daß man sich der Mittelstufe annähert und die allgemeinen Sympathieen erringt. Betrachtet einmal die Menschen, die eine Rolle in der Geschichte gespielt und eine Überlegenheit über die Massen ausgeübt haben; aus welchem Stande sie auch hervorgegangen sein mögen, immer werdet ihr finden, daß sie in mannigfacher Beziehung als Typen der Epoche, in der sie lebten, dienen können und in ihnen die Gefühle und die Fähigkeiten Aller zusammengefaßt waren. Sie bildeten geradezu den Schwerpunkt, um den sich der ganze Organismus bewegte.

Oft genug haben solche Menschen die wahre Quelle ihrer Größe verkannt und erst später, nachdem sie selbst ihren Fall herbeigeführt, ihren Irrthum wahr-

genommen und eingesehen, daß sie zuletzt eben aus dem Mittelpunkte der Bewegung herausgetreten waren. Dieselben maßgebenden Gesetze, die ihnen unbewußt zur Macht verholfen hatten, haben nachher auch ihren Fall herbeigeführt.

Achtes Capitel.

Freude und Leid.

Die Freude hat nichts Absolutes; sie hängt weit mehr von uns selbst und den Nebenumständen, als von den Ursachen ab, die sie zunächst hervorzurufen scheinen; es giebt Nichts, was wunderlicher und wandelbarer wäre; genügt es auf der einen Seite, um einen einmal gehabten Genuß wieder aufzufrischen, uns genau in dieselben Umstände zurückzuversetzen, so reicht auf der anderen Seite eine Erinnerung, ein Blick, ein Nichts schon hin, um das, was die süßesten Empfindungen erzeugen sollte, in Melancholie, oder gar Schmerz zu verwandeln.

Vergebens suchen wir, als neue Sybariten, unsre Freuden in's Unendliche zu verlängern; mitten im Genuß werden wir durch einen Hauch verstimmt und selbst, wenn es uns gelänge, alle Leiden bis auf die kleinsten zu beseitigen, wären unsre stumpfen Sinne unvermögend, jenes ungetrübte Glück zu erlangen, wornach wir uns unablässig hindrängen; ebensowohl könnte man die Lichteffekte der Malerei ohne die dazu unerläßlichen Schatten verlangen.

Aus den Contrasten muß sich die Freude erzeugen; die Natur will, daß man mit dem Schmerz die Freude erkaufe. Wir sind so gebildet, um in beständigem Wechsel leben zu können und unsre Seele bedarf der Erregung; sie gleicht der Saite einer Lyra, die nicht klingt, wenn sie nicht in Schwingung gesetzt wird und um so stärker erklingt, je größer die Schwingungen sind. Man darf jedoch gewisse Grenzen nicht überschreiten und im Haschen nach lebendigeren Freuden sich nicht allen den Gebrechen aussetzen, womit die Natur diejenigen bestraft, die ihre Gesetze verachten. Ueberlassen wir dem Wollüstling diese jähen Uebergänge, die ihn unter Angst und Schmerzen durch die trunkensten Genüsse führen. Die extremen Zustände sind die wahren Krankheiten der Seele.

Es giebt eine sehr schwere Kunst, die nämlich, alle schroffen Uebergänge vermeiden zu können und von Schmerz zu Lust durch eine Stufenfolge wohlgemessener Contraste zu gelangen, wodurch der Genuß nur erhöht wird.

Die Bewegung schafft das moralische Leben, wie sie das Wesen des körperlichen Lebens ist; die Aufgabe ist nur, zu wissen, wie weit die Schwankungen gehen können und in freier Selbstbestimmung Maß zu halten. Weil unsre Organisation nothwendig der Freude bedarf, muß man sich deren von selbst so viel schaffen, als man leicht bemeistern kann. Nun scheint aber die Natur uns die Mittel hiezu angedeutet zu haben; sie wollte, daß der Mensch selbstthätig lebe. Das Leid, das sich also der Mensch geschaffen,

kann nach seinem Belieben verlängert werden; er kann es nach seinem Willen vergrößern, oder auch das natürliche Maß wählen und es seinem Geschmack und seiner Organisation anpassen; solches Leid trifft dann den Körper, ohne ihn, oder die Moral, oder auch die Intelligenz zu verletzen, es dient vielmehr nur dazu, allen diesen mehr Kraft und Spielraum zu verleihen.

Wir begegnen hier einer auffallenden Ausdehnung des physikalischen Gesetzes, wonach Wirkung und Gegenwirkung immer gleich sind. Treten wir in irgend welcher, Lust oder Leid mit sich führenden, Veranlassung aus unsrem gewohnten Zustande heraus, so drängt es uns sogleich, zu demselben zurückzukehren, was uns aber erst gelingt, nachdem wir vorher denselben überspringend zu einem entgegengesetzten Zustande gekommen waren. Wer hat diese einfache Erfahrung noch nicht gemacht, wer hat nicht schon nach einem in Vergnügen und Ausgelassenheit verbrachten Tage am folgenden Morgen eine tiefe Schwermuth empfunden, deren Ursache er sich vergeblich zu erklären suchte?

Es giebt keinen Menschen, der sich beständig in Leid oder Freude befunden hätte. Man darf hier ja nicht nach dem äußeren Scheine urtheilen, sondern nur nach vollständig bewußten Zuständen. Ich habe Leute gekannt, die vor der Welt immer strahlten von Heiterkeit und, sobald sie allein waren, weinten, wie von wirklichem Kummer bewegt. Andere, die öffentlich trübsinnig erschienen, waren beständig in ruhiger friedlicher Stimmung, die sie nicht gegen alle Freuden der Welt vertauscht hätten.

Könnten wir alle unsre Empfindungen zergliedern, so würden wir finden, daß wir beständig um einen mittleren Zustand und zwischen mehr oder weniger weiten Grenzen auf und ab schwanken, die von unsrer gesellschaftlichen Stellung, unsrer moralischen und körperlichen Organisation ebensowohl, wie von unserm freien Willen abhängig sind. Diese Grenzen bis zur Lebensmonotonie einengen, das heißt: sich sozusagen vor dem von der Natur bestimmten Zeitpunkte den Tod geben; dieselben Grenzen allzusehr auszudehnen und sich den vereinten Wirkungen aller zufälligen Ursachen überlassen, das ist so gut, wie wenn man am Rande eines Abgrundes ruhte und nach Unglück oder Genuß verlangte, die über unsre schwache Tragkraft hinausgehen. Der Weise sucht diese Ausschreitungen gleich sehr zu vermeiden und ohne sich zur kalten Ruhe des Grabes zu verdammen, hält er sich derart in angemessenen Schranken, daß er nie aufhört, Herr seiner selbst zu sein.

Hat aber dieser Mittelzustand etwas Absolutes, und haben alle Menschen, wenn sie dem Tod ihren Tribut zahlen, ein gleiches Theil Freude und Leid gehabt? Ich glaube nicht. Die Mittel sind nicht vergleichbar; sie haben nur im Verhältniß zur Organisation der Einzelnen und zu deren bezüglichen gesellschaftlichen Stellungen ihren Werth. Daraus folgt zugleich, daß nicht einmal für einen Einzelnen das Mittel einen unveränderlichen Werth hat; was für ihn in einer Lebensepoche ein Gegenstand der Freude war, ist es in einer anderen Zeit nicht mehr. Es läßt dieses Ele-

ment nur relative Werthe zu und seine Schätzung würde von zu vielen Umständen abhängen, als daß es sich genügend abwägen ließe.

Die meisten Menschen schätzen eigentlich nur materielle Vergnügungen und nur Wenige finden sich, die dem moralischen Glücke oder rein geistigem Genusse den Vorzug geben.

Man begreift, daß diese drei Quellen des Vergnügens, Körper, Gemüth und Intelligenz verschiedene Bedürfnisse erzeugen, und man, wenn diese, je nach ihrem Entwicklungsgrade, alle befriedigt werden sollen, zu einem Maximum gelangen kann, das nothwendig sehr veränderlich sein muß.

Nur auf der Gesammtheit aller dieser Mittel beruht dann die nationelle Wohlfahrt, die selbst wieder einen Mittelzustand und Grenzen für die verschiedenen Schwankungen hat, denen die betreffende Nation unterliegen kann.

Die Menschheit ihrerseits faßt das, was jeder Nation besonders angehört, in sich zusammen und hat ebenfalls ihren Mittelzustand und ihre Grenzen. Nur das läßt sich erkennen, daß die moralischen und intellectuellen Genüsse in Folge der Fortschritte der Wissenschaften die Oberhand zu gewinnen trachten. Da übrigens dieser Fortschritt gleichzeitig auf einer vollständigeren Verstandesentwicklung beruht, so darf man wohl annehmen, daß, während das Mittel sich hebt, die Grenz'en der Schwankungen sich einzuengen streben und daß auch der gesellschaftliche Körper, während er sein Wohlbefinden vermehrt, die Gefahr, in extreme

Zustände zu verfallen, vermindert. Auch in dieser Hinsicht fände also hier Vervollkommnung und Fortschritt statt.

Neuntes Capitel.

Die Kräfte, die das gesellschaftliche System lenken und die Gesetze, denen sie unterliegen.

Die auf das gesellschaftliche System einwirkenden Ursachen sind verschiedener Natur: die einen constant, die anderen veränderlich oder auch rein zufällig. So gehören Clima, Lauf der Ströme, Richtung der Gebirge und Meere zu den constanten Ursachen. Dieses oder jenes Land wird nie zu einer vollständigen industriellen Entwicklung kommen, weil die örtlichen Verhältnisse solches immer daran verhindern werden. Andere eignen sich nicht zu Agrikulturfortschritten; in einigen stößt die Civilisation und fortschreitende Wissenschaft gleich sehr auf Hindernisse. In strengen Climaten, wo der Mensch unausgesetzt um die dringendsten Lebensbedürfnisse zu kämpfen hat und nur mit Mühe sein Leben fristet, wird es ihm beinahe unmöglich, sich geistigen Genüssen hinzugeben *).

Unter den veränderlichen Ursachen muß die öffentliche Meinung in erster Linie stehen. Sie übt ihren Einfluß auf Völker, wie auf die Individuen; sie verherrlicht morgen, was sie gestern mit Füßen getreten

*) S. Roßbach: Geschichte der politischen Oekonomie S. 32 u. ff. D. Uebers.

hat und in der politischen Welt vermag nichts dieser launischen Gewalt zu widerstehen.

Auch der Selbsterhaltungstrieb existirt bei den Völkern, er entwickelt sich zufolge der Gefahren, die deren Existenz bedrohen, und befähigt sie oft zu den größten Thaten.

Wir können auch Nachstehendes, was wir schon oben bezüglich der Individuen bemerkten, in Bezug auf die Völker wiederholen, nämlich: 1) Die Ursachen, die auf dieselben physisch oder moralisch einwirken, entsprechen den hervorgebrachten Wirkungen; — 2) wenn mehrere Kräfte gleichzeitig auf einen Punkt wirken, bringen sie ein Resultat hervor, das in gewissen Fällen gleich Null sein kann. In diesem letzteren Falle entsteht der Zustand des Gleichgewichts.

Stellt sich dieses Gleichgewicht nicht von selbst her, dann kann man es künstlich schaffen, indem man zu den vorhandenen Kräften eine gleich starke neue Kraft von entgegengesetzter Wirkung hinzufügt. Auf der richtigen Schätzung der Natur und Richtung dieser Wirkungen beruht die ganze Regierungskunst. Man muß mit den Kräften und Tendenzen der einzelnen Partieen, die ein Staatswesen gewöhnlich auseinanderspalten, vollkommen vertraut sein, um über die geeignetsten Mittel zu deren Bekämpfung und Beseitigung urtheilen zu können.

Die Regierungen haben also gleich den Individuen ihre Bedingungen des Gleichgewichts und es giebt Anzeichen, wornach sich erkennen läßt, ob dieses Gleichgewicht stabil oder nicht stabil ist. Im ersteren Falle kann die Regierung Erschütterungen

erleiden, die indeß ihren Fortbestand nicht gefährden, und sich um einen bestimmten Mittelzustand herum bewerkstelligen; im zweiten Falle dagegen führen die geringsten Störungen deren Verfall nach sich. Man erkennt, ob dieser Verfall bevorsteht, wenn man untersucht, ob die eintretenden Störungen das herrschende System in raschem Zuge von seinem ursprünglichen Stande zu entfernen streben.

Diejenigen, welche die Revolutionen hervorrufen, fangen damit an, die herrschenden Institutionen und Gesetze ihres Landes zu untergraben; sie suchen Gewohnheit und Herkommen umzuwandeln; begnügen sich nicht, die durch vorgerückte Aufklärung nöthig gewordenen Reformen anzustreben, sondern greifen das Gebäude in seinen Grundvesten an und suchen es durch täglich neue Erschütterungen zum Wanken zu bringen. Auch wird eine weise Regierung nur mit der größten Vorsicht zu gesetzlichen Reformen schreiten und können Mißbräuche, namentlich, wenn sie verjährt und festgewurzelt sind, erst dann abgeschafft werden, wenn die Gesammtheit der Bürger sich allgemein von der Nothwendigkeit ihrer Beseitigung überzeugt hat. England, das einen so hohen Rang der Civilisation einnimmt, giebt uns dafür die glänzendsten Beweise.

Wenn ein körperlicher Organismus in Bewegung geräth, bleibt sein Gang unveränderlich derselbe, insolange nicht die dieser Bewegung zu Grunde liegenden Ursachen sich ändern. Ebenso werden in einem Staate alljährig dieselben Wirkungen wiedererscheinen, dieselbe Anzahl von Geburten, Todesfällen, Heirathen, Ver-

brechen und verdienstlichen Handlungen wiederkehren, sofern die Gesetze, Gewohnheiten, Sitten, die Bildung und alle Bedingungen in dem betreffenden Staate keine Veränderung erleiden. Die menschliche Willensfreiheit allein möchte, den Lauf der Dinge modificiren zu können scheinen, wir haben aber schon gesehen, daß deren Einwirkungen sehr beschränkt sind und vor den das gesellschaftliche System lenkenden Ursachen ganz und gar zurücktreten müssen.

Wir werden später diese Analogieen weiter ausführen und daran erinnern, daß das oben angeführte Princip der Mechanik allgemeiner so ausgedrückt werden kann: Wie auch die Kräfte beschaffen sein mögen, welche die verschiedenen Bestandtheile eines Organismus gegen einander äußern, der Schwerpunkt wird unveränderlich in gerader Linie sich fortbewegen, vorausgesetzt, daß nicht eine neue Kraft zu den vorhandenen hinzukömmt. Denselben Gang wird auch im gesellschaftlichen Systeme der Staatsmann befolgen der die Dinge richtig zu beurtheilen und den ihm zukommenden Platz einzunehmen weiß; unbeirrt geht er vorwärts, sozusagen getragen von allen Meinungen, die sich um ihn herum neutralisiren; er ist der wahre mittlere Mensch des betreffenden Staatswesens.

Das gesellschaftliche System ist, wie jeder physische Körper, zwei Arten von Kräften, Anziehungs- und Abstoßungskräften nämlich, unterworfen. Die Festigkeit der Verbindung hängt vom Grade der Intensität dieser Kräfte ab. Es ist sehr schwer, das System in einem Gleichgewichtszustande, wodurch das Ganze con-

servirt wird, zu erhalten, wenn man den einzelnen Bestandtheilen freien Spielraum läßt.

Plötzliche Umwälzungen gehen nie ohne einen gewissen Verlust an lebendigen Kräften vor sich; nach diesem Prinzipe sind politische Revolutionen immer unheilvoll, wenn man nicht den Kräften eine zweckmäßigere Richtung giebt und sich den Verlust eines Theils derselben gefallen läßt.

Wer kennt nicht die Verwüstungen, Ausschweifungen und Greuel, welche die französische Revolution im Gefolge hatte? Was alles an Personen und Sachen hat dieser Abgrund verschlungen! Aber welchen unermeßlichen Einfluß hat nicht auch dieser plötzliche Umschwung auf den Gang der Civilisation ausgeübt?! Muß man nicht, wie sehr man auch die Opfer, die er gekostet, bedauern mag, dennoch die zugleich errungenen Vortheile beifällig begrüßen?

Die Revolutionen sind gar sehr geeignet, die zahlreichen Analogieen einleuchtend zu machen, die zwischen den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung in der Körperwelt und denen in der moralischen Welt stattfinden.

Wer eine jähe Umwälzung hervorbringen will, muß vor Allem berechnen, ob das, was ein Land dadurch verlieren würde, auch durch die Vortheile, welche bei der Bewegung beabsichtigt werden, wieder aufgewogen würde. Die plötzliche Aufhebung aller Zölle und die Verkündigung völliger Handelsfreiheit würde zweifelsohne manchen Privaten ruiniren und verschiedene Industriezweige zu Falle bringen und in allen Schichten der Gesellschaft Störungen veranlassen;

dennoch dürfte man vor diesen temporären Uebeln nicht zurückweichen, wenn solches das einzige Mittel wäre, zahlreiche und dauernde Vortheile zu erlangen, die jene Uebel aufzuwiegen und die menschliche Wohlfahrt zu fördern vermögen.

Die raschen Umwälzungen sind übrigens selten absolute Nothwendigkeit: in den bei weitem meisten Fällen ist eine verständige und aufgeklärte Regierung im Stande ihnen vorzubeugen. Ist es dringend geboten, von einer Ordnung der Dinge zu einer anderen überzugehen, wird sie darauf bedacht sein, dahin ohne Reibungen, Erschütterungen und folglich ohne Verlust an lebendigen Kräften zu gelangen, wie etwa ein geschickter Ingenieur von einem Wege auf einen andern durch geschickt angewandte Zwischenstufen zu gelangen weiß, die den Uebergang gar nicht merken lassen.

Die Völker, wie die Individuen liefern in jedem Augenblicke einen neuen Beweis für die Wahrheit des Gesetzes, wornach, wenn zwei Körper auf einander wirken, Wirkung und Gegenwirkung gleich sind. Die Volksbewegungen werden keine schweren Folgen haben, wenn der Druck nicht stark gewesen war. Die von mir beispielsweise angeführte französische Revolution ist nur deßhalb so heftig gewesen, weil es galt, die Reste des Feudalwesens zu brechen und eine Last abzuschütteln, die mehrere Jahrhunderte hindurch in drückendster Weise auf dem Volke gelastet hatte.

Wir könnten diesen interessanten Vergleich zwischen den Gesetzen, welche die materielle Welt und denen, welche die moralische Welt beherrschen, noch weiter

ausdehnen, wir könnten noch von der Fortpflanzung der Bewegungen, dem Aufprallen, der größeren oder kleineren Elasticität der Körper u. s. w. sprechen, aber das bereits Gesagte wird ohne Zweifel genügen, um Jeden in' Stand zu setzen, die weiteren Vergleiche, welche die Regeln der Mechanik an die Hand geben, von selbst anzustellen.

Die medizinischen Wissenschaften würden nicht minder interessante Parallelen bieten, wenn man solche ziehen wollte, und man würde leicht finden, daß der Gesellschaftskörper eben sowohl seine Krankheiten hat, wie der menschliche Körper. Diese Krankheiten ließen ohngefähr dieselbe Eintheilung zu und einzelne würden sogar dieselben Symptome bieten. So scheidet in der physischen Ordnung die Natur alle den Organismus störenden Elemente aus und ganz ebenso geschieht dies in der moralischen Welt; sobald diese regulirenden Tendenzen aufhören, ist ein Volk seiner völligen Zersetzung nahe.

Zehntes Capitel.

Wechselseitige Abhängigkeit der verschiedenen Theile des gesellschaftlichen Systems *).

Soll das gesellschaftliche System die günstigsten Bedingungen darbieten, so muß ein vollkommenes

---

*) S. R. Mohl: Gesch. und Literatur d. Staatsw. B. I. S. 68 u. desselben Abhandlung in der Tüb. Zeitschrift für Staatswissensch. Jahrg. 1854, H. 3 und 4; Social Statics etc.

Gleichgewicht zwischen der Individualität, Nationalität und Menschheit vorhanden sein. Keiner von diesen drei Ständen (Beziehungen) kann ohne Benachtheiligung der beiden anderen ein Uebergewicht erlangen: die allzustarke Individualität macht die Nationalität unmöglich; ebenso absorbirt eine allzusehr hervortretende Nationalität die Individualität und drängt zugleich ein Volk aus der Menschheit heraus.

Das Gleichgewicht, das für die verschiedenen Stände, in denen der Mensch als Individuum, oder als Element einer mehr oder weniger zusammengesetzten Vergesellschaftung sich befinden kann, nothwendig ist, verdient die ernsteste Aufmerksamkeit; es ist um so wichtiger, je weniger es noch erforscht ist.

Die zwei äußersten Stände, die Individualität und Menschheit, sind nicht das Werk menschlicher Combination; sie sind vom höchsten Wesen festgesetzt, das Gesetze der Wechselbeziehung zwischen ihnen festgestellt hat. Die Philosophie hat sich damit befaßt, deren Natur zu untersuchen und zu ermitteln, was Jeder sich selbst schuldig und inwieweit er den Anderen gegenüber verpflichtet ist.

Der Mensch kann diese Gesetze verkennen, ihnen zuwider handeln, und mehr oder weniger Störungen der Ordnung veranlassen. Mangel an Bildung, die Fehler des Herzens und besonders das gebieterische Be-

---

by H. Sperner (London 1851) S. 410 ff.; Ch. Bray: Philosophy of Necessity t. 2. S. 485 ff. D. Uebers.

dürfniß, sein Leben zu fristen, erzeugen Ueberhebung der Individualität und Egoismus. Ist der Mensch in diesen extremen Zustand gerathen, dann muß die Menschheit natürlich darunter leiden.

Der vom Selbsterhaltungstriebe beherrschte Wilde tritt jeden Augenblick aus der Menschheit heraus, er hat nicht einmal einen Begriff von diesem großen Körper und den Banden, die ihn damit verknüpfen.

Auf der anderen Seite reagirt die zurückgesetzte Menschheit gegen das sie mißachtende Individuum; sucht dessen Tendenzen zu paralysiren und überall, wo es ihr feindlich entgegentritt, zu vernichten.

Man kann behaupten, daß der Stand einer absoluten Individualität in Wahrheit nicht existirt, oder doch nur als Anomalie vorkommt*). Selbst der Wilde besitzt in hohem Grade die Familienliebe und das Gefühl der Pflichten, die ihn an seinen Stamm knüpfen.

Genöthigt, sich gegen drohende Gefahren zu vertheidigen, mußte er dennoch zur Association seine Zuflucht nehmen, die dann je nach Ort und Umständen sich weiter ausdehnt. Man begreift aber, daß diese Art secundärer Verbindung vor Allem das Werk des Menschen und der Nothwendigkeit ist.

Die Vereinigung kann eine mehr oder weniger feste, die damit verbundenen Pflichten können mehr oder weniger umfassend sein; und hier entsteht die

---

*) S. R. Mohl a. a. O. S. 99 und Humboldt's Kosmos B. I. S. 382. 386. D. Uebers.

Schwierigkeit. Wenn überall auf der Erde Gerechtigkeit herrschte, hätten die Nationen wahrhaftig nicht nöthig, Vertheidigungsanstalten gegen widerrechtliche Angriffe zu gründen. Wären keine störenden Kräfte da, dann wäre ihre Existenz schon durch die das gesellschaftliche System beherrschenden Gesetze der Erhaltung genugsam garantirt; es bliebe ihnen jedoch noch immer die Befriedigung anderer Bedürfnisse übrig, sie würden immer die Nothwendigkeit fühlen, durch ein Gemeininteresse zusammengehalten zu werden und die Einzelkräfte zu vereinigen, um mit kleinen Mitteln große Resultate erzielen zu können.

In den Augen vieler Leute würden diese secundären Verbindungen unnütz erscheinen, oder sie würden sie allenfalls der Form nach zulassen, aber den sie beseelenden Lebenshauch ersticken; die Nationalität würde sich nach ihnen in einen vagen, die ganze Erde umfassenden Cosmopolitismus verflüchtigen. Ein solcher Zustand der Dinge ist aber nicht nur unausführbar, sondern, selbst theoretisch betrachtet, in Widerspruch mit Allem, was wir im Weltall beobachten. Die Natur giebt uns in ihren erhabensten Gestaltungen das Beispiel von Verbindungen, die von den Menschen wie instinktmäßig angenommen werden, in Wirklichkeit aber auch nur die nothwendigen Consequenzen unverrückbarer Naturgesetze sind.

So faßt der Mensch eine ganze Welt in sich und begreift doch, daß er nicht isolirt auf der Erde bleiben kann und außer ihm Menschen existiren, mit denen er in nothwendigem Zusammenhange steht, daß er mit

ihnen gewissermaßen nach einem Punkte hinstrebt und daher eine gemeinsame Richtung verfolgt, während er weiterhin und außerhalb seiner Sphäre gleichzeitig andere Wesen bemerkt, die ihm zwar gleichen, aber nur einen sehr entfernten Zusammenhang mit ihm haben, und ihrerseits wieder verschiedene Verbände untereinander oder eigentliche Systeme bilden, die mehr oder weniger innig mit dem System, wozu er selbst gehört, verknüpft sind.

Was uns in der Menschheit vorliegt, ist nur das imposante Gemälde des Weltalls in verkleinertem Maßstabe; wir sehen hier Gesetze der Abhängigkeit ganz analog denen, die alle Himmelskörper im Weltraume aneinanderknüpfen. Fassen wir unsre Erde gesondert in's Auge, so hat auch sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre Individualität, und ihre Existenz scheint auf den ersten Blick in keiner Weise von derjenigen der anderen Planeten, die ihr gleichen und sich neben ihr bewegen, abhängig zu sein, und doch zeigt uns die Wissenschaft, daß diese verschiedenen Himmelskugeln ebenso, wie unsre Erde, durch geheimnißvolle Bande aneinandergekettet sind, wenn sie auch durch Millionen von Meilen getrennt sind; daß ihnen dasselbe Prinzip der Bewegung innewohnt und Alle um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt getrieben werden. In den Augen des Astronomen hat ihre wechselseitige Abhängigkeit nichts Zufälliges, nichts Regelloses; sie ist im Gegentheil die nothwendige Consequenz eines und desselben Gesetzes, das über der Erhaltung jedes besonderen Himmelskörpers waltet und seine Bewegung derart re-

gelt, daß die unser Sonnensystem bildenden Welten in Wahrheit nur als ein einziger großer Körper angesehen werden müssen.

In größerer Entfernung von uns kreisen im Himmelsraume unendlich viele Sonnensysteme gleich dem unsrigen; und alle die Himmelskörper, die dazu gehören, ob sie auch noch so große Zwischenräume trennen mögen, ob sie uns sichtbar sind, oder wegen ihrer wunderbaren Entfernung uns ewig unsichtbar bleiben, bilden ihrerseits ein großes Ganze, das dem gemeinsamen Gesetze der Attraction folgt und wahrscheinlich in allgemeiner Bewegung um einen gleichen Schwerpunkt getrieben wird.

Wenn der große Erbauer des Weltalls nicht Alles in ein vollkommenes Gleichgewicht gebracht hätte, welches erschreckliche Chaos würde in diesen Myriaden von Welten entstehen, die regellos im Weltenraume kreisen und zuletzt wider einander stoßen würden. — Nur durch ebensolche Gesetze hat seine göttliche Weisheit auch in der moralischen und intellectuellen Welt alles ins Gleichgewicht gebracht; welche Hand aber wird den dichten Schleier, der über die Geheimnisse unsres Gesellschafts-Systems und die ewigen Gesetze gebreitet ist, die dessen Geschicke und Erhaltung leiten und verbürgen, lüften? Wer wird der zweite Newton sein, der die Gesetze dieser anderen Mechanik des Himmels auseinandersetzen wird?

Anhang.

Noten von Quetelet.



Anmerkung 1.

Untersuchen wir die Consequenzen dieser Annahme. Wir wissen, daß, wenn man die mittlere Körpergröße der Menschen eines Landes mit a bezeichnet, es eben sowohl solche giebt, die diese Größe um ein Stück gleich b überschreiten, als solche, die um ein gleiches Stück darunter bleiben; darnach betrüge das Gewicht eines zu einer dieser beiden Gruppen gehörenden Menschen, wenn man für das Gewicht des mittleren Menschen P setzt:

$$P\left(\frac{a+b}{a}\right)^2 = P\left(1 + \frac{2b}{a} + \frac{b^2}{a^2}\right)$$

$$P\left(\frac{a-b}{a}\right)^2 = P\left(1 - \frac{2b}{a} + \frac{b^2}{a^2}\right)$$

Nun trifft aber das mittlere Gewicht nicht, wie bei der Körpergröße, mit dem Gewichte des mittleren Menschen zusammen; man erhält nämlich

$$P + P\frac{b^2}{a^2} \text{ anstatt } P.$$

Das mittlere Gewicht überschritte demnach das wirkliche Mittel P um den Betrag von $P\frac{b^2}{a^2}$. Es ist z. B. die Körpergröße des mittleren Menschen in Belgien $= 1,^m684$, und es giebt ebensowohl Menschen, die $1,^m784$ messen, wie andere, die nur $1,^m584$ messen. Nun beträgt das Gewicht des mittleren ohngefähr $63,^k7$, und das mittlere Gewicht von zwei Gruppen von Menschen, die eine Größe von $1,^m784$ und $1,^m584$ hätten, überschritte jenes um:

$$63,^k7 \times \left(\frac{0,100}{1,684}\right)^2 = 0^k,225.$$

Diese Differenz macht nicht einmal ¼ ein Viertel Kilogramm aus für das doch von Menschen von so verschiedener Größe genommene Gewicht.

Wäre wirklich der mittlere Mensch der Größe nach dies auch dem Gewichte nach, so ließe sich, wie man sieht, ohne merklichen Irrthum annehmen, daß die Gewichte gleich sind den Quadraten der Höhen. Die Differenzen würden nur für Personen von außergewöhnlich großer oder kleiner Gestalt sehr bemerkbar und deren Zahl ist nie sehr groß.

Anmerkung 2.

Um diesen Gedanken seiner Ausführung nahe zu bringen, habe ich zahlreiche Messungen des menschlichen Körpers vorgenommen und beabsichtige ich, solche zusammenzustellen und einmal in einer besonderen Schrift

näher zu erörtern. Diese Messungen beziehen sich besonders auf die äußeren Organe; eine entsprechende Untersuchung bezüglich der inneren Organe wurde von meinen beiden gelehrten Freunden, den Professoren Schwann und Gluge vorgenommen, die einige der gewonnenen Ergebnisse in den Denkwürdigkeiten der königlich belgischen Akademie niedergelegt haben. Professor Valentin in Bern seinerseits hat in seinem Repertorium für Anatomie und Physiologie (Band III.) eine Tabelle der im menschlichen Körper in den verschiedenen Lebensaltern vorhandenen Blutmenge gegeben; es wäre wünschenswerth, daß diese Art Untersuchungen häufiger vorgenommen würden, als es bisher geschehen ist.

In nachstehender Tabelle findet man die Ergebnisse der Messungen, die ich an einigen Menschen in Belgien, dann an dem amerikanischen Herkules Cantfield und an fünf Indianern vom Stamme der O-jib-be-Wa's vorgenommen; unter ihnen befand sich der Häuptling des Stammes und ein Kriegsoberst. Alle diese Menschen konnten im Ganzen als sehr wohlgestaltet gelten. Sie zählten achtzehn bis fünfundzwanzig Jahre, die zwei Häuptlinge ausgenommen, von denen der eine zweiunddreißig und der andere zweiundvierzig Jahre alt war:

	Der Indianer-Häuptling	Der Kriegschef	Belgisches Modell	Drei junge Indianer	Beim belgischen Soldaten	Cantfield
Alter	42	32	25	20	20–25	21
Wuchs oder totale Höhe	1,832	1,875	1,860	1,733	1,750	1,730
Breite der ausgestreckten Arme	1,900	1,972	1,910	1,818	1,864	1,800
Höhe des Kopfes	0,225	0,242	0,242	0,232	0,236	0,226
Größerer Durchmesser des Kopfes	0,255	0,264	0,252	0,253	0,255	0,238
Umfang über die Stirnhöhlen	[illegible]	0,573	0,578	0,577	[illegible]	0,572
Aeußerer Abstand der Augen	0,095	0,095	0,102	0,095	0,094	0,094
Breite der Nase bei den Nasenlöchern	„	0,040	0,036	0,038	0,036	0,033
Größe des Mundes	„	0,062	0,061	0,051	0,053	0,047
Abstand der Schultern zwischen den Achselhöhen	0,420	0,420	0,420	0,410	0,400	0,420
Breite der Brust (Achseln)	0,372	0,342	0,320	0,349	0,301	0,350
Abstand der beiden Brüste	[illegible]	„	0,205	[illegible]	0,202	[illegible]
Größe der Hand	0,200	0,205	0,211	0,192	0,196	0,198
Größe des Fußes	0,257	0,270	0,275	0,242	0,268	0,260
Vom Schenkeldreher bis zum Boden	0,968	0,968	0,960	[illegible]	0,920	0,887
Von der Mitte der Kniescheibe bis zum Boden	0,528	0,548	0,510	0,479	0,494	0,508
Durchmesser zwischen den Schenkeldrehern	0,359	0,390	0,370	0,338	0,332	[illegible]
Umfang des Brustkastens	0,968	0,920	0,964	0,923	0,925	1,007
Länge der Arme von der Schulterhöhe bis zur Spitze der Hand	0,840	0,859	0,850	0,772	0,805	0,748

Bei einem Vergleiche zwischen Cantfield und dem Mittel der drei jungen Indianer, die ohngefähr gleiches Alter und gleichen Wuchs hatten und sonst

ungewöhnlich schön entwickelt waren, ließ sich eine sehr große Aehnlichkeit bemerken. Man ist vielleicht erstaunt darüber, daß der Kopf des Indianer etwas stärker als der des Herkules war. Die Breite der Brust dieses Letzteren war auch ganz merkwürdig und der Abstand seiner beiden Brüste überschreitet ebenfalls um drei Centimeter etwa die an den Brüsten von zehn belgischen Soldaten eines Elite-Regimentes (der Guiden) beobachtete.

Anmerkung 1.

Wir entnehmen nachstehende Sätze dem Werke von Leuret und Mitivié, betitelt: De la fréquence du pouls chez les aliénés (Paris 1832), S. 29 ff. Galienus sagt in seiner Abhandlung über den Puls, einer Abhandlung, der man zu viel Gutes und Schlimmes nachgesagt hat und die man nicht genug gelesen hat: „Der Puls des Kindes ist sehr rasch, derjenige der Greise sehr langsam; bei den Uebrigen variirt der Puls, je nachdem sie dem Kindes- oder Greisenalter näher stehen."

Die ganze von Galienus bis auf Haller verflossene Zeit hindurch ist dieselbe Behauptung beibehalten worden, ohne daß, unsres Wissens wenigstens, je ein Zweifel laut geworden wäre. Haller sagt: „Die Kenntniß des Zustandes des Pulses ist sehr wichtig, immer anwendbar und die Grundlage aller Prognostik."

„Kepler hat, „wenn ich nicht irre," fährt Haller fort, „zuerst festzustellen gesucht, wie viel Pulsschläge in einer gegebenen Zeit erfolgen; nachher hat Jean Floyer auf die Verschiedenartigkeit des Pulses bei verschiedenen Personen und je nach den Krankheiten hingewiesen. Thomas Schwenke, Bryan, Robinson und Rye haben dieselbe Frage abgehandelt. Ich selbst habe mit Hilfe einer Sekundenuhr zahlreiche Versuche an meinem eigenen Pulse und dem meiner Familienangehörigen angestellt."

„Floyer setzt die Zahl der Pulsschläge bei einem neugebornen Kinde auf 134 fest; acht Tage nach der Geburt hat Bryan deren 150 gezählt; ich selbst vermochte deren nie über 140 zu zählen. Sauvages hat bei einem drei Monate alten Kinde deren 120 gezählt, Floyer bei einem fünf- bis sechsjährigen Kinde 105, Boissier bei einem siebenjährigen Kinde 90 und bei einem vierzehnjährigen 80.

„Der Puls ist bei Erwachsenen etwas rascher, als in der Jugend und Kindheit, der Unterschied für dieses Alter mag zwischen 60 und 80 liegen. Ich möchte nicht wohl annehmen, daß der Puls eines ganz gesunden Menschen unter 60 bleibe, oder über 80 steige."

Ich habe bereits bemerkt, daß der Puls der Greise langsamer ist, als der der Erwachsenen. Rolfing hat bei einem phlegmatischen Greise 50 Pulsschläge gezählt; Floyer setzt die Zahl der Pulsschläge bei einem Greise auf 55 fest, Boissier auf 60. Wenn man Sauvages und Marquet Glauben beimessen kann, so ist der

Puls mancher Greise bis auf 40, 30 und selbst 20 Schläge herabgesunken" (Haller, Elem. phys. lib. 6. sect. II. ch. 16).

Von Haller bis gegenwärtig hat sich die Meinung der Abnahme des Pulses mit vorrückendem Alter unverändert erhalten. (Leuret und Mitivié weisen also, auf Grund eigener Beobachtungen nach, daß der Puls bei jungen Leuten langsamer ist, als bei Greisen).

Anmerkung 4.

Nimmt man die Zahl der menschlichen Athemzüge in einer Minute als Einheit an, so erhält man ziemlich einfache Verhältnisse, wie aus nachstehender Tabelle erhellt:

Einheiten.	In der Minute
1	17,5 Athemzüge.
2	35
3	52,5
4	70,0 Pulsschläge, Schritte eines Spaziergängers, Walzerschritte, Ruderschläge.
5	87,5 etwas beschleunigte Schritte.
6	105,0 beschleunigte Schritte.
7	122,5 Sturmschritte.
8	140,0 rascheste Schritte.

Ich wurde hier an Beobachtungen erinnert, die ich früher einmal mit Plateau über die Pausen der Netzhaut bei dem Phänomen der Nebenfarben gemacht

habe. Wir gingen dabei, wie folgt, zu Werke: Der Eine blickte unverwandt während einer bestimmten Anzahl von Sekunden auf ein Stück orangegelbes Papier, das wir an einem sehr hellen Platze auf eine schwarze Unterlage gelegt hatten; — dann richtete er sein Auge sofort auf eine weiße Wand, bezeichnete dann mit größtmöglicher Präcision die Momente, wo der Neben-eindruck successiv die Maxima der Intensität erreichte, während der andere Beobachter mit Hilfe einer Halb-secunden-Uhr sofort das Zeitmaß notirte. Die bei den Versuchen erzeugte Wirkung beschränkte sich auf Verschwinden und Wiedererscheinen des Nebeneindrucks ohne Wiederkehr des primitiven Eindrucks.

Folgendes sind unsre Ergebnisse: Die Zahlen drücken die von dem Augenblicke, wo der Beobachter den Gegenstand zu betrachten aufhörte, bis zu den Zeitpunkten, wo der Eindruck seine successiven Maxima erreichte, verflossenen Zeiträume aus.

Nach Betrachtung des Gegenstandes.

1. während 15''.		2. während 30''.	3. während 60''.	
Quetelet.	Plateau.	Quetelet.	Quetelet.	Plateau.
2'',5	3'',0	2'',5	2'',5	2'',7
8,9	8,5	8,2	7,8	7,0
15,1	16,8	16,4	14,4	15,0
23,7	23,5	25,4	24,7	23,0
		35,1	34,0	34,5
		45,1	45,6	48,0
		55,1	52,6	54,0
			67,9	65,5

In Rücksicht auf die Optik findet man die von diesen Versuchen abgeleiteten Ergebnisse in meinen Noten, die der von Verhulst gelieferten Uebersetzung der Abhandlung über das Licht von J. Herschel (B. II. S. 521) angehängt sind. Ich würde mich dabei hier nicht weiter aufgehalten haben, wenn ich nicht bemerklich machen wollte, daß ich in der dritten Beobachtungsreihe einige secundäre Wiedererscheinungen, die Herr Plateau gesehen, während sie mir entgangen sind, weggelassen habe.

Was hier unsre Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt, das ist, daß die dritte, fünfte und siebente Wiedererscheinung ganz merklich in Zeitpunkte fallen, die mit denjenigen unserer Scala für Athemzüge und Pulsschläge übereinstimmen. Die Zahlen sind nämlich dort 17″, 5; 35″, 0; 52″, 5 und weichen also sehr unbedeutend von den durch die Retina gefundenen Zeitangaben ab, namentlich wenn dabei in Anschlag gebracht wird, wie schwierig und zweifelhaft hinsichtlich der Schätzungen die letzteren Versuche sind. —

Anmerkung 5.

Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf nachstehende Tabelle zu werfen.

Zahl der Heirathen (in Belgien)

unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Alters des Mannes und der Frau im Augenblicke ihrer Verehelichung.

Alter.		1841.	1842.	1843.	1844.	1845.
Männer von 30 Jahr. u. darunt. und Frauen	v. 30 Jahren u. darunt.	12,788	12,422	12,368	13,024	13,157
	v. 30 bis 45 Jahren	2,630	2,626	2,406	2,375	2,438
	v. 45 bis 60 Jahren	93	121	125	129	102
	v. 60 Jahren u. darüb.	7	6	8	5	5
Männer v. 30 bis 45 vollen Jahren und Frauen von	30 Jahr. u. darunt.	6,122	5,803	5,617	5,948	5,810
	v. 30 bis 45 Jahr.	5,531	5,396	5,100	5,205	4,981
	v. 45 bis 60 Jahr.	529	542	479	493	532
	v. 60 Jahr. u. darüb.	18	12	18	21	21
Männer v. 45 bis 60 vollen Jahren und Frauen von	30 Jahr. u. darunt.	376	346	380	355	346
	v. 30 bis 45 Jahr.	896	879	896	951	993
	v. 45 bis 60 Jahr.	461	447	433	462	460
	v. 60 Jahr. u. darüb.	23	19	29	36	28
Männer von 60 Jahr. u. darüber und Frauen von	30 Jahr. u. darunt.	46	35	43	41	36
	v. 30 bis 45 Jahr.	139	147	133	119	125
	v. 45 bis 60 Jahr.	153	170	137	112	145
	v. 60 Jahr. u. darüb.	62	52	48	50	31
		29,876	29,023	28,220	29,326	29,210

Anmerkung 6.

Ich habe hierauf schon im Jahre 1829 hingewiesen und meine Aufstellung folgendermaßen formulirt: „Es giebt eine Steuer, die mit erschrecklicher Regelmäßigkeit abgetragen wird, diejenige an Gefängniß, Galeeren und Blutgerüst nämlich, also gerade diejenige, womit man eigentlich am meisten geizen müßte!“ Diese Beobachtung hat viel Ungläubige gefunden, und dennoch hat sie heute durch die Erfahrung von neunzehn Jahren ihre volle Bestätigung erhalten.

Schon im Jahre 1842 schloß Benoiston de Chateauneuf einen Bericht über die statistischen Ergebnisse der Criminaljustizpflege in Frankreich für die Jahre von 1825 bis 1839, den er in der königlichen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vorgelesen hat, mit folgenden Worten:

„Funfzehn Jahre sind heute abgelaufen, ohne daß die Ziffern dieser beiden Berichte fast irgendwie eine Aenderung erlitten haben. Seit 1825 zählt man für den mittleren Jahrgang einen Angeklagten auf 4,500 Einwohner oder 7,206 Angeklagte für ein Jahr.“

„**Man kann es sonach schon als eine durch eine genugsam ausgedehnte Reihenfolge von Jahren festgestellte Thatsache ansehen, daß in einem Zustande des Friedens, der Freiheit, des Unterrichtswesens, Wohlstandes, kurz der Civilisation, wie sie Frankreich erreicht hat, solches für ein Mittel-**

jahr auf eine Mittel-Bevölkerung von zweiunddreißig Millionen Einwohnern 7,206 bekannte Uebelthäter erzeugt, wovon man füglich ein Fünftel für die Rückfälle in Abzug bringen kann.

„Es ist sicherlich hierin noch nichts, was uns erschrecken könnte und hinter jeden Bürger einen Mörder oder Spitzbuben stellte, und doch, wenn diese Zahl sich plötzlich bis auf 10,000 steigerte, was ebensowohl möglich ist, wie sie in einer Bevölkerung von zweiunddreißig Millionen Seelen volle 7000 erreicht hat, so würde die Gesellschaft nicht ohne Grund sich deßhalb einigermaßen beunruhigt zeigen; denn in den Gesetzen der moralischen Welt, wie in denen der physischen, können nicht wohl plötzliche Störungen eintreten, ohne daß der Einzelne sofort für seine Existenz und Interessen Befürchtungen äußert.

Zwei Schriftsteller, die sich vor mir mit den Justiztabellen beschäftigten (Quetelet und Guerry), haben übereinstimmend die Annahme ausgesprochen, daß „die meisten moralischen Erscheinungen, in größerer Menge und nicht nach Individuen betrachtet, durch regelmäßige Ursachen bestimmt werden, deren Variationen in sehr enge Grenzen eingeschlossen sind, und daß sie, gleich den Erscheinungen der materiellen Ordnungen, einer unmittelbaren und numerischen Beobachtung unterliegen."

„Ohne so das Gewissen zu einem Quantitätsverhältniß herabzudrücken und die menschliche Willensfreiheit in eine algebraische Formel einzuzwängen, muß

ich doch eingestehen, daß ich nicht ohne tiefes Interesse die Wahrnehmung gemacht, daß einige der verborgensten menschlichen Triebe sich alljährig durch eine constante und regelmäßige Wiederkehr in derselben Anzahl verrathen und einige einfache Ziffern das menschliche Herz bloß legen.

„Dieses Interesse, dessen ich mich nicht erwehren kann, glaubte ich von der Akademie vielleicht getheilt zu sehen und habe ich deßhalb diese Notiz mitgetheilt.“

Während sich vorliegendes Werk unter der Presse befand, erschien im Rechenschaftsberichte der Sitzungen der königlichen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris (Heft v. November 1847) eine Denkschrift von Fayet unter dem Titel: Essai sur la statistique intellectuelle et morale de la France*).

*) S. auch: Sur la statistique morale et les principes qui doivent en former les bases, von Quetelet, abgedruckt in den Denkwürdigkeiten der königlichen Akademie zu Brüssel, und Quetelet's: Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten in der deutschen Ausgabe von Dr. V. A. Riecke. (Stuttgart 1835) S. 495 u. folgende, S. 611 am Ende, S. 612, S 649 u. folgende, sowie die dort angeführte für das deutsche Publikum besonders interessante Ansicht Mittermaier's, der sich in einem Schreiben an Quetelet über dessen criminalstatistische Untersuchungen folgendermaßen ausspricht: „Ich hege die Ueberzeugung, daß die Art, wie Sie die Sache ansehen, indem Sie die Thatsachen combiniren, der einzige Weg ist, auf dem man in die Mysterien der Natur einzudringen hoffen darf. Alle meine Untersuchungen über die Natur der Verbrechen führen zu denselben Ergebnissen, wie die Ihrigen, und die Folgerungen,

Auch in dieser Abhandlung sind die meisten der von uns seit 1829 veröffentlichten Ergebnisse bestätigt. A. d. B.

Anmerkung 7.

Um zu finden, in welchem Zeitpunkte des Lebens die Häufigkeit der Heirathen am größten ist, muß man die Bevölkerung nach Altersklassen abtheilen, und mit der Personenzahl einer jeden Klasse die Anzahl der Verheiratheten darunter vergleichen. Das Verhältniß beider Zahlen giebt dann den Maßstab für das zu schätzende Element. Nachstehende Tabelle mag als Beispiel einer solchen Berechnung dienen. Die Anzahl der Unverheiratheten und Verwittweten ist nach der Bevölkerungstafel des Annuaire de l'Observatoire de Bruxelles berechnet, die nach den heutigen Anforderungen Manches zu wünschen übrig läßt, da sie auf die Angaben der alten Volkszählung von 1829 basirt sind. Die Heirathen umfassen den Zeitraum der vier Jahre von 1841 bis 1844 nach den officiellen Urkunden von Belgien und ist dabei angenommen, daß die Verehelichungen bei den Männern vom achtzehnten Jahre und bei den Frauen vom sechszehnten Jahre an stattgefunden haben.

---

welche der Gesetzgeber daraus ableiten kann, sind von der höchsten Wichtigkeit; es ist eine traurige Wahrheit, zu der Sie in Ihrem Werke Sich bekennen, daß die Gesellschaft das Verbrechen vorbereite. Diese Wahrheit findet ihre Bestätigung vorzüglich in der Statistik der Rückfälle." D. Uebers.

Alter	Männer.			Frauen.			Relative Häufigkeit der Heirathen
	Unverheirathete und Verwittwete	Verheirathete	Häufigkeit der Heirathen	Unverheirathete und Verwittwete	Verheirathete	Häufigkeit der Heirathen	
21 Jahre und darunter	24,448	3,228	134	41,948	11,242	261	0,5
21 bis 25 J. =	30,331	19,345	637	30,434	30,370	998	0,6
25 = 30 = =	26,675	38,500	1,443	26,442	34,104	1,290	1,1
30 = 35 = =	14,851	25,069	1,690	17,378	19,105	1,098	1,6
35 = 40 = =	7,929	13,803	1,740	12,424	10,430	841	2,1
40 = 45 = =	5,368	7,962	1,482	10,075	5,894	585	2,5
45 = 50 = =	4,536	3,881	855	9,141	2,965	324	2,6
50 = 55 = =	4,603	1,882	410	9,765	1,351	137	3,0
55 = 60 = =	4,162	1,226	294	8,895	570	64	4,6
60 = 65 = =	4,270	809	190	8,873	246	27	7,0
65 = 70 = =	4,025	438	108	8,844	97	11	9,8
70 = 75 = =	3,235	180	55	6,453	59	9	6,1
75 = 80 = =	2,504	49	19	4,767	11	2	9,5
80 und darüber	1,911	13	6	3,418	1	0	=

Die Anzahl der Unverheiratheten und Verwittweten ist auf eine Bevölkerung von einer Million Einwohner berechnet; die in der zweiten und vierten Columne enthaltenen Ziffern müßten also mehr als vervierfacht werden, um die wirkliche Zahl der Unverheiratheten und Verwittweten zu erhalten, welche zu der in der dritten und sechsten Columne angegebenen Heirathsfrequenz mit beigetragen haben. Es war uns hier aber nur um Ermittelung der relativen Werthe zu thun*).

Anmerkung 8.

Wir geben hier die hauptsächlichsten Zahlen-Angaben dieser Tabellen, damit man selbst urtheilen kann, wie die Verhältnisse bei den verschiedenen Altersstufen sich gleich geblieben sind, woraus man übrigens keinen andern Schluß ziehen darf, als, daß die auf den Gesellschaftszustand influirenden Ursachen sich nicht merklich geändert haben. Hätten diese eine Aenderung erlitten, so würden ohne Zweifel auch die Ergebnisse gleichen Schritt damit halten. Man könnte von solchen Ziffern wohl weit eher, als von der Literatur behaupten, daß sie der Ausdruck der Gesellschaft sind.

Eine einzige Zahlenreihe hat eine merkliche Veränderung erlitten, die bezüglich der weniger als sechs-

*) Vergl. Bernoulli S. 184 ff. u. Nachtrag S. 15. 48. 32. 52 ff. 115. 498. 483. D. Uebers.

zehn Jahre alten Angeklagten nämlich. Die Abnahme ist hier zu entschieden, als daß sie nicht ihre Ursache, wie etwa in einer sorgfältigeren Erziehung der Kinder, haben sollte. In den ersten Jahrgängen waren die weniger als sechszehn Jahre alten Angeklagten fast eben so zahlreich, wie die von sechszig bis fünfundsechszig Jahren, aber die Zahl der Letzteren hat sich trotz ihrer Schwankungen erhalten, während dies bei der Ersteren nicht der Fall ist.

(Die hierher gehörige Tabelle s. am Schluß des Werkes.)

Anmerkung 9.

Auf nachstehender Tabelle findet man den Anschlag des Hanges zum Verbrechen für die verschiedenen Altersstufen und jede der fünf fünfjährigen Perioden. Die fast vollkommene Uebereinstimmung der Ziffern zeigt zur Genüge, daß trotz aller zufälligen Fluctuationen, sogar trotz der Revolution vom Jahre 1830 eine vollkommen sich gleich bleibende Wiederkehr der Verbrechen stattfindet und demnach die diesen zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse keinen merklichen Wechsel erlitten haben können.

Um die Vergleichung zu erleichtern, sind die Zahlen jeder Columne proportional reducirt, so daß ihre Summe durchaus gleich hundert beträgt. Die letzte Columne enthält die Mittel der in den vier vorausgehenden Rubriken enthaltenen Zahlen.

Alter	Zahl der Einwohner auf einen Verbrecher	Stufenfolge des Hangs zum Verbrechen nach Perioden				Mittelverhältniß der vier Perioden
		1826—1830	1831—1835	1836—1840	1841—1844	
Weniger als 16 Jahre	11,234,500	0,4	0,3	0,2	0,2	0,3
16 bis 21 =	3,017,450	12,2	11,8	12,3	12,3	12,2
21 = 25 =	2,288,440	15,9	15,6	16,6	15,1	15,8
25 = 30 =	2,688,560	15,3	14,9	14,3	14,0	14,6
30 = 35 =	2,489,080	13,2	14,2	12,9	12,7	13,3
35 = 40 =	2,285,760	9,5	11,2	11,6	10,9	10,8
40 = 45 =	2,079,410	8,4	8,1	9,2	9,9	8,9
45 = 50 =	1,866,210	7,2	6,7	6,5	7,7	7,0
50 = 55 =	1,639,560	5,4	5,4	4,9	4,7	5,1
55 = 60 =	1,393,030	3,9	3,9	4,1	3,9	3,9
60 = 65 =	1,124,190	3,6	3,2	3,3	3,5	3,4
65 = 70 =	839,280	2,4	2,4	2,3	2,8	2,5
70 = 80 =	865,930	1,8	1,6	1,2	1,7	1,6
80 u. mehr =	188,600	0,8	0,7	0,6	0,6	0,6
Summen		100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Diese Tabelle ist in mehr denn einer Beziehung bemerkenswerth. Zunächst zeigt sie, daß der Hang zum Verbrechen in Frankreich sich am stärksten vom einundzwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre, oder genauer: gegen das vierundzwanzigste Jahr, entwickelt. Diese Thatsache ist durch jede der vier von uns betrachteten Perioden erhärtet; sie tritt schon in den Resultaten jedes einzelnen Jahrganges hervor. Von da ab schwächt sich dieser Hang gegen das Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren hin allmälig ab und dann in rascherer Abnahme bis zum Lebensende.

Was hierbei die Beobachtung herausstellt, könnte die Vernunft bis zu einem gewissen Punkte schon vorhersehen. Der Mensch hat eben den größten Hang zum Verbrechen, wenn die körperliche Entwicklung so ziemlich vollendet ist, die Leidenschaften in voller Stärke walten, die gesetzliche Selbstständigkeit eintritt und die Vernunft noch nicht ihre volle Reife erlangt hat. Dieselbe Neigung nimmt dagegen wieder ab, wenn der Mensch sich verheirathet, die Verstandeskräfte durch die Fürsorge für die Familie in Anspruch genommen sind und die Vernunft anfängt, über die Heftigkeit der Leidenschaften den Sieg davon zu tragen.

Anmerkung 10.

Zur besseren Vergleichung haben wir auf nachstehender Tabelle die Zahl der Angeklagten mit derjenigen der Personen gleichen Alters, welche die Gesellschaft in sich schließt, verglichen, derart, daß jede Altersangabe die relative Wahrscheinlichkeit, in Anklagezustand versetzt zu werden, und damit zugleich, wie wir gesehen haben, auch diejenige, wirklich als strafbar befunden zu werden, ausdrückt. Ueberdieß sind die verschiedenen Zahlenansätze auch **proportional reducirt**, so daß die Summe jeder Columne gleich hundert ist.

Grade des Hanges zum Verbrechen.

Alter.	Diebstahl.	Nothzucht.	Körperverletzung und Verwundungen.	Todtschlag.	Mord.	Vergiftung.	Fälschungen.	Falsches Zeugniß u. Verleit. dazu.
Weniger als 16 Jahre	0,4	0,1	0,1	0,2	0,1	0,3	0,1	0,1
16 bis 21 Jahre	16,0	14,1	10,9	7,3	6,0	3,4	3,8	4,6
21 = 25 =	18,4	14,3	13,5	15,3	14,2	9,5	10,1	9,1
25 = 30 =	14,7	12,6	20,1	16,9	14,4	13,9	11,8	8,8
30 = 35 =	13,2	11,1	16,7	14,0	15,3	12,2	13,4	11,0
35 = 40 =	10,7	8,8	11,8	11,1	10,8	11,3	12,8	11,7
40 = 45 =	6,6	7,5	6,8	8,3	9,7	13,0	11,5	11,0
45 = 50 =	6,4	6,4	6,3	7,3	8,2	9,4	9,7	10,0
50 = 55 =	4,5	4,1	4,7	5,8	6,3	6,5	7,6	9,3
55 = 60 =	3,1	4,4	3,3	4,5	5,2	4,8	5,5	8,3
60 = 65 =	2,6	4,8	2,9	4,0	4,3	4,8	5,4	6,9
65 = 70 =	1,8	5,2	1,6	3,0	3,2	5,1	3,9	5,4
70 = 80 =	1,2	4,5	0,8	1,7	1,7	3,0	3,0	3,8
80 und darüber	0,4	2,1	0,5	0,9	0,6	2,8	1,4	"
Summen	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Die Zahlenangaben, worauf sich die Berechnung vorstehender Anschläge stützt, sind die von den französischen Gerichtshöfen in den neunzehn Jahren von 1826 bis 1844 incl. gegebenen. Die Bevölkerung ist nach dem Annuaire du bureau des longitudes angeschlagen.

Die Ziffern bezüglich der verschiedenen Verbrechen erreichen alle ein Maximum und fallen dann wieder herab. Die Nothzucht allein macht eine Ausnahme hiervon. Der Hang zu diesem Verbrechen ist einer der am frühesten in voller Intensität sich entwickelnden; das Maximum manifestirt sich vom zweiundzwanzigsten Lebensjahre an. Aber dieses Verbrechen bietet den ganz eigenthümlichen Umstand, daß es, nachdem es bis zum Alter von funfzig bis fünfundfunfzig Jahren an Frequenz abgenommen, nachher wieder einen neuen Aufschwung nimmt und ein neues Maximum zwischen dem fünfundsechzigsten und siebzigsten Jahre passirt.

Anmerkung 11.

Die Rechenschaftsberichte der französischen Justiz liefern uns die Zahl der Selbstmorde mit Altersangabe für den zehnjährigen Zeitraum von 1835 bis 1844; die belgischen liefern sie ebenfalls, aber nur für die vier Jahrgänge von 1835 bis 1839 incl. Die nachstehenden Tafeln wurden in gleicher Weise, wie die Criminaltabellen berechnet: um die Frequenz der Selbstmorde auf jeder Altersstufe beurtheilen zu können, ist die jeder auf der Tabelle spezifizirten Categorie entsprechende Bevölkerung in Anschlag gebracht.

Alter.	Zahl d. Selbstmörder mit der Bevölkerung verglichen.		Verhältniß zwischen Männern u. Frauen.	Relative Anzahl d. Selbstmörder mit d. Bevölkerung verglichen.		
				In Frankreich		In Belgien
	Männer.	Frauen.		Männer.	Frauen.	Männer u. Frauen.
Weniger als 16 Jahre	13	4	3,2	0,2	0,1	0,2
16 bis 21 =	286	156	1,8	3,5	5,7	2,2
21 = 30 =	645	225	2,9	8,0	8,3	7,6
30 = 40 =	781	219	3,6	9,7	8,1	10,0
40 = 50 =	1,028	322	3,2	12,8	11,9	12,7
50 = 60 =	1,067	381	2,8	13,2	14,0	17,1
60 = 70 =	1,260	453	2,8	15,7	16,7	15,6
70 = 80 =	1,486	487	3,1	18,5	18,0	17,3
80 u. mehr =	1,474	467	3,2	18,4	17,2	17,3
Summen	8,040	2,714	3,0	100,0	100,0	100,0

Man sieht, daß während der ersten Lebenszeit der Selbstmord nicht sehr häufig ist, mit dem Alter die Zahl der Fälle zunimmt und das Gesetz fast genau dasselbe für die Männer wie für die Frauen ist. Bei Letzteren ist jedoch der Selbstmord gegen das Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren relativ etwas häufiger und läßt sich annehmen, daß dies auf demselben Grunde etwa, wie der Kindermord beruht. Absolut betrachtet ist übrigens die Zahl der Selbstmorde in Frankreich dreimal so groß bei den Männern, als bei den Frauen.

Alles das zeigt uns, daß der Mensch im Allgemeinen, in allen seinen Handlungen mit der größten Regelmäßigkeit zu Werke geht. Ob er heirathet, sich fortpflanzt, oder sich tödtet, ob er das Eigenthum oder das Leben von seines Gleichen angreift, immer scheint er unter dem Einflusse feststehender und außerhalb des freien Willens liegender Ursachen zu handeln.

Wir werden uns deßhalb doch wohl hüten, daraus den Schluß zu ziehen, daß diese Beharrlichkeit das Resultat eines trostlosen Verhängnisses sei. Wir sehen unsrestheils nichts Anderes darin, als den Beweis der Fortdauer der moralischen Zustände, welche die Selbstmorde hervorgerufen, während der Dauer des Zeitraums, den unsre Beobachtungen umfassen.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.